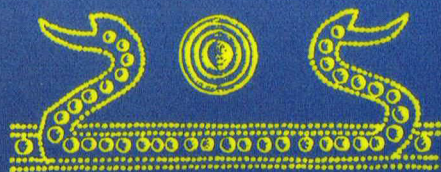


Verhagen

Britta Verhagen

Rückkehr nach ATLANTIS



Rückkehr nach ATLANTIS

GRABERT



Britta Verhagen

Rückkehr nach ATLANTIS

Auch dieser zweite Atlantis-Roman von Britta Verhagen wurzelt in sicherem historischen Boden: Grundlage ist das Atlantis-Bild, wie es sich aus zahllosen Mosaiksteinen – von antiken Überlieferungen bis zu modernen Spatenforschungen – zusammenfügt und immer deutlicher ausprägt.

Das »Troja des Nordens« der Atlanter in der Deutschen Bucht ist in der geologisch-klimatischen Katastrophenzeit um 1220 v. Zw. untergegangen. Wie es der erste Roman »Ein König in Atlantis« schilderte, war damit den Atlantern, die von diesem politischen und kulturellen Zentrum aus zu einer gewaltigen amphibischen Kriegsope-ration gegen Ägypten aufgebrochen wa-ren, die Heimat genommen.

Sie bildeten zwar, über die ganze damalige Mittelmeerwelt vorstürmend und ausgrei-fend, die Ahnen jener Völker, die ein hal-bes Jahrtausend später den großen kulturel-len Aufbruch der abendländischen Antike begannen; ihr Ursprungs- und Kraftzen-trum im Nordwesten aber hatten die Nordseewellen verschlungen.

Doch enthält die »Edda« (in der »Seherin-nenrede« Völuspà) einen vieldiskutierten Hinweis darauf, daß das nicht – noch nicht – das endgültige Schicksal von Atlantis ge-wesen sei. Was dieser alt-isländische Text besagt, mutet zunächst gespenstisch an, ist jedoch in Wirklichkeit die eindeutige Be-

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

hauptung eines zweiten Anfangs, eines Wiedererstehens der atlantischen Königsinsel.

Das Ringen um diesen Neubeginn ist das Thema dieses zweiten Atlantis-Romans, es liefert ihm seine Spannung, seine leuchtenden Farben und packenden Momente. Im Mittelpunkt steht wieder eine Führerfigur, ein Mensch von bedeutender, verpflichtender Herkunft, aber auch persönlichem Format. War es im ersten Roman der Atlanterkönig Hyllos, der Nachdenkliche, Zweifelnde, doch bis zur letzten Konsequenz Pflichtbewußte, begegnet uns hier nun – in der Person von dessen Urenkel – der unbeirrbar Zäh, von einer überzeitlichen Mission Durchdrungene.

So ist dies die Geschichte eines Menschen geworden, der sich vor eine Aufgabe gestellt sieht, die nicht weniger als hundert Jahre lang auf ihre Erledigung wartete, und der, trotz sich auftürmender Schwierigkeiten, nicht aufgibt: »So werde ich es eben von neuem versuchen«, sagt er auf die Frage, was nach seinem Scheitern werden sollte.

»Rückkehr nach Atlantis« ist Britta Verhagen wieder zu einem Musterstück historischer Erzählkunst gelungen: Vor dem Hintergrund eines plastischen, ungemein detailreichen kulturgeschichtlichen Gemäldes einer fesselnden Epoche fügt sie erregendes Geschehen, ergreifendes Menschengeschick, psychologische Deutung und das im Leben jener Menschen allgegenwärtige Übernatürliche zu einer überaus dichten und zugleich vorstellbaren und glaubhaften Darstellung zusammen.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Verhagen

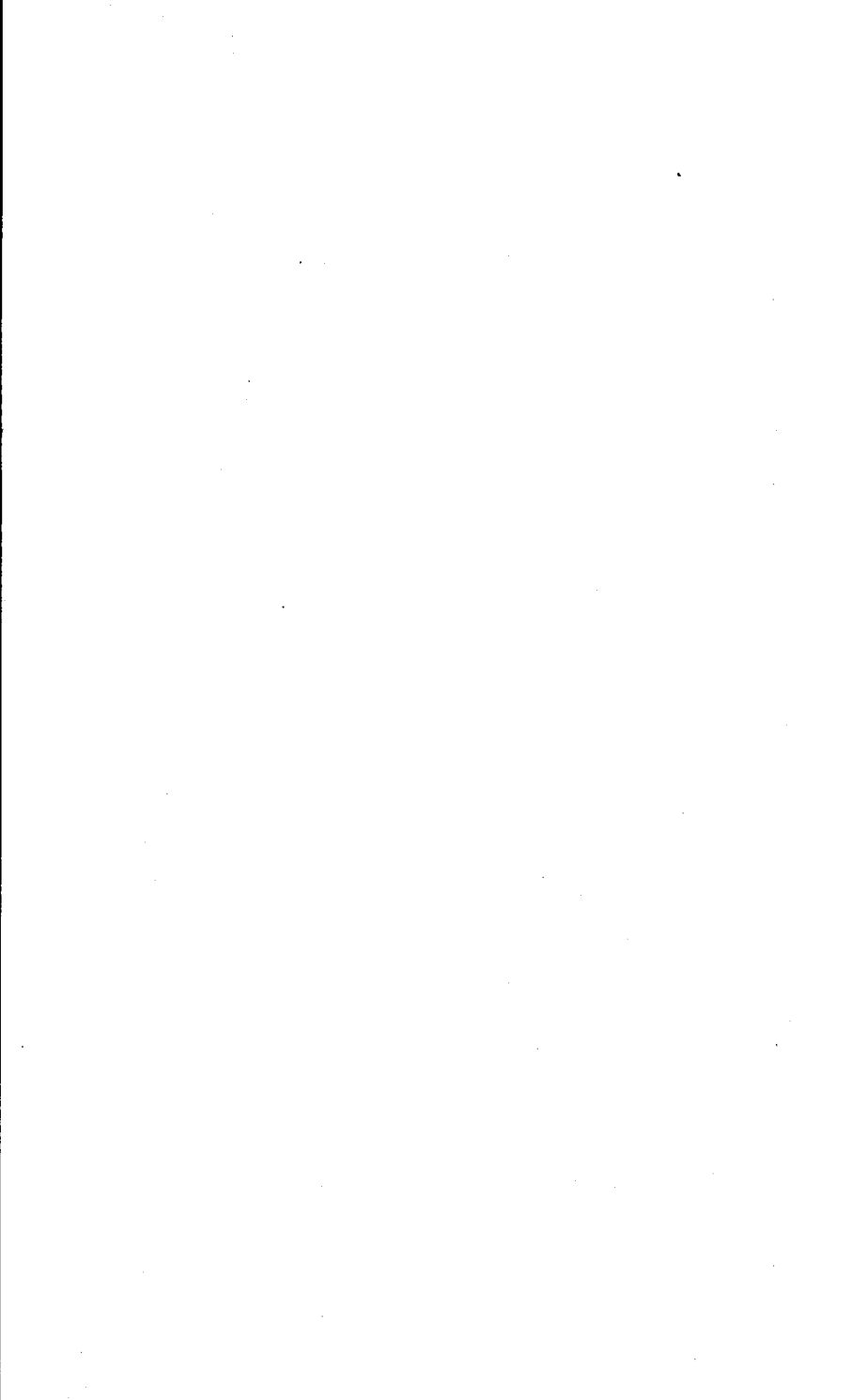
Rückkehr nach ATLANTIS



Verhagen

—
Rückkehr
nach

ATLANTIS



RÜCKKEHR NACH ATLANTIS

BRITTA VERHAGEN

RÜCKKEHR NACH ATLANTIS

Historischer Roman



1982

GRABERT-VERLAG
TÜBINGEN
BUENOS AIRES-MONTEVIDEO

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen
Buchbinderarbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Lektorat: Dr. Robert Brenner

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Verhagen, Britta

Rückkehr nach Atlantis / Britta Verhagen. –

Tübingen; Buenos Aires; Montevideo:

Grabert, 1982.

ISBN 3-87847-058-4

© 1982 by Grabert-Verlag Tübingen

Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorspiel	9
----------	---

ERSTER TEIL

I Die Ausfahrt	35
II Land im Nebel	47
III Das Geheimnis	58
IV Andeutungen	70
V Die goldene Hand	79
VI Die Heimkehr des Gottes	89
VII Hymon	104
VIII Der alte Weise	110
IX Es lebe der König	122
X Die Krönung	133
XI Herrad	140
XII Das neue Licht	151

ZWEITER TEIL

I Die Boten	159
II Auf Mimas' Hof	175
III Der neue Gott	183
IV Der Schwur	197
V Die zweite Hochzeit	204
VI Feuerzeichen	217
VII Trümmer	231
VIII Der Kampf	240
IX Durchschnittene Fesseln	254
X Die Seherin	263
Nachwort	279

Seh aufsteigen zum andern Mal
Land aus den Fluten, frisch ergrünend.
Es fällt die Flut; hoch schwebt der Aar,
der auf dem Felsen Fische weidet.

Auf dem Idafeld die Asen sich finden
und reden dort vom riesigen Wurm
und denken da der großen Dinge
und alter Runen des Raterfürsten.

Wieder werden die wundersamen
goldenen Tafeln im Gras sich finden,
die vor Urtagen ihr eigen waren.
Unbesät werden Äcker tragen,
Böses wird besser – Balder kehrt heim.

Den Loszweig heben wird Hönir dann.
Wieder wohnen im weiten Windheim
die Söhne der Zwillinge – wißt ihr noch mehr?

Edda. Völuspà

VORSPIEL

1

»Nauteas! Komm zurück! Fischmann! Seeungeheuer!« Die Jungen benutzten die Hände als Schalltrichter. Sie standen bis zu den Schenkeln im Wasser, spritzten, lachten und schrien. »Dich holen noch die Meertöchter, gib acht!«

Nauteas schwamm weit draußen. Vom Strand aus gesehen, war sein Kopf nur mehr ein kleiner schwarzer Punkt auf der sonnenglitzernden Fläche. Er lag auf dem Rücken, und die weiche Dünung trug ihn auf und ab. Er dachte: Ich möchte weiter schwimmen und weiter und immer weiter . . . Aber die Freunde riefen vom Strand her nach ihm, und so warf er sich herum und strebte wieder dem Strand von Naupactos zu, hinter dem im grünlichen Mittagsdunst die hohen Berge aufragten.

Die Jungen platschten ihm entgegen. »Das Seeungeheuer kommt!« Keuchend blies er die Backen auf und spie einen großen Wasserstrahl von sich.

Sie packten ihn und zerrten ihn an Land, und dabei knufften und stießen sie ihn, aber nicht zu hart, denn sie wußten wohl, daß man mit einem Königssohn, sei er auch noch so arm, nicht grob umgehen durfte.

Er lag im Sand. »Laßt mich ins Meer zurück. Ein Fisch auf dem Trockenen geht zugrunde, ihr wißt es.« Er klappte die Kiefer auf und zu, verdrehte die Augen und spielte den Sterbenden.

Aber ganz plötzlich schnellte er sich dann in die Höhe. »Bei allen Göttern, ich muß an die Arbeit.« Groß für sein Alter, schlank und aufrecht stand er da, sein rotbraunver-

brannter Knabenkörper glänzte noch von Nässe. Die Haare, sonst hell wie Flachs, hingen ihm in dunklen Strähnen in das frische Gesicht, das, eher breit als schmal, mit kräftigen Backenknochen, großem Mund und heiteren blauen Augen, immer zu lachen schien. »Vorwärts! Vorwärts! An die Arbeit mit uns!«

Nahe dem Strand lag die Werft. Die heiße Sonne übergoldete die flachen Schuppen, die Balkenlager und Holzbeigen und die Gerippe der halbfertigen Schiffe, die hoch auf den Docks lagen und ihre schön geschwungenen Steven anmutig in den tiefblauen Himmel reckten. Hammerschläge hallten von dort herüber.

Die Jungen liefen. Einige Männer lagerten faulenzend hinter den Schuppen. Sie winkten ihnen zu und schwenkten ihre Lederflaschen. »Komm her, Königssohn. Willst du trinken?«

Nauteas, der junge, nachgeborene Sohn des verstorbenen Dorerkönigs Aristomachos, war beliebt bei den Leuten auf der Werft. Sie schätzten es, daß er mit ihnen arbeitete und umging, als sei er einer von ihnen. Es gefiel ihnen, daß er so geschickt war, verliebt in die Schiffe und den Schiffsbau, und daß er immer sofort sah, wo es fehlte und dann zugriff, rasch aber umsichtig, so als sei er zwanzig und nicht erst vierzehn Winter alt.

»Holla!« rief Nauteas. Im Dahinjagen war er unversehens über die Beine eines alten Mannes gestolpert, der im Schatten eines Bootshauses sein Schläfchen hielt. Sofort blieb der Junge stehen und beugte sich tief herab. »Ach! Ich sah dich nicht. Habe ich dir weh getan?«

Auch das machte ihn den Leuten lieb: daß er immer besorgt um jeden war, von dem er glauben konnte, es fehle ihm etwas. »Er ist wie ein kleiner Vater«, sagten sie, und: »Bei ihm merkt man noch etwas von der Abstammung von den Göttern, mehr als bei seinen Brüdern jedenfalls.«

Der Alte zog seine Beine an sich und rieb sie. »So alt bin ich noch nicht, daß ich nicht einen kleinen Puff vertragen könnte«, sagte er. »Laß dich nicht aufhalten, Königssohn.«

Und als Nauteas weiterlief, blickte er ihm gedankenvoll nach: »Da rennt er und lacht, der arme Bursche . . .«

Nauteas wäre erstaunt gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß die Leute auf der Werft ihn bemitleideten. Sie wußten, daß sein Vater gestorben war, gerade an dem Tag, an dem dieser Jüngste das Licht der Welt erblickte, daß seine Mutter, die Frau, die der König Aristomachos noch in vorgerücktem Alter geheiratet hatte, jetzt in ärmlichen Verhältnissen leben mußte, verachtet von ihren Stiefsöhnen, und daß diese sehr viel älteren Brüder auch auf Nauteas herabsahen und sich wenig um ihn kümmerten. Er hatte bisher bei seiner Mutter in Doris gelebt und kaum so etwas wie eine Erziehung genossen. Jetzt war er aus eigenem Antrieb nach Naupactos gekommen, um den Schiffsbau zu erlernen. Das war recht und gut, aber was in aller Welt sollte denn später aus dem Jungen werden, der nicht einmal einen Waffenmeister besaß und dem seine Brüder, das war klar zu sehen, sein Erbe vorenthalten würden?

Beim letzten Schuppen erwartete den Jungen sein Diener Eumenes. Auch er war alt und besorgt, Nauteas' Mutter hatte ihn ihrem Sohn mitgegeben, auf daß er ihn überallhin begleite und für ihn Sorge. Er schalt: »Natürlich bist du wieder viel zu weit hinausgeschwommen. Das wird noch ein schlechtes Ende mit dir nehmen, die Nereiden werden dich hinabziehen, und deine Frau Mutter wird sich die Augen ausweinen.«

»Nein«, antwortete Nauteas und lachte. »Ich ertrinke nicht, ich doch nicht. Aber mach schnell, ich muß zur Arbeit. Trocken bin ich schon.«

Er ließ sich das Lendentuch umlegen, das einzige Kleidungsstück, das er trug, und rannte wieder davon.

Doch bei den Schiffen waren die Hammerschläge verstummt. Die Männer kamen ihm entgegen. »Mittagspause. Wir haben Durst. Komm mit, Königssohn, es gibt jetzt nichts zu tun für deinen Eifer.«

Der Schatten des Bootshauses war breit und lang. Da saßen sie nun alle, der alte Mann, die Arbeiter und auch die

Jungen, dicht um Nauteas geschart. Er lag ausgestreckt in ihrer Mitte und kaute mit vollen Backen, denn das Bad hatte ihn hungrig gemacht.

Wieder neckten und schalten sie ihn. »Gib acht, die Seejungfrauen sind tückisch, und der Herr der Meere ist ein gefährlicher Gott, denke daran.«

»Posideos?« Nauteas biß kräftig in seinen Weizenfladen. »Wir sind Dorer. Wir Herakliden waren ihm immer am meisten vertraut.«

»Vertraut, vertraut«, höhnte einer der Männer. »Vertraue einer den Göttern! Ehe du dich's versiehst, streckt dich ein Blitzstrahl nieder. Was war das zum Beispiel mit deinem Ahn, he, Nauteas? Man sagt, auch jener König Hyllos traute dem Posideos, und dennoch konnte er dem Schwert des Königs von Tegea nicht standhalten.«

Nauteas wandte den Kopf zu dem Sprecher. »Mein Ahn Hyllos war der größte Held seiner Zeit, fast so stark wie Herakles selbst, der auch mein Ahn ist.«

Eumenes, der mit im Kreis saß, blickte über die Schulter. Hinter den Bergen stiegen schneeweiße Wolkentürme in den Himmel. »Wir bekommen noch ein Gewitter. Das mit dem Blitzstrahl ist gar nicht so dumm. Hyllos war ein großer Held, ja, und hatte Zehn-Männer-Kräfte, und es war der Gott, der ihm den Arm lähmte. Man sagt, er sah ihn leibhaftig, wie er in den Zweikampf eingriff und dem Hyllos seinen goldenen Lichtspeer entgegenhielt, so daß dessen Schwert daran zerschellte. Aber man sagt auch, daß Hyllos den Gott sehen *wollte* und daß er in Frieden starb.«

»Jawohl«, unterbrach der Mürrische, »und wir mußten fünfzig Jahre warten, und dann war es erst recht nichts – den Sohn des Hyllos, den Kleodaios, führten die Götter genauso an der Nase herum wie seinen Vater. Oder stimmt es etwa nicht, daß das Orakel von Delphi ihm sagen ließ, er werde siegen, wenn er die dritte Frucht abwarte, und daß er drei Jahre wartete und dennoch von den Peloponnesiern geschlagen wurde?«

Der alte Mann, über dessen Beine Nauteas zuvor gestol-

pert war, richtete sich auf den Ellbogen auf. »Das alles sind Dinge, die wir nicht beurteilen können. Der Wille der Götter bleibt immer rätselhaft, und es lohnt nicht, darüber viele Worte zu verlieren.«

Auch Nauteas hatte sich aufgesetzt. Er hockte jetzt mit gekreuzten Beinen im Sand, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in die Hände gelegt. So starrte er auf die glitzernde Wasserfläche und die ferne, jenseitige Uferlinie. »Diesmal werden wir siegen«, sagte er.

»Ganz gewiß«, stimmten ihm viele Stimmen zu.

Einer der jungen Burschen fragte: »Wie war das eigentlich mit Kleodaios und Hyllos und den anderen Herakliden? Man hört so dies und das, aber so richtig weiß ich es nicht.«

»Wir auch nicht«, riefen einige andere.

Viele wollten ihnen antworten, aber Nauteas sagte: »Silas soll erzählen, er weiß es am besten.«

Der Alte an der Schuppenwand schob sich vollends in die Höhe. »Ich kann erzählen, ja«, murmelte er. »Ich weiß alles genau, von meinem Vater und meinem Großvater her, der noch im alten Land geboren wurde. Denn das wißt ihr hoffentlich, ihr Jungen, daß unsere Väter einst an den Enden der Welt am wilden Okeanos gewohnt haben, dort, wo der Urvater Atlas als Säule steht und den Himmel stützt, daß der nicht einfällt, den Nordstern über seinem Haupt. Das war ein wunderschönes Land dort, sagen sie, mit Äckern, die unbesät trugen und zweimal im Jahr Frucht brachten, mit Bäumen, die goldene Äpfel hervorbrachten, und saftigen Wiesen, auf denen Vieh in unübersehbaren Mengen weidete. Und vor der Küste lag eine Insel, dort war das höchste Heiligtum des Gottes, das blitzte nur so von Gold und Silber und Elektron, das man damals Oreichalkos nannte, denn die Leute in diesem schönen Land waren sehr reich, und ihre Könige, die Atlantiden, die von den göttlichen Zwillingen abstammten, waren so stark und weise, daß alle fünf oder sechs Jahre viele Könige aus allen Ländern der Erde zu ihnen in den Norden kamen, um sich Rat bei ihnen zu holen.«

»Warum sind wir denn weggegangen aus diesem Land, wenn es so reich und schön war?« rief eine junge Stimme in den gleichmäßigen Redefluß des Alten hinein.

Der blickte auf. »Ihr wißt doch wohl von dem Zorn der Götter und davon, was er anrichtete vor jetzt bald hundert Wintern. Er kam auch über jenes Land. Es wollte durchaus nicht mehr regnen, auch im Winter nicht, und die Frucht verdorrte am Halm, und Bäche und Flüsse trockneten aus. Da wurde das Volk im Norden unruhig, und die meisten wollten fortziehen, um sich feuchtere und fruchtbarere Länder zu suchen. Und dazu kam, daß die Libyer, die nahe bei Aegyptenland wohnen und unsere Verwandten von uralter Zeit her sind, die Nordleute baten, ihnen zu helfen, denn sie lagen schon lange im Kampf mit den hochmütigen Pharaonen, die alle Verträge brachen und den Libyern nie ihr Recht gönnen wollten, und so zogen die Atlanter des Nordens aus, um ihnen beizustehen und die fruchtbaren Gebiete am großen Aegypterstrom für sich einzunehmen. Es herrschte aber da auf der Heiligen Insel des Gottes ein ganz junger König mit Namen Hylos. Von Mutterseite her war er ein Atlantide, und da fast seine ganze Sippe durch eine böse Seuche vernichtet worden war, hatte man ihn zum König gewählt, als er erst zwölf Winter zählte. Sein Vater aber war ein Achaier, ein Enkel des Helden Herakles, von dem so viele Wundertaten erzählt werden. Dem Herakles aber war der Peloponnes da drüben als Erbe zugesprochen worden, und darum wollte auch sein Enkel Herakleitos dort sein Königsrecht geltend machen. Die Söhne des Atreus aber, die sich die Herrschaft angemaßt hatten, vertrieben ihn, und er fuhr auf den großen Flüssen und durchwanderte viele Länder, um die Welt kennenzulernen, und so kam er auch in das Reich Atlantis und auf die Heilige Insel, und da gefiel es ihm so wohl, daß er jahrelang dort blieb und des Königs jüngste Tochter heiratete. Aber dann zog es ihn doch wieder nach Süden, er versuchte aufs neue mit einem kleinen Heer sein Königreich zu gewinnen, wurde geschlagen und fiel auf einer Ebene in Arkadien.«

»Warum nur haben die Herakliden immer so viel Unglück?« fragte einer halblaut dazwischen.

»Von jetzt ab werden sie Glück haben«, sagte Nauteas. »Erzähl weiter!« Er blickte immer noch auf das Meer hinaus, das jetzt einen fahlen Schein bekam, als verliere die Sonne ihre Kraft.

»Der Sohn jenes Herakleitos aber, des Gefallenen, nahm sich vor, eines Tages seinen Vater zu rächen, und als dann die große Dürre immer unerträglicher wurde, zog er mit einem Heer gen Süden, begleitet von Jole, seiner jungen Gattin, und fiel ins Achaierland ein, auch er, um dort sein Königsrecht geltend zu machen. Er belagerte Athenai, aber durch Verrat verlor er viele Leute, und so zog er sich mit denen, die ihm geblieben waren, ins Gebirge zurück, und dort überlebten sie die schrecklichen Unwetter des Zeus, von denen wir alle wissen, da wir ihre Spuren noch überall sehen. Damals spieen die Berge am Meer Feuer, glühende Steine fielen vom Himmel, die Luft und das Wasser waren verpestet und gewaltige Meeresüberschwemmungen zerstörten die Länder an der Küste, auch die im Norden, sagt man, und sehr viele Menschen kamen ums Leben. Das kleine Heer des Hyllos aber wurde von den Göttern geschützt, und als die Wege wieder einigermaßen gangbar waren, stieg er mit ihm hinab in die Ebene, durchzog die verwüsteten Länder und drang über die Landenge von Korinth in jenes Gebiet ein, in dem ihm von seinen Vätern her Königsrecht zustand. Da aber trat ihm der König Echemenos von Tegea entgegen mit dem, was er an Männern noch hatte sammeln können, ein kleines Häuflein halbverhungelter Jammergestalten, so heißt es. Die Unseren wären leicht mit ihnen fertig geworden, aber der Held Hyllos war großmütig, und er bot jenem Echemenos den Zweikampf um den Besitz des Landes an. Und Echemonos siegte, und die Bedingung war, erst nach fünfzig Jahren . . .«

»Das haben wir schon gehört«, fiel einer dem Alten ungeduldig ins Wort. »Was geschah mit Kleodaïos?«

»Der war mitten in den Unwettern des Zeus geboren

worden und nicht viel über einen Winter alt, als sein Vater das Leben verlor.«

Einige seufzten, auch Nauteas.

Silas sprach weiter: »Also zog die Königin Jole, ihr Kind im Arm, aus dem Lande, um die beschworene Bedingung zu erfüllen, und Hyllos' Vetter Doros und die anderen Männer mit ihr. Sie bauten Schiffe, wie wir es jetzt tun, und segelten hinüber nach Kreta, denn man hatte ihnen gesagt, dort gäbe es gute Felder, aber keine Einwohner mehr. Doch dort war das Leben schwer, ein Feuerberg draußen im Meer kam nicht zur Ruhe, und immer wieder war die Luft von Asche erfüllt, glühende Steine flogen durch die Luft, und viele Leute kamen um. Da fuhr Doros mit den Schiffen fort, ein besseres Land zu finden. Er segelte nach Alasia, das man jetzt Kypris nennt, aber diese Insel hatten die Dänen erobert, und sie ließen ihn nicht an Land, wie es ihre Art ist, und sie sagten, es gäbe dort keinen Platz für neue Ansiedler. Da fuhr er weiter nach der Küste, die man jetzt Palästerland nennt, und da fand er einen Hafen und baute eine Siedlung auf den Ruinen einer zerstörten Stadt und nannte sie Dor nach seinem Namen und nach einer Festung auf der Heiligen Insel im Alten Lande, die ihm gehört hatte. Und als die ersten Häuser standen, ließ er die Frauen und Kinder nachholen. Und in Dor regierte nun die Königin Jole und zog ihren Knaben auf, und als er alt genug dazu war, übergab sie ihm die Herrschaft und lebte noch etliche Jahre und half allen, die Hilfe brauchten, mit Rat und Tat. Mein Großvater hat sie gesehen, er sagte, sie sei eine vorzügliche Frau und eine echte Königin gewesen, mutig und stark, er hat sie mir beschrieben, als ich ein Knabe war, und mir scheint, daß du ihr ein wenig gleichst, Nauteas, äußerlich und innerlich, denke ich.«

Nauteas lächelte erfreut. Aber dann wandte er den Blick wieder zum Meer und sagte leise: »Ich möchte Hyllos gleichen.«

Niemand hörte es, da der Alte schon weitererzählte. »Als aber die fünfzig Jahre um waren, da war die Königin Jole tot

und Kleodaios ein Mann in vorgerückten Jahren. Und Doros krankte an einer Wunde, die er in der großen Seeschlacht an der Mündung des Aigypsterstromes davongetragen hatte. «

»Erzähl das auch, das mit der Schlacht«, forderte jemand.

Der Alte blickte zum Himmel auf. »Das Gewitter kommt«, sagte er.

»Wir müssen an die Arbeit«, mahnte ein anderer.

»Wir wollen die Geschichten aus alter Zeit hören«, riefen die Jungen. »Nauteas will sie hören, nicht wahr, Nauteas?«

»Ja, ich will sie hören«, sagte Nauteas.

»Gut, also. Die große Schlacht: Das war vor fünfundsechzig Wintern. Der Heerkönig Gorgone, der auch ein Atlantide war, hatte an alle Stämme und Völkerschaften, die in jener Zeit aus dem Norden gekommen waren, Boten gesandt, daß sich die Männer an einem bestimmten Tag an der Grenze des Aigypsterlandes einfinden sollten und die, die Schiffe hatten, vor der Deltamündung des Stroms. Da wollte er Aigypthenland angreifen mit gewaltiger Heeresmacht. Gorgone war ein starker Krieger. Er hatte den großen Zug der Atlanter durch die Asia geführt, und jetzt hatte er sein Feldlager in Amurru aufgeschlagen. Die Leute in den Ländern am Inneren Meer, die seinen Namen nicht aussprechen konnten, nannten ihn nur den großen Gog. Aber er hatte zu lange gewartet, er hätte Aigypthenland angreifen sollen, als es noch schwach war und in Trümmern lag. Jetzt hatte es sich erholt und besaß starke Heere und einen König, der ebenso mächtig und hart war wie Gorgone selber. Verrat war auch mit im Spiel, und so verloren die unseren die Feldschlacht, die der Pharao Ramses selbst führte. Und ebenso mißlang der Angriff von See her. Der Wind schlug um, als unsere Schiffe bereits in die Flußmündung eingefahren waren, und da sie nur Segelboote ohne Ruderer hatten, konnten sie nicht gegen den Wind manövrieren. Die Aigypther aber kamen mit einer riesigen Überzahl von Schiffen aus dem Delta herausgerudert und umzingelten die unseren, die hilflos in der Dünung schaukelten.

Ihre Boote waren gedrängt voller Bogenschützen, die schossen die Männer auf den Schwanenschiffen ab wie die Vögel auf der Stange. Denn ihr wißt ja, bei uns verwendet man die fernhinter treffenden Waffen nur ungern, weil man es für feig und niederträchtig hält, so zu kämpfen. Aber das machten sich die Krieger aus Aigyp tenland zunutze. Sie brachten viele Schiffe zum Kentern und töteten die Männer, die im Wasser schwammen, oder nahmen sie gefangen. Kleodaios und Doros kamen mit ihren Schiffen erst an, als die Schlacht schon in vollem Gange war, und sie wurden gleich mit Pfeilen überschüttet, so daß ein Schuß den Atlantiden Doros traf und kampfunfähig machte. Und da sie sahen, daß bereits alles verloren war, zogen sie sich zurück und kamen glücklich davon und wieder nach Dor, denn Kleodaios hatte klugerweise Ruderer mitgenommen. «

»Fliehen? Das hätten sie nicht tun sollen«, sagte Nauteas heftig.

Aber Eumenes widersprach ihm. »Was hätten sie anderes tun sollen? Die Schlacht war verloren. Du zeigst dich recht unvernünftig, Nauteas.«

Nauteas schluckte und schwieg.

»Die Aigyp ter hatten viele Gefangene gemacht, allein zehn Könige der Nordleute, die alle auf einem Schiff gefahren waren, darunter den großen Gorgone. Den zogen sie bewußtlos aus dem Wasser. Und später schlug ihm der Pharao Ramses selbst im Angesicht seiner Götter und Priester mit einer Keule den Kopf ein, wie erzählt wird.«

Nauteas ballte die Fäuste. »Es ist eine Schande. Sie hätten ihn heraushauen sollen, um jeden Preis. Du magst reden, was du willst, Eumenes. Ich sage, es war eine Schande, daß Männer wie Kleodaios und Doros alle diese Könige und anderen Landsleute im Stich ließen. Ich hoffe, ich gleiche nicht dem Kleodaios.«

»Nauteas hat recht«, schrien die Jungen.

»Seid still«, mahnte der Alte. »Ich will noch erzählen, wie es Kleodaios erging. Es wurde schon gesagt, daß er das Orakel befragen ließ, als die fünfzig Winter um waren, und

auch, was für einen Bescheid er erhielt. Er wartete also die Feldfrucht dreier Jahre ab und segelte dann gen Nordosten. Das Orakel hatte noch hinzugesetzt, wenn er den Weg durch die Enge wähle, sei ihm der Sieg sicher. So landete er in Attika und versuchte ebenso wie sein Vater Hyllos Athen zu nehmen, damit er es nicht im Rücken habe. Aber es gelang ihm genausowenig, obwohl der König der Athenaiër Kodros im Kampf fiel. Und als Kleodaios dann doch durch die Landenge von Korinth einziehen wollte, geriet er in einen Hinterhalt der Peloponnesier und fast als ersten der Dorer durchbohrte ihn ein Speer. Nur einem kleinen Teil des Heeres gelang es unter der Führung seines Sohnes Aristomachos, sich freizukämpfen und zu den Schiffen und nach Dor zurückzugelangen. «

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen, daß dein Vater am Leben blieb, um dich zu zeugen, Nauteas«, warf Eumenes mit strenger Stimme ein.

»Nein«, antwortete Nauteas ernsthaft, »in diesem Falle lagen die Dinge ja anders.«

»Als Aristomachos nach dem Tod seines Vaters zurückkehrte, hatten die Dorer den Saxen die Tore geöffnet, die damals den Norden des Palästerlandes zu besiedeln begannen. Saxenschiffe lagen im Hafen, und Saxen wohnten überall in der Stadt und sogar auf dem Königshof. Es war ein böses Gedränge, und viel Streit entstand. Aber Aristomachos war außerstande, die ungebetenen Gäste auszuweisen, da er selbst eine Säxin zur Frau hatte und die Anführer somit alle seine Verwandten waren. Zwanzig Jahre lang hielt er den unguten Zustand aus, denn er wollte warten, bis die jungen Knaben herangewachsen waren. Dann zog er aus, dem Götterspruch getreu, aufs neue den Einmarsch über die Landenge zu wagen. Aber da war inzwischen ein Sperrwall errichtet worden, aus mächtigen Blöcken getürmt, und dahinter flogen Pfeile hervor. Aristomachos und die Seinen taten, was sie konnten, aber sie vermochten den Wall nicht zu bezwingen und mußten schließlich abziehen, da ihre Schar zu klein wurde. Mit den Männern, die

ihm geblieben waren, und seinen drei jungen Söhnen ging Aristomachos nicht mehr nach Dor zurück, obwohl sie alle sich fürder stets Dorer nannten, sie siedelten in einer gänzlich menschenleeren Gegend nördlich vom Parnassos, die man jetzt Doris heißt, und bauten dort Höfe und Häuser, ackerten und trieben Viehzucht, und die Frauen und Kinder kamen auch dorthin. In Doris lebte Aristomachos noch etliche Jahre in Frieden, seine Gattin starb ihm, und er nahm sich ein junges Weib von großer Schönheit. Aber danach starb auch er an einer Krankheit, die im Lande umging – der einzige Heraklide, der nicht im Kampf fiel –, und am gleichen Tage wurde unser Nauteas geboren. Aber die Felder trugen in jenen Jahren in Doris wenig Frucht, ihr wißt es alle, denn ihr habt sämtlich dort gelebt, und die Dorer sehnten sich nach dem Meer, denn alle Völker, die vom grünen Okeanos kommen, lieben das weite Wasser und die Seefahrt und können von dieser Liebe nicht lassen. «

»Ja, das ist wahr, das ist wahr«, rief Nauteas und warf die getrockneten Haare zurück.

»Und so wurde Temenos, der jetzt der oberste König der Dorer war, oft gedrängt, hinabzuziehen und das Land zu gewinnen, das rechtens den Herakliden zu eigen gehöre. Doch er sagte immer: Es ist noch nicht an der Zeit. Erst müssen die Jungen herangewachsen sein. «

»Aber jetzt«, rief Nauteas und sprang plötzlich auf die Füße, »jetzt bin ich herangewachsen und viele sind herangewachsen und fünfundzwanzig Winter sind vergangen. Und jetzt bauen wir Schiffe und werden hinüberfahren und Hyllos und die anderen rächen. «

»Wenn die Schiffe fertig sein werden, ja. Das dauert seine Zeit«, sagte der Alte.

Nauteas sprudelte hervor: »Und diesmal, diesmal wird es uns gelingen. Mein Bruder Kresphontes hat persönlich das Orakel von Delphi aufgesucht. Er ist schlau, klüger als andere Leute. Er hat glücklich herausbekommen, wie jener Spruch damals eigentlich gemeint war. Nicht die dritte Feldfrucht, sondern die dritte Generation sollte abgewartet

werden, und nicht die Landenge sollte als Weg dienen, sondern die Meerenge . . .«

Einer der Männer unterbrach ihn. »Die drüben rüsten auch«, sagte er und wies über den Golf nach dem fernen Landstreifen hinüber. »Wälle werfen sie auf, wie man hört, verstärken die Mauern und schmieden die Waffen . . .«

»Laß sie doch«, rief Nauteas. »Jetzt sind die Götter mit uns, das Orakel hat es verkündet.« Er begann plötzlich laut zu lachen. »Wißt ihr, daß Pythia meinem Bruder noch einen höchst sonderbaren Bescheid mitgegeben hat? »Nur wenn euch der Dreiäugige führt, werdet ihr siegen.« Ist das nicht zum Lachen? Das haben die Priester dort erfunden. Denn so etwas werden die Götter doch nicht sagen – einen Mann mit drei Augen, das gibt es ja nicht.«

Er brach ab. Jetzt donnerte es in der Ferne, so als widerspreche der Gott. Die Wolken waren heraufgekommen und hingen schwarz über dem stumpfgrauen Meer.

Die Männer schrakten auf. Scheu blickten sie zum Himmel. »Was sagt er, der große Donnerer?«

»Fürchtet die Ewigen, das sagt er«, murmelte der alte Mann. »Geht an eure Arbeit, Leute. Vielleicht zieht das Wetter vorüber.«

2

Sie nahmen ihre Flaschen und erhoben sich. Aber da kam ein schnellfüßiger Junge angelaufen und meldete: »Die Könige sind da. Eben steigen sie von den Pferden. Sie wollen die Werft besichtigen und schauen, wie das Werk gedeiht.«

»An die Arbeit, Freunde, an die Arbeit!« Alle stoben auseinander.

Nauteas aber lief seinen Brüdern entgegen.

Er sah sie die Straße herabkommen, die quer durch das Werftgelände führte. Ihr Gefolge war hinter ihnen. Voraus ging Aristodemos, der von den drei Königen, wie man sie meist nannte, der Jüngste war, begleitet von seinen beiden

zwölfjährigen Zwillingsöhnen Eurystenes und Proclos. Aristodemos war ein harter und zornmütiger Mann, den jeder fürchtete, sogar Nauteas ein wenig. Ihm nach schlen-
derte Kresphontes, lässig und hübsch, schmuckblitzend, die Klamis locker und elegant geschürzt, ein spöttisches Lächeln um die schmalen Lippen. Temenos, der älteste Bruder, war nicht dabei.

»Mir scheint, hier wird mehr gefaulenzt als gearbeitet«, fuhr Aristodemos seinen jüngsten Bruder an, als der ihn erreichte.

»Einmal müssen wir auch etwas essen«, antwortete Nauteas fröhlich. Er sagte es nicht anmaßend oder trotzig, sondern mit jener freundlichen Selbstverständlichkeit, die im allgemeinen jeden Gegner entwaffnete.

Aristodemos aber warf ihm einen wütenden Blick zu, als er wortlos an ihm vorüberschritt. Proclos wandte sich noch um und streckte die Zunge heraus.

Doch Kresphontes legte Nauteas die Hand auf die Schulter. »Macht es dir wirklich Spaß, hier zu schufteln, kleiner Bruder? Mein Fall wäre das nicht.«

»Es macht mir die größte Freude. Und ich habe gute Arbeitsgenossen.«

»Ich fürchte, Aristodemos ist nicht so zufrieden mit ihnen wie du.«

»Wo ist der Werkmeister?« rief Aristodemos. Von den Schiffen herüber klangen jetzt wieder die Hammerschläge. »Wo steckt der Hund?«

Doch dann wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Alles Licht war verschwunden. Wie aus grauem Nebel heraus kam die Straße herauf ein Maultier getrottet, auf dem ein großer Mann saß. Seine Beine hingen rechts und links des Tieres fast bis zur Erde herab. Auf dem Kopf trug er einen Helm mit vielen Beulen und einem zerdrückten Roßschweif obenauf. Unter dem Helm sah man ein hakennasiges, von der Hitze gerötetes Gesicht, aus dem ein einziges helles Auge scharf geradeaus blickte, während auf der anderen Seite der Nase nur ein schlecht vernarbtes Loch die Stelle

bezeichnete, wo einst das andere Auge gesessen hatte. Der Mann ritt genau auf Aristodemos zu. Dicht vor ihm hielt er sein Maultier an und blieb, statt zu grüßen, regungslos sitzen, den Blick starr auf die Könige gerichtet.

»Was willst denn du? Was suchst du hier?« fuhr ihn Aristodemos an.

»Ich bin einer, der euch von den Göttern gesandt ist«, sagte der Mann mit lauter Stimme.

»Was?« schrie Aristodemos. »Von den Göttern? Ist der Kerl wahnsinnig?«

»Ich bin durchaus bei Verstand, Königssohn. Du kennst, denke ich, den Spruch des Orakels. Ich bin der, der euch retten kann.«

Ein Blitz zuckte über den Himmel, ihm folgte der Donner. Gleichzeitig lachte Kresphontes leise auf. »Ach so. Aber dies ist ein Einäugiger und kein Dreiäugiger, wie mir scheint.«

»Wenn einer mir begegnet, der mich verlacht und sagt: Was siehst du denn mit deinem einen Auge, dann antworte ich: Mehr als du. Denn ich blicke mit drei Augen in die Welt, da das Maultier mir die seinen leiht.«

»Was? Du willst dich doch wohl nicht erfrechen, den Oberbefehl meines Heeres zu übernehmen, du lächerlicher Vagabund?«

»Allerdings will ich das, Königssohn.«

»Du hast von dem närrischen Spruch des Orakels gehört und dich aufgemacht, dein Schäfchen ins trockene zu bringen, wie? Wer uns betrügen will, muß früher aufstehen. Pack dich, oder ich werde dir und deinem Tier Beine machen.«

»Ich habe nichts von dem Orakelspruch gewußt. Erst dort drüben, wo der Weg zur Werft heraufführt, kam ich mit einem Mann ins Gespräch, der sagte: Bist du der Dreiäugige, der das Heer führen wird?«

Wieder lief das Gesicht des dritten Königssohns rot an. »Lüge!« brüllte er. »Reißt den Kerl von seinem Tier und zahlt ihm das Handgeld mit Prügeln aus!«

Es waren etliche Leute von der Werft herangekommen und standen im Halbkreis umher, auch die Männer des Gefolges rückten näher. Aber keiner befolgte Aristodemos' Befehl, zumal Kresphontes leicht mit der Hand abwinkte.

»Du tätest klüger daran, meine Dienste anzunehmen, Königssohn, als Reden zu führen, die keinem nützen«, sagte der fremde Mann ungerührt. »Ich bin der, den die Götter euch senden.«

»Du bist ein Lump und Betrüger, das bist du.« Aristodemos zog sein Schwert. »Ich werde dir und deinem Vieh den Kopf abschlagen.«

Nauteas trat an den Er Zürnten heran und berührte seinen Arm. »Das ist ungerecht«, sagte er, »du darfst ihm nichts tun, er hat dir auch nichts getan.«

Die Leute, die im Kreise standen, murmelten Beifall. Das brachte Aristodemos' Zorn zum Überkochen. Er trat nach Nauteas, der sich durch einen Seitensprung dem Fußtritt entzog, und stürmte dann mit erhobenem Schwert auf das Maultier zu. »Pack dich, oder . . .« Seine Stimme überschlug sich.

Es war jetzt fast dunkel, so tief hingen die Wolken. Und plötzlich erschien auf der Spitze von Aristodemos' Schwert ein blauer Funke. Gleichzeitig ertönte ein zischendes Krachen, und blendendes Licht stürzte vom Himmel. Das Maultier bäumte sich und drängte rückwärts, Nauteas und Kresphontes taumelten zur Seite, die Leute schrien. Aristodemos aber lag am Boden, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, sein Schwert ein paar Schritte weiter. Ein lauter, brüllender Donner rollte über das Meer.

Viele der Männer waren auf die Knie gesunken und verhüllten ihre Gesichter. Eumenes sprang herzu, drückte Nauteas an sich und hüllte ihn in seinen Mantel. Der Einäugige aber hatte sein Tier beruhigt, saß wieder unbeweglich und starrte, einen triumphierenden Glanz in dem einen Auge, auf die Gestalt am Boden.

Kresphontes beugte sich nieder und drehte den schlaffen Körper um. »Er ist tot«, sagte er halblaut.

»Man soll bei Gewitter kein Schwert ziehen«, murmelte jemand.

Dann wurde es wieder ganz still. Man hörte das Rauschen und Klatschen der Wellen vom Strand her. Die Knaben blickten mit angstgeweiteten Augen auf den Toten. Eurystenes schluchzte kurz auf und verstummte dann wieder.

»Tragt den Leichnam weg und erweist ihm die nötigen Ehren«, sagte Kresphontes' sanfte Stimme. Er war ganz ruhig geblieben und verriet keine Gemütsbewegung. Er trat an das Maultier heran. »Du hast einen starken Fürsprecher, wie es scheint«, sagte er. »Wie heißt du, und wo kommst du her?«

»Mein Name ist Oxylos, ich bin der Sohn des Olenos, aus gutem aitolischem Hause. Ich mußte einer lächerlichen Totschlagsache wegen meine Heimat Aitolien für ein Jahr verlassen. So habe ich in Elis gewohnt und bin jetzt auf der Rückreise in meine Heimat begriffen.«

»Hast du je Kriegstaten vollbracht?«

»Mehr als genug. Sieh mein Gesicht an. Ich verlor mein Auge im Kampf gegen die Athener und habe das Heer der Aitolier zweimal mit beträchtlichen Erfolg gegen Sparta geführt.«

»Es ist gut«, sagte Kresphontes. »Komm mit mir. Wir werden in meinem Hause weiter über die Sache sprechen.«

Langsam folgten sie den Männern, die Aristodemos' Leichnam trugen.

Neben Nauteas und Eumenes stand der Alte, der die Geschichte der Herakliden erzählt hatte. Er sagte: »So geht es denen, die sich nicht vor dem Willen der Götter beugen wollen. Dieser Einäugige wird euch gut führen. Jetzt ist unser Sieg gesichert.«

3

Als der Schattenweiser den Mittag anzeigte, begaben sich die Könige in den Tempel der endlich eroberten Stadt Argos. Vor den Säulen schlug ein Mann unaufhörlich mit

dem Hammer auf einen großen Schild, daß es weit durch die Höfe schallte.

Die Könige gingen ohne Gefolge quer über den Platz. Ihre kurzen Schatten fielen auf die Steinplatten des Pflasters, zwischen denen überall das Gras hervorwuchs. Manche der Platten waren zerbrochen. Der Tempel zeigte Brandspuren, und einige der Gebäude, die den Platz säumten, lagen noch in Trümmern. Auch der Tempelbezirk von Argos war hart umkämpft gewesen, und man hatte seit der Eroberung noch keine Zeit gefunden, Ordnung zu schaffen.

Temenos und Kresphontes gingen voraus, ihnen folgten Eurystenes und Proclos, die Zwillinge; sie sollten ihren toten Vater bei der Landverteilung vertreten.

Nauteas folgte als letzter. Er war jetzt einundzwanzig Winter alt. Bei den Kämpfen um den Besitz des Peloponnes hatte er tapfer seinen Mann gestanden, wie es nicht anders sein konnte. Als fünf Jahre nach dem unglückseligen Tag des Blitzschlages die Schiffe in See stechen konnten, war er auf dem vordersten, dem Königsschiff, gewesen. Als erster war er an Land gesprungen und hatte auf die Gegner eingeschlagen, die die Dorer erwarteten. Zwei Sommer lang hatte der Krieg gewütet, die Verteidigung war zäh gewesen, aber nun war alles vorüber, das ganze Land, bis auf die Bergnester in Arkadien und einen Teil des Nordens, in den Händen der Herakliden und ihrer Leute. Nun würde das eroberte Land verteilt werden, jeder der Brüder würde ein Gebiet als sein Königreich erhalten.

Nauteas wußte, daß die Brüder ihm Elis geben wollten, das sehr klein war und gebirgig und keinen guten Ackerboden hatte. Mehr konnte er nicht beanspruchen, so dachten sie. Temenos hatte es auf Argos abgesehen und Kresphontes auf Messenien. Sie würden bekommen, was sie wollten, es war alles schon abgemacht und die Auslosung im Tempel nichts als eine Zeremonie, die die Götter zufriedenstellen sollte.

Der Tempelraum war kahl, düster und kalt. Es stand nur ein steinerner Tisch darin und auf ihm der große, wasserge-

füllte Bronzekessel, in den die Lossteine geworfen werden sollten. Das Götterbild fehlte. Der Tempel war dem Zeus geweiht, aber wahrscheinlich hatten die Bewohner von Argos das Bild während der Belagerung entfernt und irgendwo versteckt, damit es nicht in die Hände der Feinde falle. Gefunden war es noch nicht worden, man vermißte es auch nicht weiter.

Der Priester hinter dem Altartisch hob die Hände und sprach in singendem Ton ein langes Gebet. Die Stimme hallte ein wenig von den kahlen Wänden wider. Die Könige standen vor dem Tisch. Nauteas hielt sich zurück.

Hinter ihm war noch ein Mann durch die Tür getreten, Oxylos, der Feldherr, der die Scharen der Dorer im Kampf geführt hatte. Seinen Mantel über die Schulter geschlagen, den Helm auf dem Kopf, so stand er neben Nauteas und beobachtete mit seinem einzigen Auge wachsam und fast gierig die Gruppe am Altar.

Temenos hielt den Losstein, der mit seinem Zeichen versehen war, schon auf der Fläche der Hand. Kresphontes trat von einem Fuß auf den anderen, seine Rechte drückte und knetete herabhängend irgend etwas, das er den anderen nicht zeigen mochte. Er lächelte mit geschlossenen Lippen. Nauteas kannte das an ihm, er wußte: Er hat irgendeine List im Sinn und freut sich schon darüber.

Kresphontes hatte als sein Wappentier den Fuchs gewählt, und der entsprach ihm, dem Rothaarigen und Listigen, ganz und gar. Temenos' Schild zeigte die Kröte, das Tier, das Selbhaftigkeit liebte und Segen ins Haus brachte. Aristodemus' Zeichen aber war der rote Drache gewesen, und jetzt führten ihn die Zwillinge, und nicht zu Unrecht: Sie waren starke Kämpfer, wild und hart wie ihr Vater, ihnen verdankte man weithin den Sieg, ihnen und Oxylos.

Es hatte sich gezeigt, daß es sich bei Oxylos wirklich um einen erfahrenen Kriegermann handelte, der eine Gelegenheit suchte, sich aufs neue zu bewähren. Nauteas dachte zwar, der kluge Einaug habe sehr wohl von dem Orakelspruch gewußt, obwohl er das leugnete, und mit voller Absicht die

läßt sich nicht mit ein paar Goldspangen abspeisen . . .

Draußen legte Temenos die Hand auf die Schulter seines Feldherrn. »Dein Dank ist dir sicher, Lieber. Aber warte und habe noch ein wenig Geduld.«

»Ich warte, König«, antwortete Oxylos. Es klang nicht freundlich.

Dann saßen sie in dem kleinen Haus neben der Königshalle, das Kresphontes sich für die kurze Zeit seiner Anwesenheit in Argos nach seinen Bedürfnissen eingerichtet hatte. Überall auf dem Boden, an den Wänden und über die Bänke gebreitet lagen und hingen Tierfelle, schön gefleckt, langhaarig und weich. »Lauter Füchse«, sagte Proclos mit einem Augenzwinkern, obwohl auch das Fell eines Leoparden dabei war.

Sie saßen an den Wänden, Temenos thronte gewichtig in einem Armstuhl. Nauteas drängte auf eine Entscheidung noch vor dem Mahl. »Gut.« Temenos räusperte sich.

»Dein Wort, daß eigenes Land gewinnen besser sei als erben, in allen Ehren, junger Bruder. Aber steht es nicht so, daß wir uns dieses Land in einem langen und schweren Kampf errungen haben, und daß es für uns alle – auch für dich – nicht nur Erbe, sondern auch Gewinn eigener Mühe bedeutet?«

»Oxylos hat dabei das meiste getan, so gebührt ihm Elis weit mehr als mir. Und ich glaube: daß ich zu seinen Gunsten verzichte, löst euch aus Schwierigkeiten, ist es nicht so?«

»Es ist freilich so«, gab Kresphontes lächelnd zu. »Aber er ist kein Heraklide, nicht einmal ein Dorer. Ein Mann fremden und geringen Stammes. Ein Einäugiger dazu. Und dann – ich sagte es schon: Die Länder rings um das Palästermeer tragen zwar noch die Wunden des großen Unheils von vor hundert Jahren. Aber überall herrscht trotzdem Krieg und Kriegsgeschrei, und der Kampf um die Macht will nicht enden. Und so würde ich es für unsinnig halten, wolltest du dich mit einer einzigen Schiffsmannschaft in den Streit mischen.«

Nauteas saß vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien, und blickte auf das Wolfsfell zu seinen Füßen nieder. Er sah nicht auf, als er antwortete: »Ich will kein Land am Inneren Meer. Mein Plan ist ein anderer. Ich will die Säulen des Herakles hinter mir lassen und den grünen Okeanos befahren. Ich liebe das Meer, und das draußen ist das wildere. Ich will den alten Schiffahrtsweg unserer Väter nach Norden nehmen, den Nabel des Meeres als Wendemarke umschiffen . . .«

»So fährt heute keiner mehr«, rief Eurystenes dazwischen.

»Um so mehr muß ich es tun. Ich will den Kiel nach Norden richten und in die alte Heimat zurückkehren, will die Heilige Insel, von der unser Ahn kam, suchen und dort wohnen.« Er hob den Kopf. »Das ist mein unumstößlicher Wille. Und darum brauche ich unser bestes Schiff, das ›Kyknos‹ heißt wie mein Wappentier, der Schwan.«

Wieder staunten sie ihn alle an.

»Phantasterei«, murmelte Temenos.

»Ich sage: Narrheit.« Kresphontes lehnte sich behaglich auf seinem Lager zurück.

»Laßt ihn es doch versuchen«, rief Eurystenes. »Ich verstehe die Lust an der Weite.«

»Narrheit«, wiederholte Kresphontes, ihn unterbrechend. »Du weißt so genau wie wir alle, Nauteas, daß diese sogenannte Heilige Insel im Meer versunken ist, weggerissen durch die große Flut, die dort wie hier die Länder verwüstet hat. Erst vor kurzem hat ein Schiff aus Kreta versucht, bis in jene Länder am äußersten Ende der Welt vorzudringen, es scheiterte im undurchdringlichen Nebel, und nur durch ein Wunder und echte Götterhilfe gelangten einige der Männer ans Ufer und nach langer Irrfahrt wieder in den Süden zurück.«

»Ich weiß es. Ich habe einen dieser Schiffbrüchigen bei mir. Er wird mich begleiten und mir als Führer dienen.«

»Und was sagt er?«

»Daß er die Insel im Nebel nicht sah. Und daß die Fischer

behaupten, es gäbe dort nichts als Mengen von Schlamm und Riffe und eine trübe Lagune, ein Gewässer, das übel rieche und in das Phaëton gestürzt sei, als er den Sonnenwagen seines Vaters zu meistern versuchte. «

»Also siehst du . . . «

Nauteas starrte über die anderen weg, als blicke er durch die Wand. »Ich glaube es nicht. Sie sagen das, die Leute dort, weil sie keine Fremden im Lande wollen. Sie lügen. Die Insel ist da, die roten und weißen und schwarzen Felsen sind da, der Tempel Apellons ist da . . . Und ich bin kein Fremder, ich bin der Urenkel des Hyllos und ein Nachkomme der göttlichen Zwillinge, die Posideos auf der Insel zeugte. «

»Warum sollen sie keine Fremden wollen, Handel bringt Reichtum, sie wären dumm«, bemerkte Kresphontes.

Temenos sagte gleichzeitig: »Du träumst. Das Geschwätz des alten Eumenes hat dir den Kopf verwirrt. «

»Nicht nur er erzählte mir von dem alten Land im Norden. Mehrere würdige Männer gaben mir Bericht. «

»Laßt es ihn doch versuchen«, rief Proclos wieder. »Wenn er dabei umkommt, ist es nicht eure Sache, sondern die seine. « Er schnappte sich eine Fliege und zerdrückte sie zwischen den Fingern.

Temenos hob die Hand. »Um dies alles geht es nicht. Nicht um Knabenträume, und auch nicht darum, ob er scheitert oder nicht. Es geht um die Mißachtung des Erbes. Der Peloponnes ist jetzt unsere Heimat, nirgends sonst sind wir mehr zu Hause, nicht in Dor, nicht in Kreta, nicht in Doris. Um dies Land hier sind unsere Väter gefallen, Herakleitos, Hyllos, dann sein Sohn Kleodaios. Hundert Jahre haben wir nach ihm verlangt, um es gerungen. Hier haben wir nun zu bleiben, ihm sind wir verpflichtet. «

»Ihr – ja, ich nicht«, sagte Nauteas. »Ich bin jenem Land im Nebel verpflichtet, das ohne König und Herrn ist. «

»Woher weißt du das?«

»Der Schiffbrüchige aus Kreta sagt es. Sie seien dort eine Herde ohne Hirten, kleine Leute, armselig und elend . . . «

»Dann allerdings dürfte es sich wenig lohnen, Herr dieses Gesindels zu werden«, bemerkte Eurystenes.

»Was in eurem Lande Lakedaimon von Einwohnern übrig blieb nach den Unwettern des Zeus und all den Kriegen, ist noch armseliger daran«, rief Nauteas hinüber.

»Aber wir haben unsere Periöken und nicht nur eine Schiffsmannschaft. Und was jene Armseligen betrifft, so werden wir sie mit der Peitsche lehren, so zu schuften, daß ihnen der Schweiß von der Stirn und die Haut von den Händen fällt, und wir Dorer werden ebensowenig unsere Hände schonen, auch Proclos und ich nicht. Wir werden etwas aus unserem Lande machen, das sich sehen lassen kann.«

»Und ebenso ich aus dem im Norden. Aus dem Land, dessen Schönheit alle preisen, die noch von ihm wissen.« Nauteas legte die festgeschlossene Faust auf sein Knie. »Temenos, du sprachst vom Helden Hyllus. Auch er hat die Ausfahrt gewählt. Man sagt, er fühlte mehr für das Land im Süden als für die Heimat seiner Mutter, und es zog ihn wie mit Stricken hierher. Und ich gehe den umgekehrten Weg. Mich zieht es zurück nach Norden wie mit Stricken. Gebt mir mein Schiff, Brüder. Ihr könnt mich nicht halten. Und gebt Elis an Oxylos, sichert euch seine Ergebenheit wie seine Hilfe. Ihr habt kein Land sonst zu verschenken.«

»Dumm ist er nicht, unser Kleiner, wenn auch ein Träumer«, murmelte Kresphontes. »Selbst ich muß zugeben, das einiges Vernünftige an seinen Worten ist. Auch ich habe mir schon Sorgen wegen Oxylos gemacht, ohne daß mir ein so guter Gedanke gekommen wäre. Allerdings müssen wir bedenken, ich sagte es schon: Ein Einäugiger ohne rechte Herkunft mitten zwischen uns? Elis grenzt an Messenien. Menschen, die einen körperlichen Fehler haben, pflegen ehrgeizig zu sein, und der Mann ist ein vorzüglicher Kämpfer.«

»Schirme dein Messenien durch ein gutes Heer gegen allen fremden Ehrgeiz ab, wie wir es mit unserem Land tun werden«, rief Proclos. Eurystenes stieß den Bruder an. »Der

Ohm will heiraten«, flüsterte er hörbar. »Er träumt von einem bequemen Leben ohne Krieg und Mühen auf seinen Wolfs- und Leopardenfellen. Auch ein Traum. Der, den Ohm Nauteas träumt, gefällt mir besser.«

Da hob Temenos, der in tiefen Gedanken dagesessen hatte, die Hand. »Schweigt. Ich bin zu einem Entschluß gekommen. Wir müssen Elis an Oxylos geben, es bleibt nichts anderes. Du erhältst dein Schiff, Nauteas. Zwar bin ich der Meinung, daß du dich ins Unglück stürzt, aber das ist, wie schon bemerkt wurde, deine eigene Sache. Du wählst die Ausfahrt – gut, ich nehme deinen Verzicht auf das Erbe an. Wann gedenkst du zu fahren?«

Der Älteste hatte seinen Spruch gefällt. Nun wagte niemand mehr, ein Wort dawider zu sagen.

Nauteas erhob sich und sog tief die Luft ein. Er stand mitten im Raum, so groß, daß sein Scheitel fast die niedere Decke berührte. »Dank euch. Ich fahre, wenn der erste Frühlingshauch spürbar wird, wie es stets Sitte war. Bis dahin treffe ich meine Vorbereitungen. Ich werde meine Leute selbst wählen, Mann für Mann. Ist es recht?«

»Es ist recht«, schloß Temenos würdevoll.

»Aber komm nicht zurück und jammere uns etwas vor«, rief Proclos.

»Ich werde nicht zurückkommen, gewiß nicht«, sagte Nauteas und lächelte. Dann gingen sie zum Mahl.

Erster Teil

I

DIE AUSFAHRT

Das Schiff »Kyknos« war groß. Wenn man ruderte, saßen auf jeder Seite zwanzig Mann. Aber es war schlank gebaut, biegsam und leicht, die Planken mit Weidenruten zusammengebunden und die Ritzen mit Werg verstopft. Innen und außen mit Teer verpicht, zeigte es sich als schwarzes Boot, so wie die Schiffe der Atlanter seit Hunderten von Jahren die Meere durchfahren hatten. Heck und Bug bäumten sich in anmutigem Schwung hoch auf, beide zierte der hölzerne Kopf eines Schwanes, weiß bemalt der Hals, gelb der Schnabel.

Nauteas saß, während sie an den Inseln und Küsten des Inneren Meeres vorbeifuhren, Tag und Nacht auf dem erhöhten Achterschiff. Manchmal allerdings ruderte er auch mit, um die Gefährten anzuspornen. Wenn es der Wind irgend erlaubte, ließen sie das große Segel herab und machten es fest, so daß der Ost oder Süd es füllen konnte; es ließ sich verstellen, in der Kunst des Kreuzens waren die Dorer unübertroffen.

Die Männer lachten und sangen den halben Tag, sie liebten die Ausfahrt und sie liebten ihren Schiffer, junge Leute zumeist, stark und hungrig nach der Ferne. Man hatte alle Zeremonien, die von jeher zu einer rechten Ausfahrt gehörten, durchgeführt, und sie wußten nun, daß der Gott sie nicht im Stich lassen würde.

Zwar hatte die Sache mit diesem Gott, dem man die

Schwanenschiffe weihte, einiges Verwirrende an sich. Er wurde bei so vielen Namen genannt, daß es manchmal schien, als seien es mehrere Götter. Alle wußten, daß er Poside hieß, aber im Südländ nannte man ihn jetzt fast nur noch mit seinem Beinamen Apellon, was »der Herr des Gerichtshofes« bedeutete, vielleicht, um ihn von jenem anderen zu unterscheiden, den sie hier schon lange anriefen, Poseidon, der auch ein Gott der Seefahrt, der Schiffe und der schäumenden Rossegespanne war. Und nun stritten die Männer darüber, ob es nur ein einziger Gott sei oder zwei oder am Ende gar drei.

Nauteas schlichtete den Streit. Er sagte: »Es ist ein und derselbe. Die Leute hier im Südländ haben den Namen ein wenig verändert, vielleicht erinnerten sie sich nicht mehr ganz genau. Aber er heißt Poside-Apellon und ist der Gott der Ausfahrt und des Rossegespanns, mit dem er den Sonnenwagen alle Tage über den Himmel fährt, er schlägt die Leier und verkündet das Recht, und seine heilige Zeit ist das steigende Jahr, wenn alles grünt und blüht. So haben ihn unsere Väter gekannt, und so kennen wir ihn. Sein Wappentier ist wie das meine: der Schwan, und unser Schiff trägt sein Zeichen. Wenn wir nach Norden fahren, fahren wir zu ihm. Er hat viele Heiligtümer, aber das berühmteste und herrlichste liegt auf der Heiligen Insel dort im Land hinter dem Nordwind.«

»Ist es so groß wie der Tempel in Dor?« fragte einer der Männer andächtig.

»Viel größer und viel prächtiger«, antwortete Nauteas.

Sie wußten alle von Dor, die Männer des »Kyknos«, obwohl keiner von ihnen mehr dort geboren war. Sie wußten, wie es da aussah, ihre Väter hatten es ihnen beschrieben. Von der alten Heimat im Norden dagegen hatten sie noch niemals richtig erzählen gehört, ebenso wie die Jungen auf der Werft von Naupactos. Nauteas aber erinnerte sich genau an all das, was ihm der alte Silas und andere betagte Männer gesagt hatten. Jetzt gab er es weiter.

Die goldenen Abende in den Häfen waren wie gemacht

zum Schwatzen, zum Fragen und Antworten. Dabei tranken die Gefährten mit Wasser gemischten Wein aus den silbernen Krügen, die sie aus Argos mitgenommen hatten, bis der Mond hoch über den fremden Küstenstädten stand.

Dann aber sah Nauteas, daß manchmal, wenn er von den Wundern der Heiligen Insel im Nordland berichtete, ein Mann sich abseits hielt, an der Reling lehnte und aufs Meer hinaussah, so, als wolle er nicht zuhören, oder als verachte er Nauteas' Worte. Es war Antinos, jener Kreter, den Nauteas als Wegweiser mitgenommen hatte, ein ernster Mann, kräftig und noch nicht alt, aber verschlossen und mürrisch.

Einmal, als die Genossen schon unter die Zeltleinwand gekrochen waren, blieb Nauteas draußen, trat zu dem einsamen Schatten am Bug und fragte: »Was ist's? Was bekümmert dich, Antinos?«

Antinos schwieg. Erst nach einer Weile sagte er: »Du hast also gemerkt, daß ich unzufrieden bin?«

»Warum bist du unzufrieden?«

»Laß gut sein, Königssohn. Du würdest nicht gerne hören, was ich sagen könnte.«

»Ich will es hören, Antinos. Es geht nicht an, daß einer immer abseits steht und einen heimlichen Ärger in sich hineinschluckt. Spuck ihn aus. Mir wird es nicht schaden, wenn ich höre, was du an meiner Handlungsweise auszusetzen hast.«

»Wenn du darauf bestehst: Ich begreife dich nicht, wie kannst du Ihnen diese Märchen erzählen? Denkst du denn nicht daran, daß sich später ihre Enttäuschung gegen dich wenden könnte?«

»Märchen?«

»All dies von goldenen Tempeln und Säulen und Götterbildern auf der sogenannten Heiligen Insel, von Schwänen und Sonnenscheiben und Elektron. Das sind Ammenmärchen, nichts weiter, und du weißt es.«

»Es ist die Wahrheit.«

»Ich habe es dir gesagt, und du weißt es«, beharrte

Antinos. »Dort gibt es nichts, gar nichts außer Nebel und Schlamm.«

»Die Jahreszeit und das Wetter waren euch nicht günstig, Freund«, sagte Nauteas geduldig. »Ihr konntet nicht hinter den Nebel schauen. Wir werden mit dem steigenden Jahr kommen, gerade dann, wenn es dort grünes Frühjahr ist.«

»Du täuschst dich.«

»Zwei Monde Fahrt – allerhöchstens, sagen die Alten.«

»Wir haben mehr als drei gebraucht.«

»Ihr seid den Rodanos hinaufgerudert. Dort hattet ihr viele Scherereien mit den Einwohnern jener Länder, die euch nicht Freund waren. Darum nehme ich ja auch nicht den Weg den Danubios hinauf und den weißen Strom hinab, den so viele unserer Scharen kamen. Auch dort drohen Überfälle. Darum segle ich um den ›Nabel des Meeres‹, wo nur freie See ist.«

»Nur Stürme und widrige Winde, ja«, ergänzte Antinos düster.

»Nur günstige Winde, solltest du sagen. Merkst du es denn nicht?« Etwas zögernd und leise fügte Nauteas hinzu: »Weißt du wirklich nicht, daß der Gott mit uns ist?«

»Wir dachten auch, die Götter seien mit uns. Wir hatten alle Vorschriften erfüllt und sogar einen Priester an Bord. Und wir scheiterten doch am Felsen.«

»Vielleicht kommt es darauf nicht an«, Nauteas blickte nachdenklich in die Ferne, »nicht auf die Zeremonien oder den Priester an Bord, meine ich.«

»Worauf dann?«

Nauteas suchte nach Worten. Was er fühlte, war schwer auszudrücken. »Vielleicht – vielleicht darauf, daß wir ganz fest wünschen und wollen und den Segen des Gottes herbeizwingen . . .« Er stockte.

Antinos lachte leise und bitter auf. »Wünschen und wollen nützt nichts, wenn das Schicksal gegen dich ist. Du bist wahrscheinlich zu jung, um das zu wissen. Aber es ist so. Du sagst, du willst die Heilige Insel unserer Herkunft finden und auf ihr König sein.«

»Ja.«

»Und ich sage dir: Sie besteht nicht mehr. Mag sie gewesen sein, wo und wie sie wolle, die See ist über sie gekommen und hat sie verschluckt und ausgelöscht. Dort hinterm Nordwind wissen sie das alle, und selbst hier ist es bekannt.«

»Das Meer hat sie überflutet, ja, wie es unzählige Inseln und Städte hier an unseren südlichen Küsten überflutet hat. Aber überall hat es sich wieder zurückgezogen. Es hat Ruinen und Zerstörung hinterlassen, und so mag es auch dort sein. Und sollten die goldenen Standbilder auch umgestürzt liegen und niemand sie wieder aufgerichtet haben – was ich kaum glauben kann –, dann werden wir das eben tun.«

»Träumer«, murmelte Antinos.

»So sagten meine Brüder auch. Wir wollen sehen, Antinos. Hast du Furcht vor dem, was vor uns liegt?«

»Ich? Ich habe noch nie um mein Leben gezittert, nicht einmal beim Schiffbruch. Ich – fürchte nur . . .«

Nauteas wartete.

». . . für dich«, kam es endlich.

Nauteas schwieg. Erst nach einer Weile legte er dem anderen sachte die Hand auf den Arm. »Ich bin froh, daß du mein Freund bist, und vielleicht ein besserer noch als die anderen alle. Aber ich bitte dich: Sei guten Muts. Was wir auch finden oder nicht finden mögen, was auf uns wartet, Gutes oder Böses, wir werden es gemeinsam aufnehmen, wie es kommt, das Gute begrüßen, mit dem Bösen ringen und versuchen, seiner Herr zu werden. Ist das nach deinem Sinn?«

»Ja«, sagte Antinos.

Von da an saß der Kreter mit im Kreis der Gefährten, wenn sie zechten. Und Nauteas wählte seine Worte vorsichtiger. Er sagte: »Mag ja sein, daß wir nur Trümmer finden, Gefährten«, aber dann rief gewiß der eine und andere: »Um so besser, Schiffer, dann werden wir etwas zum Wiederaufbauen haben.« Und Nauteas nickte zufrieden.

Sie saßen aber jetzt nicht mehr oft so des Abends beisammen. Sie segelten auch die Nächte durch, wie, so sagte man, die Alten bei ihren Weitefahrten getan hatten. Es waren mehrere erfahrene Leute an Bord, die die Gewässer an den Küsten gut kannten und zu steuern und zu navigieren verstanden. Und Nauteas hatte so viel über die Seefahrt erfragt und sich erzählen lassen, daß er auch ohne große persönliche Erfahrung zu einem guten Schiffer geworden war.

Sie durchkreuzten also das blaue Wasser, das man nach ägyptischer Weise »das Innere Meer« nannte, oder auch »die Palästersee«. Der Gott der Winde und der Wellen blieb ihnen gewogen.

Die Häfen der Sarden und anderer Inselvölker standen den Dorern offen. An der Küste der Sikilier allerdings konnten sie nicht anlegen, da dort Kampf und Streit herrschten. Doch in Tyrrhenien und an der iberischen Küste gab es genug Städte, in denen man noch von der Zusammengehörigkeit aller Atlanter wußte und ein Schiff aus dem Osten gerne aufnahm.

Dort vervollständigten sie ihre Vorräte, blieben aber jeweils nicht länger als eine Nacht oder einen Tag. Schließlich sichteten sie die Meerenge, die die Innere See abschloß. Nach den Pfeilern, die man auf den äußersten Landspitzen aufgerichtet hatte, nannte man sie jetzt die »Säulen des Herakles«, obwohl jeder wußte, daß jene gewaltige Säule, mit der Herakles, der Held der Vorzeit, den Himmel für eine Weile aufrecht gehalten hatte, hoch im Norden am äußersten Wasserkreis auf jener Insel stand, die Nauteas suchte.

In der Hafenstadt Gadeira legten sie zum letztenmal in Iberien an. Die Stadt hieß nach dem Atlanterkönig Gadeiros, der der Zwillingsbruder des Atlas gewesen und dem Poside von Kleito im Mittelpunkt der Heiligen Insel geboren worden war. Als erster Atlanter war Gadeiros mit seinen Schiffen an der iberischen Küste gelandet, und Gadeira, das an einer Flußmündung lag, sollte der Königs-

stadt Basileia hoch im Norden nachgebaut sein. Das war schon viele tausend Jahre her, aber die Leute hier erzählten heute noch von dem »goldenen König« mit seinen Schiffen und begrüßten jedes schwarze Schwanenboot, das dem seinen glich, mit Jubel.

Hier nahmen die Weitfahrer nochmals Trinkwasser und Holz, gesalzenes Fleisch und getrocknete Früchte an Bord. Und dann segelten sie freudig auf den großen, wilden Okeanos hinaus wie ins Grenzenlose.

Aber die Wellen tobten nicht, wie sie gedacht hatten, sondern gingen sanft unter dem blauen Himmel dieser schönen Frühlingstage, und immerfort wehte der freundliche Ostwind und trieb sie in die rechte Richtung. Jetzt hieß es freilich gut navigieren und die Lage bestimmen, aber sie hatten ja alles an Bord, was dazu nötig war, einen Sonnenstein, die Magnetnadel, die auf dem Korken aufgespießt im Wasserkübel schwamm und stets nach Norden wies, und andere gute Instrumente mehr. Und dazu fahrterprobte Männer, die Windstärke und Fahrgeschwindigkeit schätzen konnten und die alten Segelanweisungen Wort für Wort im Kopf hatten. Und so sichteten sie denn genau nach neun Tagen Fahrt, wie es der Segelbericht verhieß, die Berge jener Inselgruppe, die man den »Nabel der Meere« nannte. Sie hatte einst für alle, deren Handelsschiffe nordwärts segelten, die Wendemarke dargestellt.

Der »Kyknos« fuhr in den alten Hafen ein, in dem vor Zeiten viele Schiffe geankert haben mochten. Heute war er leer, kein einziges Boot ließ sich blicken. Sie gingen an Land und fanden dort alles verwachsen und verwildert. Man erzählte von einer geheimnisvollen Priesterin, einer Tochter des Atlas, die hier in düsterer Grotte gewohnt und die Schiffsmannschaften an sich gelockt hatte. Aber jetzt mochte sie lange tot sein, hier lebte sichtlich kein Mensch mehr. Aus Neugier durchstreiften Nauteas und seine Gefährten die Insel, sie fanden die heilige Grotte, deren Decke halb eingestürzt war, und sogar alte bronzene Gefäße, die der Grünspan überzog. Und auf einem Felsen

erhob sich das große Standbild eines Reiters aus Stein, aber niemand von ihnen konnte erraten, wen es darstellte oder warum sein Schwertarm nach Westen aufs Meer hinauswies.

So gingen sie wieder an Bord, nahmen Wasser und Holz mit und umruderten die Inseln, wie die Vorschrift es befahl. Und dann richteten sie den Kiel nach Nordosten.

Aber auch jetzt blieb der Wind ihnen günstig, denn er schlug um und kam nun von Südwesten. »Siebzehn Tage Fahrt vom ›Nabel des Meeres‹ an«, sagte Nauteas, »dann werden wir die Insel wie einen Schildbuckel im Meer liegen sehen.«

Doch nun wehte die Luft merklich kälter, und der Himmel bezog sich. Es stürmte und regnete nicht, aber allmählich wurde der Frühlingsdunst zum grauen Nebel, der sich immer dichter auf das Meer herabsenkte.

»Siehst du«, sagte Antinos zu Nauteas. »Da haben wir ihn. Und so wird es nun bleiben.«

»Nicht immer«, wehrte Nauteas ab.

»Immer«, beharrte Antinos.

Jetzt hieß es noch sorgfältiger steuern, rechnen, beobachten und den Sonnenstein befragen. Es wurde immer kälter, die Männer hüllten sich in die wärmsten Mäntel, die sie mitgenommen hatten, aber sie froren trotzdem sehr. Tags blieb der Nebel undurchsichtig und dicht. Nachts verwehte er manchmal, so daß man den Nordstern sehen und nach ihm steuern konnte. Aber das geschah nicht oft, und schließlich waren sie trotz allen Rechnens nicht mehr sicher, ob sie ihren Kurs auch genau eingehalten hatten.

Da aber tauchten am dreizehnten Tag linker Hand unbestimmte Schatten aus dem einförmigen Grau. »Albion!« rief Nauteas. »Die Südwestspitze.« Dann aber schrie er: »Das Ruder hart backbord, backbord, sage ich«, denn sie waren urplötzlich der Küste oder vielleicht auch vorgelagerten Riffen so nahe gekommen, daß man die Brandung rauschen und platschen hörte. Die Männer stürzten an die Riemen, andere geiten das Segel auf, der Steuermann stemmte sich

mit Macht ins Ruder. So kamen sie glücklich davon und hielten von der Küste ab und weiter aufs freie Wasser hinaus.

Sie befanden sich nun also in der Durchfahrtsstraße zwischen dem Festland und der großen Insel Albion, die sich weit nach Norden hinzog. Hier gingen die Wellen höher als draußen auf dem offenen Ozean, aber wenn das Schiff nicht in die Klippenregion geriet, gab es keine Gefahr. Biagsam und leicht hob sich der »Kyknos« auf die Wellenberge und glitt anmutig wieder hinab. Allerdings wurden etliche der Männer seekrank und schämten sich sehr deswegen.

Auch in Albion hatten einst atlantische Könige geherrscht, doch wie es jetzt damit stand, wußte man nicht. »Die Leute dort sollen sehr wild und streitbar sein«, sagte Antinos. »Ich hörte, es sei nicht geraten, bei ihnen anzulegen, vor allem im Norden der Insel nicht.«

»Wir haben noch Vorräte und Wasser genug und wollen uns auch gar nicht aufhalten«, bestimmte Nauteas. »Es ist besser, wir bleiben so weit wie möglich von der Küste weg und suchen nicht nach Häfen, da wir die dortigen Untiefen und Riffe nicht kennen.«

Unverdrossen bohrte der »Kyknos« seinen mutigen gelben Schnabel in den grauen Dunst, Tag für Tag. Nauteas stand jetzt oft am Bug und starrte geradeaus, als müßte es ihm gelingen, durch den Nebel hindurchzublicken. Denn jetzt hatte ihn die Ungeduld gepackt, und die Erwartung zitterte in ihm, jetzt war er dem Ziel nahe.

An einem helleren Morgen konnten sie tatsächlich rechter Hand die flache Küste des Festlandes erkennen, ja, sie sahen sogar, wo die zarte Linie endete. Nun mußten sie sich noch weiter nach Osten wenden.

Die Männer jubelten. »Das Wetter wird besser, der Vorhang hebt sich, der Gott will uns sein Heiligtum im Sonnenlicht zeigen.«

Aber sie irrten sich. Der feuchte Vorhang sank wieder herab, alles wurde grau um sie wie zuvor. »Sorgsam steuern«, befahl Nauteas. Manchmal ließ er loten.

Der Wind blies kräftig trotz des Nebels, wieder war der Seegang stark. Es war der siebzehnte Tag, aber von dem »Schild im Meer« nichts zu sehen.

Dann aber schrie Antinos plötzlich: »Der Fels! Dort!« und wies mit ausgestreckter Hand in den Dunst. Im gleichen Augenblick meldete auch der Ausguck: »Land voraus!«

»Wenn du den Kurs beibehältst, schießen wir geradewegs auf den roten Stein und zerschellen an ihm«, schrie Antinos Nauteas ins Ohr. »Das habe ich schon einmal erlebt und sehne mich nicht nach dem zweiten Mal.«

»Refft das Segel«, befahl Nauteas.

Die Riemen bewegten sich langsam auf und ab, blieben in der Luft stehen, senkten sich wieder.

»Zurück. Loten.«

Und dann war die Felswand auf einmal da, ragte über ihnen auf, groß, dunkel im Nebel. Sie hörten, wie die Wellen dagegen anrasten und sahen sogar den weißen Gischt.

»Zurück. Wir müssen weiter ostwärts die Einfahrt suchen.«

Wieder verblies der Wind den Nebel ein wenig. Sie konnten das gewaltige Felsmassiv deutlich sehen, wie sie in einiger Entfernung an ihm entlangsteuerten. Roter Stein, von breiten helleren Querstreifen durchzogen. Dann niedrigere weiße Felsen, ein schwarzer auch, ein Massiv ums andere, hoch und steil und wild aufragend in der gischten- den See. Die Felsinsel: Nauteas wußte von ihr, sie war der Buckel des Schildes, nach ihr hatte er ausgespäht. Wie ein Schutzwall lag sie vor dem heiligen Gebiet Posides, vor Basileia, vor dem Hügel mit Tempel und Königshof. Er und die seinen waren angelangt, trotz des Nebels hatten sie ihr Ziel erreicht – in genau siebzehn Tagen.

»Siehst du«, konnte er sich nicht enthalten zu Antinos zu sagen, »wir haben nicht einmal zwei Monde gebraucht zu unserer Fahrt. Die alten Segelanweisungen stimmen haargenau.« Er atmete tief auf. Das Land seiner Sehnsucht lag vor ihm, was würde ihn dort erwarten?

»Ich gebe zu«, murmelte Antinos, den Blick in die Ferne gerichtet, »daß die Götter dir gnädig waren – bisher.«

Nauteas lächelte. Nach einer Weile sagte er: »Wenn wir diesen Kurs beibehalten, müssen wir in die Mündung des Flusses gelangen, der zuzeiten von der Küste her sein Süßwasser bis hier herausschwemmt, heißt es.«

Antinos schüttelte den Kopf. »Da ist kein Fluß. Wenn du diesen Kurs beibehältst, wirst du im Schlamm und Schlick landen und steckenbleiben, wie es uns geschah. Nur mit Mühe und gewaltigem Rudern kamen wir frei.«

»Ich will sowieso um die Felsinsel herum nordwärts steuern. Siehst du, dort endet sie.«

»Dort ist es das gleiche. Schlamm und Schlick und nichts sonst.«

»Gebt auf die Färbung des Wassers acht«, rief Nauteas einigen der Männer zu, die am Bug standen. Sie beugten sich über das Setzbord. »Auch du dort oben.« Das klang zum Mastkorb hinauf. »Achte darauf, ob das Wasser sich verfärbt, ob du Schlickbänke siehst, Landspitzen oder auch die Mündung eines Flusses.«

Sie glitten weiter, auf und ab, den Südwestwind im Segel. Schon lagen die roten Felsen ein ganzes Stück hinter ihnen. Eben wollte Nauteas den Befehl zur Kursänderung geben, als der Ausguck »Ich sehe Land!« rief. »Sandbänke oder dergleichen, es ist schlecht zu erkennen«, setzte er hinzu.

»Schlamm-bänke«, korrigierte Antinos.

Da riefen sie auch vom Bug her: »Das Wasser färbt sich dunkel, Herr.«

»Halt. Das Segel weg. Alle an die Riemen. Langsam zurück.«

Im Norden war es das gleiche, Antinos hatte wahr gesprochen. Schlick- und Sandbänke, dunkler, blasenwerfender Schlamm und sonst nichts.

»Wir wollen ankern«, sagte Nauteas schließlich.

Da lag das Boot nun. Es ging schon auf den Abend zu. Ein rotes Licht färbte die wehenden Nebelschwaden, und das Wasser wogte tiefgrün. – Ich bin in ein Zauberland

geraten, dachte Nauteas. Wenn die Meerfrauen die Schleier ganz wegziehen wollten, was würde ich sehen?

Und da geschah es: Der Nebel riß gänzlich auf, man sah den blaßblauen Himmel, die Sicht wurde klar.

Das Schlammmeer, ja. Nasse Bänke, schwappende, von Wasser glitzernde Flächen, ganze Wälle von Schlamm weiterhin, dunkel in dem rosigen Licht. Schlick und trügerisches Land, treibend, ungewiß, im Norden wie im Osten. Nichts Festes außer den Felsen, die jetzt schwarz vor der untergehenden Sonne standen.

Und doch – wie Nauteas suchend nach Norden spähte, sah er ganz fern, getroffen von diesen letzten roten Strahlen, etwas Grünes leuchten, wie ein schillernder Smaragd über der grauen Fläche . . .

Er wußte, Thoon, der oben im Mastkorb hockte, hatte die schärfsten Augen von allen auf dem Schiff. »Hör, Thoon. Was ist das dort im Norden? Ein Hügel? Land?«

»Ein flacher Hügel, Herr«, kam es herab. »Eine kleine Anhöhe über dem Schlamm. Mit Gras, Herr.«

»Gras«, sagte Nauteas vor sich hin.

Da verglomm der Sonnenstrahl, der Dunstvorhang fiel wieder herab. Nauteas wandte sich zu Antinos.

Der blickte ihn an. »Nun?« fragte er.

»Wenigstens haben wir die Sonne gesehen und wissen, daß sie auch über diesem Lande scheint. Und wir haben Gras gesehen . . .«

»Wenn es Gras war«, sagte Antinos.

II

LAND IM NEBEL

Auch am folgenden Tag wurde der Nebel zeitweise vom Wind zerblasen. Er wehte kräftig, und gegen die steife Brise anzukreuzen kostete viel Zeit und Mühe. Nauteas ließ zuerst nach Süden halten, dann versuchte er wieder auf Ostkurs zu gehen, um – mit einer neuen Wendung nach Norden – die Untiefen zu umschiffen.

Nauteas und Antinos standen auf dem Heck und blickten zurück. Sie sahen zu, wie die gewaltigen Felsstürme kleiner wurden.

»Dort sollen einst viele Schmiede gehaust und Tag und Nacht Feuer gebrannt haben. Hephaistos selber habe da seine Werkstatt gehabt, so erzählten mir die Alten auf der Werft.«

»Deine Alten scheinen viel unnützes Zeug geplappert zu haben. Heute jedenfalls haust niemand dort, das ist deutlich. Oder hast du irgendwo Feuer gesehen?«

»Nein. Leider nicht. Ich könnte eines brauchen. Bei diesem Wind.«

»Wir frieren alle.«

»Wir müssen an Land, koste es, was es wolle. Bald haben wir weder Wasser noch Holz mehr.« Die Feuerstelle mittschiffs mußte heute kalt bleiben, nicht einmal eine warme Grütze gab es für die Frierenden. Nauteas beschloß, etwas Wein ausgeben zu lassen, nicht zu viel allerdings, denn auch die Ziegenhautschläuche waren schon ziemlich schlaff geworden.

Sie hatten jetzt wieder Rückenwind und kamen gut

voran. Aber die Schlammwüste zu ihrer Linken wollte kein Ende nehmen. Sie schien immer noch zu wachsen, wahrscheinlich war Niedrigwasser; Antinos hatte gesagt, daß hier an dieser Küste Ebbe und Flut sich viel stärker bemerkbar machten, als am Inneren Meer.

Nauteas ließ oft loten. Trotzdem gerieten sie einmal auf Grund und kamen nur durch sofortiges, rasches Rudern frei. Antinos' Miene zeigte, was er dachte, wenn er es auch nicht aussprach: Hab ich's nicht gesagt?

Immer wieder mußte südlich ausgewichen werden. Nauteas spähte in den treibenden Dunst. Dort, irgendwo im Norden, mußte jener grüne Hügel liegen, den sie gestern gesehen hatten. Aber heute verbarg er sich, auch Thoons scharfe Augen erspähten ihn nicht mehr.

Am späten Nachmittag merkten sie, daß sie den Flutstrom für sich hatten. Nauteas sprach wieder von der Flußmündung. »Gehen wir an Land, wo irgend wir welches erreichen können.«

Antinos schüttelte skeptisch den Kopf, doch diesmal behielt Nauteas recht.

Wie gestern wurde es gegen Abend heller und die Sicht klarer. »Land voraus«, rief der Ausguck.

Aber dann zeigte es sich, daß es eben doch wieder Sand- und Schlammwüsten waren, was er gesehen hatte, nur befanden sie sich jetzt auf der anderen Seite. »Und wir sind doch in einer Flußmündung«, rief Nauteas.

Tatsächlich, jetzt kam ihnen der Strom entgegen, und als man einen Eimer herabließ, zog man Süßwasser herauf.

Nauteas ließ rudern, die Männer legten sich mächtig ins Zeug. Ostwärts ging es und immer weiter ostwärts, sie ruderten, loteten und spähten in die Dämmerung. Das Wasser blieb klar, der Weg frei, und schließlich sahen sie richtiges Land, wenn es auch kaum mehr als eine graue, wellige Linie im sinkenden Abend war.

Das Land rückte langsam näher, und mit dem allerletzten Tagesschein liefen sie in einen kleinen Hafen ein. »Siehst du«, sagte Nauteas zu Antinos.

Viel zu sehen gab es zwar nicht. Kein Licht glänzte an diesem dunklen Strand. Ein paar Boote lagen da, schwarze, schmale Schatten, aufs Ufer hinaufgezogen. Stille herrschte, die Wellen schwappten hier nur sachte auf den Sand herauf.

Aber dann, gerade als der »Kyknos« aufs Ufer auflief, bellte irgendwo, gar nicht sehr weit weg, ein Hund. Nauteas sprang als erster ins seichte Wasser, die Männer folgten und schoben das große Boot höher auf den Strand hinauf. Dort lag es neben den kleinen Fischerboten wie ein Riese neben Zwergen.

Nauteas blickte umher. Alles verschwamm vor seinen Augen in Nacht und kaltem Dunst.

»Thoon!«

Der Scharfsichtige trat neben ihn. »Häuser, Herr«, sagte er. »Hütten. Dort – höher oben.« Er zeigte ins Dunkel. Von dort her bellte der Hund. Nauteas stieg, in seinen Mantel gehüllt, den sanft geneigten Hang hinauf. Der alte Eumenes folgte ihm und legte die Hand auf seinen Arm. »Vorsicht, Junge«, sagte er. Nauteas hatte Eumenes in Argos lassen wollen. Aber der Alte hatte gesagt: »Deine Mutter hat mir den Schwur abgenommen, daß ich dich nie, solange ich lebe, verlasse. Wenn du mich zurückläßt, muß ich mich töten.« So hatte ihn Nauteas mitgenommen, und er dachte bei der Berührung seiner Hand stets an seine Mutter, die seit drei Wintern tot war und um die er immer noch trauerte.

»Komm mit«, sagte Nauteas. »Auch ihr sollt mich begleiten, Antinos und Thoon. Die anderen mögen bleiben und warten.«

Geduckte Schatten zeichneten sich schwach auf der Höhe gegen den Himmel ab. Ein kleiner Hof wohl, große Rieddächer, jetzt war auch ein trüber Schimmer von Licht zu erkennen, der aus einer Fensterluke oder Türspalte dringen mochte. Der Hund tobte.

Dann hörte man, daß jemand sprach, das rote Licht wurde deutlicher, der Hund verstummte.

Als die Männer die Umzäunung des Hofes erreicht hatten, lag dieser still und dunkel da. Die Einfahrt war mit

einem Dornengatter verschlossen, doch Thoon, der Bauernsohn, wußte, wie es zu lösen und wegzusetzen war.

Sie gingen auf das Haupthaus zu, das kaum mehr als eine Hütte zu sein schien, niedrig und nicht groß.

Sie fanden die Tür. Nauteas wollte sie öffnen, unterließ es dann aber und schlug mit dem Schwertgriff gegen das Holz.

»Wer ist da?« fragte eine Stimme von drinnen.

»Gäste aus der Fremde«, antwortete Nauteas laut.

Sehr zögernd tat sich die Tür auf. Vor düsterrot glimmendem Feuerschein erschien der Schatten eines Mannes. Er fuhr etwas zurück. Vielleicht erschreckte ihn die Größe des Fremden, der da so unerwartet dicht vor ihm stand. Hinter dem Schatten knurrte bedrohlich der Hund.

»Wer seid ihr? Was wollt ihr hier?« Es klang unfreundlich. Nauteas hatte sich gefragt, ob er sich mit den Menschen an dieser Küste überhaupt werde verständigen können. Hundert Jahre waren eine lange Zeit. Aber er merkte erleichtert, daß er den Mann ohne weiteres verstand. Er sprach nicht anders als die alten Männer auf der Werft, über deren Tonfall die Jungen manchmal gelacht hatten.

»Wir sind zu Schiff gekommen«, antwortete er langsam und deutlich. »Männer aus dem Süden. Atlanter. Kannst du uns aufnehmen?«

Das Knurren des Hundes ging in leises Jaulen über.

Der Mann in der Tür fragte rauh: »Atlanter? Was soll das heißen? Geht fort. Ich habe nicht Platz für euch in meinem kleinen Hause.«

»Wir nehmen auch mit engem Raum vorlieb. Wir frieren. Der Nebel dringt durch unsere Kleider. Wir sind weit hergekommen.«

»So geht zurück, dahin, woher ihr gekommen seid. Was sucht ihr hier?« In der Stimme des Mannes schwebten unüberhörbar Angst und Mißtrauen mit.

»Ich werde es dir sagen, wenn ich an deinem Feuer sitze. Sind die Leute hier im Norden so wenig gastfreundlich gesinnt? Das hätte ich nicht gedacht.«

In diesem Augenblick zwängte sich der Hund bellend und

laut winselnd an seinem Herrn vorbei aus der Tür und sprang aufheulend an Nauteas in die Höhe. Antinos wollte vorstürzen, um Nauteas zu verteidigen. Aber da sah er, daß der Hund, ein riesiges Tier, wie wild mit dem Schwanz wedelte und wimmernd vor Seligkeit Nauteas' Hände leckte.

Nauteas war nicht zurückgewichen. Er hielt dem liebendem Ansturm stand und strich dem Hechelnden über den zottigen Kopf. »Du wenigstens heißt mich willkommen«, sagte er mit warmer, zärtlicher Stimme. »Was für ein guter Hund du bist!«

Der Mann unter der Tür stand wie erstarrt. Auch Nauteas' Gefährten rührten sich nicht. Antinos und Eumenes sahen gebannt in das Gesicht ihres großen jungen Schiffers, das sich im matten Licht hell und lächelnd über den Kopf des Hundes neigte.

»Ja, ja«, murmelte Nauteas, »es ist gut, mein Lieber, es ist gut«, denn der Hund winselte noch immer leidenschaftlich und wollte ihm auch das Gesicht lecken.

»Tretet ein«, sagte der Besitzer des Hauses dumpf.

Er wich zur Seite. Den Hund dicht neben sich, die Hand in seinem Fell, betrat Nauteas die Hütte; er mußte sich tief bücken, um durch die Tür zu kommen.

Es war tatsächlich wenig Raum unter dem niederen Dachstuhl und zwischen den armseligen, ungetünchten Wänden. Die Einrichtung erschien mehr als dürftig: Ein paar Bänke, mit dünnen, zerrissenen Decken belegt, die Feuerstelle mit einem Kessel darüber, das war alles. Es roch nach Fischen und Torf, der Rauch zog nur unvollständig durch das Loch im Dach ab und füllte den Raum mit gelblichem Nebel. In der Ecke hockten zwei Gestalten, die sich aneinanderdrängten und sich nicht rührten, die Gesichter ließen sich nicht genau unterscheiden.

Nauteas und seine Gefährten setzten sich auf die Bank, so nahe dem schwachen Feuer wie möglich. Der Hund legte sich über Nauteas' Füße.

Sie konnten den Mann, der sie hereingelassen hatte, jetzt

besser sehen. Er war ärmlich gekleidet und trug gar keinen Schmuck. Erstaunt bemerkten sie, daß sein Gesicht durch einen wilden Bart entstellt und sein Haar, ob blond oder grau ließ sich schlecht erkennen, wirr und ganz ungepflegt war.

Er blickte sie unverwandt, aber wenig freundlich an.
»Wer seid ihr?« knurrte er.

»Mein Name ist Nauteas, Sohn des Aristomachos. Ich befehle das Schiff, das du morgen drunten im Hafen liegen sehen wirst. Es heißt »Kyknos« und kommt aus Argos, das ist eine Stadt und eine Landschaft, die zum Achaierlande gehört.« Nauteas sprach langsam und deutlich und versuchte seine Sprache, so gut es ging, dem altertümlichen Dialekt des Mannes anzupassen.

»Aus dem Achaierlande kommt ihr? Das ist weit.«

»Ja, das ist weit. Aber wir sind dennoch deine Landsleute. Denn unsere Ahnen haben einst hier gewohnt. Dein Name?«

»Artos, des Alkos Sohn.«

»Artos? Das ist: der Bär. Gibt es noch Bären hier bei euch – ich meine tierische, nicht menschliche?«

»Nein.«

»Wo sind wir überhaupt? Auf dem Festland?«

»Ja.«

»Und wie nennt ihr euch? Nicht mehr Atlanter?«

»Wir nennen uns Teutananen. Das Atlasreich – das war früher, das gibt es nicht mehr.« Der Mann bequemt sich widerwillig zu einer Auskunft. »Wir gehören zur Teuta«, wiederholte er.

»Und die Insel?«

»Welche? Es gibt mehrere Inseln. Einige im Nordosten, wo der Dänenkönig herrscht, und andere im Nordwesten.«

»Ich meine die große, die hier dicht vor eurer Küste liegen muß. Die man die Heilige Insel nennt oder auch Basileia, die Königsinsel der Atlassöhne.«

»Auch die gibt es längst nicht mehr. Habt ihr's nicht gesehen? Das Meer hat sie gefressen.«

»Aber sie muß doch wieder aufgetaucht sein, Teile von ihr wenigstens.«

»Nichts«, brummte der Mann. »Schlamm.«

Das Wort blieb wie etwas Leibhaftiges in der Stille des Raumes hängen.

Nach einer kleinen Weile räusperte sich Antinos. Nauteas wandte kurz den Kopf zu ihm, dann sah er wieder den Mann mit dem Bart an, der neben dem Feuer stand und vor sich hinstarrte, als gelte es, ein schweres Rätsel zu lösen.

»Wer ist euer König?«

»Es gibt keinen.«

»Keinen König, keine Obrigkeit?«

Der Mann spuckte aus. »Der auf Kleitros, der Däne, behauptet, er wär's. Aber jetzt hat er sich schon eine Weile nicht mehr um uns gekümmert. Die dort hinten haben gemerkt, daß bei uns nichts mehr zu holen ist. Jetzt lassen sie uns in Frieden.«

»Und wer spricht Recht bei euch?«

»Niemand. Wozu auch? So etwas wie Recht gibt es nicht mehr. Jeder hilft sich selbst, das ist das Einfachste.«

»Und wer verteidigt euch, wenn Feinde kommen?«

Artos lachte kurz auf. »Da kommen keine. Ich sag's euch ja, bei uns gibt's nichts mehr zu holen, wer sollte uns Feind sein?«

»Vater«, redete da eine junge Stimme aus der Ecke heraus. »Droben auf der Heide sagen sie, die aus Ambros hätten wohl Lust, bei uns einzubrechen, wenn ihnen der Weg nur nicht zu weit wäre.«

»Halt den Mund«, knurrte der Vater. »Dummes Geschwätz und sonst nichts. Zu uns kommt keiner. Wer sollte bei uns etwas suchen?« Der argwöhnische Blick lag wieder auf Nauteas. »Wer?«

»Auch Schiffe kommen nicht?«

»Selten. Die aus Albion fahren nur noch nach Süden, heißt es. Im vorigen Herbst ist ein fremder Segler an den Felsen dort hinten zerschellt, man konnte nur wenige Leute retten.«

Wieder drehte Nauteas den Kopf zu Antinos.

Dann sagte er. »Ihr fahrt zum Fischfang hinaus, nicht wahr? Eure Boote scheinen mir recht klein zu sein, soweit ich das in der Dämmerung erkennen konnte.«

»Wir brauchen keine größeren.«

»Keine Boote für Handelsfahrten?«

»Handel?« Wieder das höhnische Lachen. »Womit sollten wir handeln? Und wovon Schiffe bauen? Wir haben kein Holz.«

»Holz«, wiederholte Nauteas, rasch aufstehend. »Höre Artos. Meine Männer draußen frieren wie ich. Kannst du ihnen Holz verschaffen, damit sie sich ein Feuer anzünden können?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich sagte es doch eben, hier gibt es kein Holz. Die See, als sie über dieses Land ging, hat alle Bäume ausgerissen.«

»Vater«, fiel die junge Stimme aus dem Winkel ein, »am Fluß liegt Treibholz, das können sie nehmen.«

»Schweigst du?«

Aber Nauteas erhob sich und trat auf die Eckbank zu. Aus dem gelben Dunst sahen zwei Paar heller, groß geöffneter Augen zu ihm auf.

»Wo liegt das Holz?«

»Links vom Hafen, ein Stückchen den Fluß hinauf. Nicht weit. Ich kann es euch zeigen.« Der Junge sprang auf.

Aber der Vater schnaubte ihn an. »Bleib. Was geht's dich an?«

Nauteas hob die Hand. »Wir finden das Holz gewiß auch ohne deine Hilfe, ich danke dir.«

»Ich gehe hinunter, Herr, und gebe den anderen Bescheid«, sagte Thoon.

»Tu das. Sage ihnen, daß sie, wenn sie nicht auf dem Schiff schlafen wollen, die Zeltbahnen mit an Land nehmen sollen. Die Wache muß freilich an Bord bleiben. Und dann soll genügend Fleisch und Wein ausgegeben werden.«

Thoon ging.

Die drei Bewohner der Hütte starrten Nauteas an. Neben

dem Burschen saß ein Mädchen. Es hatte wirres Haar, und sein Mund stand halb offen.

»Wieviel Männer hast du?« fragte Artos.

»Vierundvierzig.«

»Und wie willst du die alle ernähren, hier, wo es nichts gibt?«

»Wir werden sehen. Vorerst haben wir noch einige Vorräte.«

Der Mann schwieg. Plötzlich sagte er: »Ihr könnt Fische bekommen – wenn ich einen guten Zug tue, heißt das.«

Nauteas lächelte überrascht. »Dank dir. Du kannst dafür von unserem Wein haben. Die Schläuche enthalten freilich nicht mehr viel.« Darauf hat er es abgesehen, dachte er.

Aber der Mann schüttelte den Kopf. »So etwas kennen wir hier nicht.«

»Was? Zieht ihr keinen Wein mehr? Früher tatet ihr's, soviel ich hörte.«

»Früher. Da gab es mehr Sonne, sagen sie.«

»Und wie steht's mit Korn? Wohnen droben auf dem Landrücken Bauern, die ackern?«

»Droben ist nur die Heide. Und das Moor. Felder gibt's kaum mehr. Der Boden ist durch die See verdorben.«

»Aber ihr habt Gras. Ihr könnt Vieh weiden lassen.«

»Wenn wir Vieh hätten, könnten wir's, ja. Das letzte haben die Dänen fortgeführt.«

»Was? Du besitzt keine einzige Kuh für die Milch?«

»Ich habe keine kleinen Kinder«, wies der Mann ab. Zögernd setzte er hinzu: »Mein Weib ist tot.«

»Und das dort sind dein Sohn und deine Tochter?« Nauteas trat wieder zu der Eckbank. »Wie heißt du?« fragte er freundlich das Mädchen.

Das schaute ihn bewegungslos an. »Weiß nicht«, antwortete es schließlich. Aus dem Winkel des schlaffen Mundes tropfte ein schmales Rinnsal auf den ärmlichen Rock nieder.

»Das weißt du gut«, der Junge stieß sie an. »Sag es.«

»Weiß nicht«, wiederholte das Mädchen störrisch. »Ich bin dumm«, sagte es dann, es klang traurig.

Ihr Vater scharrte unruhig mit den Füßen. »Gib dich nicht mit ihr ab, Fremder. Es hat keinen Zweck. Sie war lange krank als Kind, man glaubte, sie werde sterben. Sie blieb am Leben, aber seither steht es mit ihrem Verstand nicht mehr zum besten.«

»Sie heißt Njördis, und ich Alkos«, sagte der Junge.

Nauteas fuhr leicht mit der Hand über den Strubbelkopf des Mädchens. »Die Götter sind mit dir, Njördis«, murmelte er segnend. Das war, was man im Süden den Leuten sagte, die nicht ihren vollen Verstand hatten.

Jetzt lachte das Mädchen breit. »Ja«, rief es, »Ja, das weiß ich. So dumm bin ich nicht, daß ich das nicht wüßte.«

Auch Nauteas mußte lachen. »Um so besser«, sagte er.

Artos räusperte sich. »Ich würde dir und deinen Gefährten etwas anbieten, da du nun einmal mein Gast bist. Aber ich habe nichts . . .«

»Ein Rest Grütze ist noch im Topf, Vater«, rief der Junge eifrig. »Und dann das Bier . . .« Er brach unsicher ab, so als wisse er nicht, ob er davon sprechen dürfe.

»Hol von dem Bier«, bestimmte der Vater. Da lief der Junge.

Gleich darauf kam auch Thoon zurück mit einem prallen Säcklein und einem Weinschlauch über der Schulter. »Sie haben das Holz gefunden«, meldete er. »Jetzt werden sie das Feuer entzünden.«

»Ich komme zu ihnen hinunter, wenn es brennt«, verhiess Nauteas, und Thoon ging wieder.

»Die Grütze soll für Alkos und Njördis bleiben«, bestimmte Nauteas. »Da ist Fleisch und da sind Früchte. Nehmt, was ihr mögt.« Er hob das Bierhorn, das ihm Alkos gereicht hatte. »Ich danke für die Gastfreundschaft und trinke auf dein Wohl, Artos, und auf das der Deinen.« Nachdem er einen tüchtigen Zug getan hatte, reichte er das Horn an Antinos weiter. »Es schmeckt frisch und gut«, sagte er.

Sie aßen und tranken alle, und Nauteas spürte, daß sich für diese armen Leute jetzt etwas wie Festtagsstimmung in

der Hütte ausbreitete. Sie sagten nicht viel, aber selbst der bärtige Artos seufzte einmal tief auf vor Wohlbehagen. Alkos, während er das Feuer schürte, flüsterte vor sich hin: »Kommen so weit her – mit dem Schiff – und bringen so gute Sachen mit . . .«

Auch der Hund, der sich immer dicht an Nauteas' Seite drückte, bekam sein Teil.

Als Nauteas endlich aufstand und zur Hüttentür ging, jaulte er angstvoll. Artos aber sagte: »Das Holz wird feucht sein und nicht gut brennen. Nimm einen Sack Torf, Alkos, und trag ihn ihnen hinunter. Wenn sie den darüberstreuen, wird es anders flecken. Und du, Schiffer, kannst hier schlafen, du und die Deinen.« Er wies auf die deckenbelegten Bänke.

»Danke«, sagte Nauteas. »Ich nehme deine Einladung an. Aber die Schlafbänke gehören dir und deinen Kindern. Wenn du Stroh hast, werden wir drei hier vor dem Feuer schlafen.«

»Wir haben Stroh«, rief Alkos freudig.

Antinos, der an der Wand lehnte, hob den Kopf. Er begegnete Nauteas' Lächeln und seufzte.

Als Nauteas, den Hund an seiner Seite, zum Strand hinabstieg, um nach seinen Schiffsgenossen zu sehen, war Antinos neben ihm. »Du traust also diesen Leuten?« fragte er leise.

»Warum sollte ich ihnen nicht trauen?« fragte Nauteas und streichelte den Kopf des Hundes, der zum Dank seine Hand leckte.

III

DAS GEHEIMNIS

Am nächsten Morgen wühlte sich Nauteas schon früh aus dem Stroh hervor, klopfte sich die Halme ab und ging, begleitet von seinen beiden getreuen Leibwächtern, Antinos und dem Hund, hinaus, um sich die Gegend bei Tageslicht zu betrachten.

Allzuviel ließ sich allerdings nicht erspähen. Der Nebel lag wieder über dem Meer, an Land traten einige Hecken verschwommen aus dem Dunst, hinter der Anhöhe, auf der der Hof des Artos lag, duckten sich ein paar dunkle Schatten in die Mulde – es mochten Fischerhütten sein.

Trotzdem aber lächelte Nauteas. In der Luft lag etwas von jenem Duft, der den Seemann stets rührt, wenn er im Frühjahr Land betritt, der Duft nach Erde, nach jungem Gras. In den Hecken klang schüchternes Vogelgezirp auf, und als die Männer näher herantraten, sahen sie ein paar winzig kleine Blättchen an den rankenden Zweigen. Selbst in diesem Land wurde es Frühling, wenn auch spät.

Es war noch sehr still ringsum, nur vom Hafen tönten Stimmen herauf.

Die Schiffsgefährten hatten das Feuer wieder entfacht, es rauchte zwar stark, gab aber doch etwas Wärme. Unter Lachen und Späßen schrubbten einige von ihnen den »Kyknos« ab, andere unterzogen sich selbst am Feuer einer gründlichen Reinigung oder rasierten sich, was auf der Fahrt nur unvollkommen möglich gewesen war. Nauteas befühlte sein Kinn. »Das muß ich schleunigst auch besorgen.«

Als er auf Artos' Hof zurückgekehrt war und die dünne, nach Fisch schmeckende Morgensuppe, die Alkos ihm strahlend darreichte, zu sich genommen hatte, fragte er ohne viel Hoffnung nach einem Badehaus.

Aber siehe da, Alkos wies stolz über den Hof – ein Badehaus war vorhanden. Eumenes packte eilends Nauteas' Seekiste aus, die er heraufgeholt hatte, und folgte seinem Herrn zu dem windschiefen Lehmhäuschen, das Alkos ihm zeigte.

Enttäuscht standen sie auf der Schwelle. Weder eine Wanne noch ein vertieftes Becken gab es da, nur eine Feuerstelle, Kessel und Kübel und eine morsche Holzbank. »Es wird auch so gehen«, sagte Nauteas tröstend zu dem tief bekümmerten Eumenes.

Der holte Wasser aus dem Brunnen und hängte den Kessel über das Feuer, das Alkos mit Glut vom Hüttenherd entzündete. Bis das Wasser sich erwärmt hatte, wanderte Nauteas, die Hand auf dem Kopf des Hundes, im Hof umher und begrüßte seinen Wirt, der sich jetzt erst zeigte.

Artos warf einen schrägen, unerfreuten Blick auf den Hund, der neben Nauteas stand, als wollte er sagen: Hier ist mein Platz, wage es, mich wegzureißen.

»Belästigt er dich?« fragte Artos.

»Ganz und gar nicht. Aber – es ist dein Hund, es tut mir leid, daß er sich so an mich hält. Ich hatte einmal einen, der ihm ähnlich war. Er starb, ich war noch ein Kind und weinte sehr um ihn. Und vielleicht . . .« Er vollendete nicht, die Erklärung kam ihn selbst nicht gerade einleuchtend vor.

»Kaum«, sagte Artos trocken.

Nauteas zuckte die Schultern. Was es war, das den Hund an ihn fesselte, konnte er ja selbst nicht erraten. Er war sich nicht bewußt, einen Zauber angewendet zu haben, aber dieser Mann hier schien das zu glauben.

Da rief Eumenes vom Badehaus her, und Nauteas ging hinüber, gebot dem Hund vor der Tür zu bleiben, und trat in die dampferfüllte Dämmerung der Hütte.

Eumenes hatte frische Kleider ausgepackt und Tücher an der Herdstelle gewärmt. Er entkleidete seinen Herrn, schnitt und wusch ihm die Haare, übergieß seinen langen, schlanken Körper reichlich mit heißem Wasser, rieb ihn ab und salbte ihn, indem er die Muskeln knetete, um sie zu stärken. Dann hüllte er ihn in das schöne, reichbestickte Untergewand. Er kleidete ihn an wie ein Kind, Nauteas durfte keine Hand rühren und tat es auch nicht, denn er wußte, es würde den Alten kränken.

Dann mußte sich Nauteas auf die gebrechliche Bank setzen und wurde rasiert. Das war eine feierliche Handlung. Eumenes hatte dazu die Tür geöffnet, um mehr Licht zu haben. Kinn und Wangen wurden mit Salben und Essenzen behandelt, und sorgsam entfernte das scharfe Messer jedes Härchen.

Draußen winselte der Hund. Der Hütteneingang verdunkelte sich, zwei Gesichter spähten herein. Alkos und Njördis konnten ihre Neugier nicht bezähmen, sie mußten sehen, was hier mit dem erstaunlichen Gast geschah. Eumenes scheuchte sie nach draußen hinaus. »Geht weg. Ich sehe ja nichts.«

Sie zogen sich zurück, blieben aber flüsternd neben dem Eingang stehen.

Als Nauteas dann endlich hervortrat, köstlich duftend, mit glattem Kinn, das helle Haar fast getrocknet und schön gekämmt, blitzenden Schmuck um den Hals und auf der Schulter und in den farbig bordierten Mantel gehüllt, da staunten ihn die beiden mit groß aufgerissenen Augen an. Die Hand des Mädchens schoß vor, sie faßte einen Zipfel des Mantels und streichelte ihn.

Nauteas dachte, sie bewundere den weichen Stoff, und blieb lächelnd stehen. Aber aus ihrem Blick strahlte ihm hingebende Bewunderung entgegen. »Du bist schön«, lallte sie mit sabberndem Mund.

Er lachte. »Sauber jedenfalls«, sagte er.

»Schön«, wiederholte sie. Dann schüttelte sie seufzend den Kopf. »Ich bin nicht schön. Ich bin dumm.«

Wieder berührte er ihr Haar. »Schadet nichts. Wenn du nur gut bist.«

Sie lachte glucksend. »Ja, *das* bin ich. Ich bin gut. Du bist es auch. Du bist schön und gut. Du bist Poside, ich weiß es.«

Ihr Vater, der eben herantrat, rief zornig: »Was ist das für ein Narrengeschwätz? Will die Törlin wohl den Mund halten?«

Das Gesicht des Mädchens verzog sich wie zum Weinen. »Doch, Poside«, beharrte sie.

»Ich bin nicht Poside«, sagte Nauteas ernst. »Er ist ein Gott. Aber ich bin sein Enkel.«

Der Schritt des Mannes stockte. Als Nauteas sich zu ihm wandte, bemerkte er eine flackernde Frage in Artos' Augen. »Sein später Enkel«, wiederholte er, »ja.«

Der Mann schluckte. Dann stieß er hervor: »Du – du bist ein Sohn der Zwillinge?«

»Ja.«

Der Mann senkte den Blick und wandte sich zur Seite. Nauteas glaubte zu bemerken, daß seine Hände zitterten. Also wissen sie hier doch noch von all dem, dachte er.

Wie um abzulenken, griff der Mann nach Nauteas' Rasiermesser, das Eumenes auf einen Pfosten gelegt hatte. Es war aus Bronze, fein geschliffen, eine vorzügliche Arbeit, der Griff ein Schwanenhals mit Kopf und Schnabel, die Klinge eingelegt mit dem Bild eines Mannes mit Strahlenkrone, wohl des Gottes selber.

Mit Händen, die noch immer zitterten, strich Artos darüber hin. »Das ist schön«, brachte er schließlich mühsam hervor, und es klang nun beinahe wie das Echo der Worte, die seine Tochter soeben gesprochen hatte.

»Es ist sehr alt«, erklärte Nauteas freundlich. »Aber wir schleifen es immer wieder nach. Ein Erbstück. Es gehörte Hyllos, meinem Ahn, der hierzuland König war. Er hat es vermutlich bei seiner Einweihung erhalten, wie es Sitte ist. Bekommen die Jünglinge bei euch nichts mehr dergleichen?« fügte er hinzu.

»O nein. Es gibt keine Einweihungen mehr, und nichts, gar nichts, was diesem Ding ähnlich sähe.« Er streichelte das Messer, so wie Njördis über den Stoff gestrichen hatte.

»Du liebst schöne Dinge?« fragte Nauteas.

Artos legte das Messer zurück. »Ich – wäre gern Schmied geworden«, bekannte er dann zögernd. »Aber es gab hier niemanden mehr, der mich das Handwerk lehren konnte.« Er blickte auf, und Nauteas las jetzt in seinem aufwärtsgerichteten Blick soviel hungrige Sehnsucht, daß er erschüttert die Schulter des Mannes faßte.

»Glaube mir, es wird nicht lange dauern, und man wird hier wieder das Klingen von Schmiedehämmern hören, glaube mir«, rief er.

»Meinst du?« fragte der Mann heftig. Aber dann verschloß sich sein Gesicht wieder und er senkte den Kopf. »Sei dem, wie ihm wolle, ich werde das Handwerk nicht mehr lernen können, ich bin zu alt dazu«, knurrte er und ging ohne Gruß zum Haus.

Was sich an diesem Tage von der Gegend erkunden ließ, konnte wenig ermutigen.

Hier und dort lagen Fischerhütten, hinterm Hang oder auch am Fluß. Sie waren alle noch kleiner und armseliger als Artos' Anwesen, das geradezu wohlhabend wirkte, gemessen an dem Elend der anderen. Manche standen schief und fielen fast in sich zusammen. Es gab keine Gärten, keine Felder und keine Bäume, nur Sand, hartes, spärliches Gras, ein paar Büsche und Hecken und die ausgespannten Fischernetze, die in der feuchten Luft nicht trocknen wollten. Die Bewohner der Hütten hielten sich scheu zurück, Nauteas kam nur mit wenigen ins Gespräch, und das waren junge Burschen, die bereits von Alkos einiges über die Gäste aus dem Süden erfahren hatten und neugierig waren.

Am Abend saß Nauteas bei seinen Schiffsgefährten am Feuer. Es brannte kräftig, von Alkos' Torf genährt. Ringsum waren die Zelte aufgebaut. Die Männer hockten auf ihren Decken, die Weinkannen wanderten, und Nauteas

sprach. »Wir werden hierbleiben. Das Land mag euch karg und armselig vorkommen. Aber wir kennen es noch kaum, wir müssen erst einmal sehen, was sich hinter dem Nebel verbirgt, ehe wir ein Urteil fällen. Wir werden hier als Fremde betrachtet, es geht darum, zunächst einmal Fuß zu fassen. Ich bitte euch, versucht, euch die Leute in den Hütten zu Freunden zu machen. Sie sollen Vertrauen zu uns gewinnen. Freilich wissen wir noch nicht genau, wie sie gesinnt sind, und es ist geboten, trotz allem Vorsicht zu üben. Keiner soll allein umhergehen, sondern es sollen sich immer zwei oder drei zusammenschließen, und keiner soll in einer der Hütten schlafen.«

»Du schläfst ja selbst in einer, Herr«, rief ein junger Bursche vorlaut dazwischen.

»Das ist etwas anderes«, schnitt ihm Nauteas streng das Wort ab, obwohl er selbst nicht genau wußte, warum das anders sein sollte. »Hier beim Lager und auf dem Schiff müssen Tag und Nacht einige Männer Wache halten.«

»Es sind stumpfe und ärmliche Leute, Herr«, bemerkte ein Älterer. »Ich glaube nicht einmal, daß sie Waffen besitzen. Von denen ist nichts zu fürchten.«

»Man kann es nicht wissen«, rief Antinos. »Vorsicht ist besser als Nachsicht. Tut, wie euch geheißen wurde.«

Er bekam aber sofort einen Dämpfer. »Was hast du dreinzureden, Kreter? Der Schiffer ist hier der Herr, nicht du.«

»Still, still«, mahnte Nauteas. »Ich sage: übt Vorsicht, aber seid freundlich, und damit fertig. Wenn einer von euch den Einwohnern Hilfe leisten kann, so soll er es tun. Sie mögen merken, daß wir gekommen sind, um ihnen beizustehen, nicht um sie zu schädigen. Bei strenger Strafe ist jeder von euch gehalten, nirgends etwas zu nehmen, das ihm nicht freiwillig geboten wird. Die Verständigung wird nicht schwer sein, sie verstehen uns und wir sie, daraus erhellt, daß sie unsere echten Verwandten sind.«

»Sie sind keine echten Kinder Posides, sie tragen wahre Wälder im Gesicht«, schrie einer.

»Das gewöhnen wir ihnen schon noch ab«, antwortete Nauteas lachend. »Ebenso wie wir sie dazu bringen werden, sich reinlicher zu halten und ihre Haare zu schneiden. Nur Geduld, meine Freunde.«

Die Frage, wovon die Schiffsmannschaft leben sollte, da die Vorräte zu Ende gingen und man den Einwohnern nichts nehmen durfte, war angeschnitten worden, Nauteas hatte sie aber mit einem unbestimmten Hinweis auf den Fischfang kurz abgetan. In Wirklichkeit machte er sich gerade über diesen Punkt Sorgen. Er hatte gewußt, daß die Leute an dieser Küste nicht reich waren, mit einer solchen Armut aber hatte er nicht gerechnet.

Doch seine nächsten Gespräche mit den allmählich zutraulicher werdenden Fischern zeigten ihm neue Möglichkeiten. Im Osten dieses Küstengebietes sollte es einen Wald geben, den Wasser und Feuer am Tag des großen Unheils verschont hatten. Man nannte ihn den Eisenwald, dort sollte einst ein zauberkundiger Schmied gewohnt haben, der angeblich die Kunst, das Eisen zu schmieden, erfunden hatte. Dort gebe es Wild, sagten die Fischer. »Und Holz«, fügte Nauteas halblaut hinzu.

»Wir werden einen Trupp Männer hinschicken, um zu jagen«, sagte er zu Antinos. »Und – übrigens – das Vieh, das die Dänen hier weggeholt haben, werden wir uns wiederbeschaffen.« Sie lachten beide.

Am folgenden Morgen plätscherte, rauschte, prustete und kicherte es im Badehaus des kleinen Hofes. Alkos und Nördis ahmten den vornehmen Gast nach. Nauteas hatte ihnen sogar erlaubt, seine Badeessenzen zu benutzen. Er hatte Eumenes gebeten, den beiden behilflich zu sein, aber der Alte hatte das abgelehnt. Schmutzige Fischerkinder zu baden, falle nicht in seinen Aufgabenbereich, gab er zu verstehen.

Die beiden kamen auch ohne ihn aus. Alkos duschte und rieb seine Schwester ab, und sie kreischte vor Vergnügen. Nachher wandelte sie duftend auf dem Hof umher, spreizte den zerrissenen Rock mit spitzen Fingern und sang: »Ich bin

schön, ich bin schön«, mit gellender Stimme. Alkos hätte sich am liebsten rasiert, aber er war erst vierzehn Winter alt, und es gab um seinen Mund noch nichts wegzuschaben. »Später«, tröstete ihn Nauteas. »Dein Vater wird dir ein Messer dazu schmieden.«

Er hatte seinen Spaß an dem Reinlichkeitseifer der beiden und war sicher, daß binnen kurzem alle etwa noch vorhandenen Badehäuser in diesem Landstrich von jungen Leuten mit dem gleichen Vergnügen und dem gleichen Spaß benutzt werden würden.

Auf die Kinder und jungen Menschen übte das Lager der Fremden eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Alles, was die Seefahrer aus fernem Land taten und sagten, wurde bestaunt, bewundert oder auch kritisiert, aber auf alle Fälle des Nachahmens für wert befunden. Alkos und Nördis aber genossen hohe Achtung und waren auf dem Versammlungsplatz der Jugend stets umdrängt, da sie dem prachtvollen Anführer, über den bereits die seltsamsten Legenden umgingen, so nahe standen.

Währenddessen saß ihr Vater unter der Tür seiner Hütte und flickte Netze. Im Hintergrund hockte Nauteas auf der Bank, fest entschlossen, den Brummbären endlich zum Reden zu bringen. Antinos hatte er weggeschickt. Eumenes hantierte irgendwo auf dem Hof, sie waren allein in der Stille, die nur hie und da von einem Möwenschrei durchbrochen wurde. Der Hund lag mit der Schnauze auf Nauteas' Knie und schlief.

»Es wird etwas heller draußen. Wann willst du zum Fischfang fahren?«

»Morgen.«

»Wo habt ihr eure Fischgründe?«

Artos hob kurz die Hand und zeigte in eine Richtung. »Zur Zeit weiter draußen.« Dann zog und knüpfte er wieder gebückt an den Schnüren der Netze.

»Hindert der Schlamm bei der Insel?«

Artos schwieg.

Nauteas beugte sich vor. »Komm, Artos, du weißt, was

ich erfahren möchte. Muß ich mir meine Auskünfte erst von anderen holen?»

»Die wissen nicht mehr und nicht weniger als ich«, knurrte der Fischer.

»Aber du verschweigst etwas. Los, was ist's mit der Insel?»

»Ich habe dir schon mehrmals gesagt: es ist keine da. Was fragst du immer aufs neue?« Das kam dunkel, fast drohend. »Sie ist untergegangen in jener großen Flut, als die Erde bebte und Feuer vom Himmel fiel.«

»Es soll auch ein Stern aus der Höhe herabgestürzt sein.«

»Dort.« Artos bewegte wieder die Hand. »Südlich von hier. Da, wo früher der Fluß ins Meer strömte. In die Mündung stürzte der Stern, sagen sie, glühend und zischend. Seither ist dort eine übelriechende Lagune. Vögel, die darüberfliegen, fallen tot ins Wasser.«

»Giftige Dämpfe also. Aber die Insel ist wieder aufgetaucht.«

»Warum wiederholst du das wie ein Narr, der immer das gleiche sagt?»

»Weil wir am Abend unserer Ankunft, als wir dort bei dem Felsen kreuzten, im letzten roten Sonnenstrahl fern im Nordosten einen Hügel sahen, der mit Gras bewachsen war.«

Einen Augenblick lang blieb es ganz still. Wieder kreischte eine Möwe grell im Vorüberfliegen. Das Feuer in der Hütte knisterte und knackte leise.

Dann sprach Artos. »Das ist dummes Zeug.« Fast heftig setzte er hinzu: »Es gibt keinen Hügel. Nichts. Ihr habt eine Anhöhe des Festlandes gesehen.«

»Nein. Der Hügel ragte aus dem Schlammeer auf, das weit um ihn lag und noch durch glitzerndes Wasser vom Festland getrennt war.«

»Dummes Zeug, sage ich. Bei Sonnenuntergang? Da gibt es manchmal solche Luftspiegelungen. Und wenn« – er zögerte – »wenn dort ein wenig Gras wachsen sollte, wer könnte es erreichen?«

»Du hast es nie versucht – keiner von euch?«

»Wir sind keine Vögel. Kein lebender Mensch kann gehen oder stehen, wo das Watt so weich ist. Du hast sicher selbst gesehen, wie der Schlick auf- und abtaucht und Blasen wirft. Man würde darin ersticken wie im Moor.«

»Du sagst: kein lebender Mensch.«

»Was weiß ich? Sie behaupten, daß dort die Toten wohnen.«

»Wer sagt das?«

»Alle. Die Leute an der Küste. Ich bin kein Geschichtenerzähler und weiß nicht, was Wahres an der Sache ist. Ein schimmernder Tempel und ein Palast sollen dort versunken sein. Die stünden jetzt auf dem Meeresgrund, und die Toten wohnten darin, heißt es. Mag ja mancher umgekommen sein bei der großen Flut.«

»Ein goldener Tempel?«

»Aus jenem glänzenden, harzigen Stoff, den die Leute jetzt Glas nennen. Man sagte sonst Oreichalkos . . .«

»Elektron, so sagt man bei den Achaiern«, ergänzte Nau-teas. Er spielte mit seiner Gewandnadel, deren Mittelpunkt eine kleine gelb schimmernde Perle bildete. »Den gräbt man hierzuland aus dem Boden oder fischt ihn aus dem Wasser, nicht wahr?«

»Früher.«

»Warum heute nicht mehr? Die Alten trieben einen großen Handel mit diesem Stoff und wurden reich davon, hörte ich.«

»Es gibt keinen mehr.«

»Was? Das sagst du von allem und jedem: das gibt es nicht mehr . . .«

»Weil es wahr ist.« Nach Augenblicken des Schweigens fügte Artos mit dunkler Stimme hinzu: »Sollten noch Schätze auf dem Grund der See liegen, so werden die Toten sie wohl hüten.«

»Die Toten. Fürchtet ihr sie?« Das konnte eine Erklärung sein. Vielleicht wagte aus Furcht niemand, nach dem wiederaufgetauchten Land zu suchen.

»Sie dürften wohl zu fürchten sein«, antwortete Artos dumpf.

»Irgend jemand sprach mir von Totenschiffen, die bei Nacht . . .« Nauteas brach vorsichtig ab.

Artos räusperte sich. »Kindische Schwatzbasen hier – allesamt. Es ist nichts daran, gar nichts – an diesem Gerede von den schwarzen Schiffen . . .«

»Eure Fischerboote sind schwarz wie unsere ›Schwäne‹. Auch das war ein tastender Versuch.

»Dummes Zeug, sage ich.« Artos brüllte unbeherrscht auf. Es war, als wollte er sein Netz zerreißen oder von sich werfen. Doch dann mäßigte er sich. »Läßt du dir solche Lügen aufreden?« grollte er. Er räusperte sich wieder. »Ich, ich habe auch davon gehört. Schwarze Geisterschiffe, die in mondlosen Nächten die Toteninsel suchen. Sie fahren die Verstorbenen hinüber, heißt es. Tote richten den Mast auf, Tote setzen das Segel, Tote rühren die Ruder. Und dann bleiben sie im Schlamm stecken und sitzen da mit glühenden Augen und kralligen Fingern und warten darauf, daß ein Boot mit lebenden Menschen herausfährt, das sie in die Tiefe ziehen können. Es sind auch schöne Mädchen dabei, die Lieder singen vom gläsernen Palast in der Tiefe und vom guten Leben dort, und dann umschließen sie mit ihren weißen Händen die Hälse der Männer, die sich vom Bootsrand zu ihnen neigen . . .«

Artos sprach, über das Netz gebückt, mit eintöniger Stimme immer weiter, aber es klang trotzdem merkwürdig eindringlich – fast wie ein Zauberspruch. – Jetzt will er mir Angst machen. Warum? dachte Nauteas.

Endlich schwieg der Fischer. Dann setzte er wieder an: »Glaubst du das?«

»Nein«, antwortete Nauteas heiter. »Ich müßte es denn erst einmal selbst gesehen haben.«

»Ich würde dir nicht raten, den Versuch zu machen.« Artos wartete. Dann fuhr er fort: »Junge Leute sind leichtsinnig. So ist es auch bei uns. Man kann ihnen nicht genug einschärfen, daß die Toten nicht mit sich spaßen lassen. Es

ist nicht geraten, mit ihnen anzubinden, Fremder, denn sie sind mächtig.«

»Mächtiger als die Götter?«

»Hier gibt es keine Götter.«

Nauteas schnellte seinen Oberkörper in die Höhe. Er saß jetzt aufrecht und rief: »Oh, Artos, ich habe es so satt, dich »es gibt nicht, es gibt nicht« sagen zu hören. Götter gibt es überall, und wenn ihr sie nicht verehrt und sie darum ihr Antlitz von euch wenden, so ist es eure Schuld allein und ihr habt selbst den Schaden davon.«

Als habe er nicht gehört, murmelte Artos: »Manche sagen, wir seien jetzt in der Gewalt der Nebelgötter. Aber ich habe sie nie gesehen und weiß nichts von ihnen.«

»Ich auch nicht. Doch ich weiß von Poside.«

»Der ist fortgezogen. Oder er sitzt auf dem Grund des Meeres bei den Toten, was weiß ich.«

»Er führt jeden Morgen in seinem leuchtenden Wagen die Sonne über den Himmel, auch jetzt noch – jetzt wie immer, Artos.«

»Wo ist denn die Sonne? Wo?« Wieder die Handbewegung nach draußen.

»Hinter dem Nebel. Ich kann dir meinen Sonnenstein vom Schiff bringen, der wird dir zeigen, wo sie im Augenblick steht. Übrigens – an jenem ersten Abend, von dem ich dir sprach, trat sie klar hervor. Ihre Strahlen waren es ja, die mir und den Meinen den grünen Hügel zeigten.«

»Du mit deinem Hügel. Hör auf damit, ich rate es dir.«

Nauteas lachte nur und stand auf. Er schob sich an dem Sitzenden vorüber aus der Tür.

»Brummbär, ich verlasse dich. Aber glaube nur nicht, daß du mich abschrecken kannst. Eines Tages werde ich dir den grünen Hügel zeigen und den goldenen Poside in all seiner Herrlichkeit, und er wird wieder Recht sprechen und euch Segen spenden wie in der alten Zeit.« Damit ging er den Weg zum Strand hinab. Der Hund begleitete ihn.

Er wandte sich nicht um und sah auch nicht den zornigen Blick des Fischers voller Angst und Argwohn.

IV

ANDEUTUNGEN

Nauteas tat das, was er seinen Männern verboten hatte: Er ging ganz allein immer weiter den Fluß entlang seewärts. Im Nebel fühlte er sich sicher und geborgen, und im Notfall würde ihn der Hund besser beschützen, als ein menschlicher Gefährte es gekonnt hätte.

Er kam an der kleinen Bucht vorbei, in der das Treibholz lag. Es war noch etwas davon da, mindestens für ein paar Tage konnten die Männer ihr Feuer erhalten. Sie würden sich Torf stechen müssen. Und bald damit beginnen, Unterkünfte zu bauen. Viel Holz würde man nicht brauchen, die Hütten ließen sich mit Grassoden decken – vorerst.

Er dachte an das alles, aber flüchtig, diese Fragen wurden verdrängt durch jene anderen, die ihn immerfort bewegten und jetzt noch heftiger aufgerührt waren.

Er ließ sich auf einem großen Stein nieder, der nahe dem Wasser im Sand lag. Der Hund saß neben ihm und blickte mit gespitzten Ohren und leise klopfender Rute ebenso gespannt wie er in den Nebel.

Es war Flut, die Wellen kamen in die Flußmündung herein, Salzwasser verdrängte Süßwasser, es rauschte sanft auf den Strand, und seine schaumige Grenze schob sich fast bis zu Nauteas' sandalenbekleideten Füßen vor. Wenn man nur diesen grauen Dunst mit dem Blick durchdringen könnte, endlich einmal das sehen, was dahinter war! Er schätzte, daß man den grünen Hügel von hier aus erspähen könnte, wäre die Sicht nach Westen zu klar. Hinauszufahren

und im Nebel herumzusuchen hatte keinen Sinn. Es war nötig, zuvor das Geheimnis zu klären, hinter das zu dringen, was Artos, was die Leute hier zu verbergen trachteten.

Und wenn dort hinten auch ein wenig Gras wüchse . . . Vielleicht war es wirklich nicht mehr. Ein wenig Gras und ringsum Schlamm und Schlick. Kein Tempel, nichts. Alles versunken, vom Wasser überspült, von den Toten bewacht. Er selbst tat so sicher, vor seinen Männern, vor Artos, vor allen, er wußte es angeblich ganz gewiß: es gab die Insel, es gab das Heiligtum des Gottes . . .

War er so sicher? Hier in der nur vom eintönigen Wellenschlag belebten Einsamkeit mitten im Nebel war er es nicht mehr. Er zweifelte. Nicht nur an der Existenz der Heiligen Insel. Auch an seiner eigenen Kraft. Wie sollte er die Gefährten, die ihm in dies Unternehmen gefolgt waren, ernähren, ohne sie rauben und plündern zu lassen? Wie die Leute hier sich zu Freunden machen, wie ihnen in ihrem Elend helfen? Er war ja gar nicht fähig dazu, auszuführen, was er sich vorgesetzt hatte. Artos den Gott zeigen? Lächerliche Großsprecherei. Am Ende, wenn die eigene Kraft versagte, blieb nichts als Nebel, und kein helfender Gott griff aus den Wolken herab . . .

Wie er so grübelte, fiel ihm Hyllos, sein Ahn, ein. Hyllos, der König, der Held, so hieß er in der Erinnerung der Herakliden, die sein Andenken hochhielten. Aber Nauteas hatte auch noch einen anderen Namen gehört: Hyllos, der Zweifler. Er hatte nie begriffen, wie sein Ahn gerade zu einem solchen Beinamen gekommen sein mochte. Ein Held, der zweifelte? Woran hatte er gezweifelt? An den Göttern? Aber es gab da eine Geschichte, die die Amme erzählt hatte: Poside selbst sei des Hyllos Freund gewesen, er habe ihn mit einem Bogenschuß vor dem Angriff eines heiligen Stiers gerettet und dann vor den Ränken des bösen Königs von Albion beschützt, der Hyllos sogar vor dem Thing verklagt hatte. Allerdings – vor dem Schwert des Königs von Tegea dort im Achaierland hatte ihn der Gott nicht mehr behütet, sondern ihm im Gegenteil mit seinem

goldenen Speer gewehrt, so daß das Schwert des Gegners ihn treffen konnte. Ja, aber da gab es eine weitere Geschichte, und die war noch seltsamer und unglaublicher als alles andere: Es wäre dem Hyllos ein leichtes gewesen, den König von Tegea zu besiegen, hieß es da, doch er habe nicht siegen *wollen* und dem anderen den Sieg geschenkt, weil es ihm leid gewesen sei um das verwüstete Land auf dem Peloponnes und um das Volk dort, das er vor den Schrecken einer Fremdherrschaft und der Willkür der Eroberer habe schützen wollen. Denn durch seinen Fall zwang er die, die mit ihm gekommen waren, weiterzuziehen und erst nach fünfzig Jahren wiederzukehren . . .

War das glaubhaft? Kaum. Von Fremdherrschaft konnte man in diesem Fall ja nicht reden. Hyllos hatte sein Eigenes gesucht, wie Nauteas es hier und jetzt tat. Mochte ihn auch das Elend jenes Volkes bekümmert haben, wie Nauteas die Armut der Leute hierzuland bewegte, man mußte doch deswegen nicht gleich einen Sieg verschenken und sich töten lassen. Aber vielleicht hatte der Ahn keine Möglichkeit gesehen, seine Leute zu ernähren ohne Raub und Mord, vielleicht auch erkannte er, daß er sein wildes Kriegsvolk nicht zu bändigen vermochte. Vielleicht war er wirklich nur als Toter imstande gewesen, ihnen ein Zeichen zu setzen. Es gab seltsame Dinge in der Welt . . . Auf alle Fälle: da war ein Wort, und für das war Jole, die Königin, die die Großväter noch gekannt hatten, Bürgin: Von dem Schwert des Echemenos durchbohrt, hatte Hyllos sterbend gesagt: »Ich habe den Gott gesehen.« Wenn er also Zweifel gehegt hatte in seinem Leben, so waren sie ihm in seiner letzten Stunde genommen worden.

Die Hand auf dem Kopf des Hundes, starrte Nauteas auf das verhangene Wasser. Hinter dem Nebel wohnten die Toten. Und nun war es, als habe er seinem toten Ahn eine Frage gestellt und von ihm Antwort bekommen: Wenn wir uns ganz einsetzen und auch unser Leben, wenn's sein muß, nicht sparen, dann wird der Gott kommen und uns »ja« sagen.

Er stand auf und ging zurück.

Als er sich der Fischersiedlung wieder näherte, begann es, sachte zu regnen. Er zog den Mantel über den Kopf und stieg an den ersten Hütten vorbei aufwärts.

Da rief ihn jemand an. Unter der Tür einer winzigen, windschiefen Hütte saß ein sehr alter, kleiner Mann, grinste ihm zu und fragte mit meckernder Stimme: »Du wirst naß, großer Fremder, willst du noch wachsen?«

»Meinst du, es sei nötig?« fragte Nauteas lachend zurück. Er duckte sich und trat neben den Alten unter den Dachvorsprung. »Wenn mir dein Haus Schutz gönnt, läßt sich's vermeiden.«

»Mein Haus, ha, ha, ha. Kannst froh sein, Fremder, wenn es nicht über dir zusammenbricht, das prächtige Haus des alten Tymos.«

»Warum nennst du mich ›Fremder‹? Hörst du nicht, daß ich spreche wie du?«

Der alte Tymos schielte verschmitzt zu ihm auf. »Da kann jeder daherkommen und sagen, er sei ein Landsmann von uns, wenn er nur so ein bißchen unsere Mundart nachplappern kann. Mußt es noch ein wenig besser lernen, du Großer, ehe man dich für einen echten Teuta-Mann hält.«

»Ich bin aber einer.«

»Wo bist du dann so lange gewesen, daß man dich hier nicht mehr kennt?«

»Im Südland. Aber da hat's mir nicht mehr gefallen. Darum bin ich heimgekommen.«

»Ha, ha, nicht gefallen? Haben sie dort auch so viel Nebel und Regen wie wir? Früher hatten wir zu wenig davon, heißt es, jetzt zu viel. Den möcht' ich sehen, der bloß um unserer schönen Augen willen zu uns kommt, wenn er im Südland in Gold und Glanz und Wärme leben kann.«

»Hier siehst du ihn, Tymos. Im Südland ist auch nicht alles Gold, was glänzt, mein Lieber, und bei euch nicht alles so schlecht, wie ihr's gern machen wollt.«

»Na ja«, gab der Alte zu, »magst da droben bei Artos,

dem edlen Herrn, kein so ganz böses Unterkommen haben. Der haust ja auf der Warft, hat einen Hof und dünkt sich wunders was, der Hochgeborene aus dem Stamme der Alkiden.« Er kicherte. »Hat sogar ein Fäßchen Bier im Vorratshaus lagern, wie? Hat er's für dich angestochen? Da sieh einer an. Ja, man muß es nur haben. Wenn einer bereits zum drittenmal an den Weißen Strom fahren konnte, wo die Handelsleute hinkommen, und dann mit allerhand guten Sachen im Boot zurückkehrt, da muß er ja wohl auch was Feines zu verhandeln haben.«

»Handel?« fragte Nauteas unwillkürlich. »Gibt es so etwas hier? Ich dachte . . .«

»Für einige gibt es das so unter der Hand«, murmelte der Alte. »Für einige. Nicht für unsereinen natürlich. Wo sie ihr Handelsgut her haben, davon reden sie allerdings nicht gern . . .«

Nauteas begriff, daß boshafte Mißgunst aus dem Alten sprach. Er sagte abwehrend: »Wer sich wacker rührt, erreicht ja wohl dies und das.«

»Wacker rührt, ha, ha. Das ist es. Wacker die Ruder rühren muß man bei Nacht und bei Nebel.« Er kicherte. »Aber ich will nichts gesagt haben. Uns Alten vertraut man ja sowieso nichts an, wie sollten wir etwas wissen?«

»Was heißt das? Verdächtigst du meinen Gastfreund vor meinen Ohren unrechtmäßiger Handlungen? Das ist nicht klug, mein Alter«, sagte Nauteas streng.

Tymos blickte schief zu ihm auf. »Unrechtmäßig? Wer spricht davon? Ein Recht gibt es ja schon lange nicht mehr bei uns. Kannst tun, was du magst, kannst Menschen oder Götter bestehlen, wenn du's nur schlau genug angreifst – wer kann sagen, du handeltest unrechtmäßig? Keiner.«

»Was soll das heißen: Menschen oder Götter bestehlen?«

»Nichts, aber gar nichts. Schau, der Regen wird dünner. Kannst weitergehen, Großer, dein Hund ist schon draußen, den leidet's auch nicht lange bei einem alten und armen Schlucker, wie ich einer bin.«

Nauteas stand vor dem Alten und sah lächelnd auf ihn

hinab: »Nicht deine Armut, deine Mißgunst stört uns, Tymos.«

»Ja, ja. Verteidige nur deinen Gastfreund. Bist jung und neunmalklug, wirst keinen Rat von einem Alten annehmen wollen. Sonst würde ich dir sagen: Sieh dich wohl vor. Bei Tag mag dein edler Gastfreund ein recht guter Kerl sein, aber bei Nacht . . .« Er winkte mit der Hand ab.

Nauteas stand draußen vor der Hütte. »Ich mag nun einmal Ohrenbläser nicht«, sagte er. »Leb wohl.«

Und er ging weiter den Hang hinauf.

Daß ihm das Gerede des Alten im Kopf herumging, konnte er aber doch nicht hindern.

Am nächsten Tag fuhr Artos zum Fischfang aus und nahm seinen Sohn mit.

Nauteas aber hatte sich nach der Lage jenes Forstes erkundigt, den man den Eisenwald hieß, und schickte einen größeren Trupp Männer dorthin. Er hatte jene ausgewählt, die im Waidwerk erfahren waren, und der Schiffszimmermann ging auch mit. Sie würden einige Tage ausbleiben.

Antinos sagte zu Nauteas: »Heute nacht, als ich einmal auf den Hof hinausging, sah ich, daß sich jemand bei jenem kleinen Verschlag dort hinten, der vermutlich einmal ein Gänsestall war, zu schaffen machte. Es war ohne Zweifel unser Gastgeber. Er bemerkte mich wohl, jedenfalls huschte er eilends davon und verschwand spurlos. Ich habe heute in der ersten Frühe jenen Verschlag untersucht. Er ist ganz leer, wenn auch schmutzig.«

Nauteas zuckte die Achseln. »Ich denke, das geht uns nichts an, Freund«, sagte er nur.

An dem morschen, leeren Verschlag in der Hofecke war wirklich nichts Besonderes zu sehen. Nauteas stand noch da, als Njördis auf ihn zugelaufen kam. Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Da. Für dich!« gurgelte sie.

Er nahm, was sie ihm reichte. Wie ein kleiner Stein war es, aber leicht, glatt und glänzend in bräunlichem Gelb. »Was? Elektron?« fragte Nauteas staunend.

»Glas«, brachte Njördis hervor, und das übliche kleine Rinnsal tropfte über ihr rundes Kinn. »Schön.«

»Ja, schön.« Offenbar war es ein Geschenk. »Ich danke dir, Njördis. Woher hast du es?«

Sie verstand ihn nicht und starrte ihn fragend an.

»Wo – gibt – es – das Glas?« fragte er langsam und sehr deutlich. »Hast du es gefunden?«

Jetzt begriff sie und lachte auf. »Komm mit«, rief sie hell, »komm! Ich zeig's dir.« Sie faßte ungestüm seine Hand und zog ihn mit sich den Weg hinab und weiter fort, vom Fluß zur Meeresküste hin.

Er folgte ohne Zögern, Antinos kam langsamer hinterdrein.

Es war Ebbe. Das Meer hatte sich weit zurückgezogen, im blassen Dunst dehnte sich die Wattenfläche vor ihnen aus. Njördis hatte Nauteas' Hand losgelassen, er sah sie vor sich her durch den Dunst tanzen, kleine Wasserrinnen überspringen, Muscheln mit dem Fuß wegstoßen, eine leichte, hohe biegsame Gestalt im fliegenden Rock und mit flatternden Locken. Sie war groß, körperlich ein voll erwachsenes Mädchen, wenn auch ihr Geist der eines Kindes geblieben war.

»Hier«, rief sie dann und bückte sich.

Er kam heran. Wahrhaftig, da lag solch ein kleines Stück Elektron im Sand, und nicht weit davon wieder eines.

Sie sammelten die Stücke auf. Was Nördis fand, trug sie Nauteas zu. »Für dich, für dich.«

»Danke«, sagte er. »Du bist ein liebes Mädchen«, setzte er hinzu, da sie seinen Arm streichelte und immer wieder »für dich« sagte.

»Ja, ein liebes Mädchen«, wiederholte sie strahlend und drückte schnell ihren Kopf an seine Schulter.

Er schob sie weg. Antinos trat zu ihnen.

»Ich meine, die Flut kommt zurück. Man kann es schlecht erkennen, aber mir scheint, ich höre das ferne Brausen.«

»Komm«, rief Nauteas. Er faßte Njördis bei der Hand und zog sie mit sich zum festen Ufer zurück.

Sie kamen lachend dort an. Nauteas drückte Njördis das Elektron in die Hände. »Nun sei auch weiterhin ein liebes Mädchen und trage unseren schönen Fund zum Hof hinauf. Wir, mein Freund und ich, müssen noch ins Lager.«

Sie hatte plötzlich Tränen in den Augen, aber sie gehorchte stumm und ging mit gesenktem Kopf den Dünenweg hinauf.

Als sie den Pfad zum Lager einschlugen, sagte Antionos gedämpft: »Mich wundert ja, daß dieser Artos die Närrin allein auf dem Hof läßt, jetzt, da er männliche Gäste hat. Daß sie dir nachläuft, kann ein Blinder sehen, du könntest sie jederzeit haben. Sie ist nicht häßlich und voll ausgewachsen.«

»Für mich ist sie ein Kind«, wies Nauteas ärgerlich ab. »Und ein geweihtes Kind obendrein. Jeder weiß, daß die Idioten unter dem Schutz der Götter stehen, die oftmals durch sie sprechen.«

Nach einer kleinen Pause begann Antinos wieder: »Nauteas, du kannst nicht erwarten, daß alle unsere Männer so enthaltsam und ehrenhaft gesinnt sind wie du. Es gibt hier jetzt, soviel ich sah, schon einiges Liebesgeplänkel hinter Schuppen und Hecken, das kann wohl nicht anders sein.«

Nauteas nickte. »Gut, daß du mich erinnerst. Diese Sache muß klar geregelt werden. Wir dürfen uns auf keinen Fall verhalten wie in Feindesland. Wenn ein Mädchen willig ist und die Eltern die Augen zudrücken, so mag die Sache gut sein. Sollte einer der Gefährten heiraten wollen, und die Sippe des Mädchens ist einverstanden, bin ich gerne bereit, die Ehe einzusegnen. Aber von verheirateten Frauen sollen sie die Finger lassen. Sonst kommt es zu Mord und Totschlag, und die Sippen rücken uns auf den Hals. Und wir sind ja schließlich gekommen, das Recht wieder aufzurichten, nicht es selbst zu brechen. Das werde ich gleich im Lager bekanntgeben.«

Als Nauteas später auf den Hof zurückkehrte, lagen alle die gefundenen Elektronstücke hübsch nebeneinanderge-

reicht und glänzend gerieben auf der Bank in der Hütte, wo Nauteas seit einigen Nächten zu schlafen pflegte.

Er zeigte sie Artos, als der am Abend zurückkam.

Der Fischer knurrte nur: »Kinderspielzeug.«

»Sehr wertvolles Spielzeug. Warum hast du gesagt, es gäbe keinen Oreichalkos mehr in diesem Land? Wer sich die Mühe gäbe, bei Ebbe zu sammeln, könnte mit der Zeit sogar eine Schiffsladung voll zusammenbringen. Weißt du nicht, daß im Südland selbst kleine Stücke dieser ›Tränen des Gottes‹, wie wir sie nennen, mit Gold aufgewogen werden? Jetzt, da seit langer Zeit die Schiffe mit dem edlen Material nicht mehr aus dem Norden kamen, ist es überaus rar geworden. Warum bleiben die Schiffe aus, warum?«

Er heftete den Blick fordernd auf das Gesicht seines Gastgebers, so, daß er nicht umhin konnte, zu antworten. »Ich sagte dir schon, wir haben kein Holz für Schiffe.«

»Im Osten liegt, wurde mir gesagt, ein Wald mit großen Bäumen. Mir scheint, ihr seid arm, weil ihr arm sein *wollt*. Und schließlich gäbe es, wie du wohl weißt, auch andere Möglichkeiten. Du bist bereits dreimal mit deinem Boot auf dem Handelsplatz am Weißen Strom gewesen . . .«

»Wer sagt das?« Artos fuhr auf.

»Deine guten Freunde.« Nauteas lachte. »Ein Mann muß nicht glauben, daß seine Heimlichkeiten in einer so kleinen Siedlung vor den Nachbarn verborgen bleiben können.« Artos wandte sich ab, doch Nauteas legte ihm die Hand auf die Schulter. »Dein Bier, Artos, erquickt mich wie dich. Ich neide dir nichts. Im Gegenteil: Ich möchte dir helfen und gut raten. Was höheren Wert hat als Gold liegt vor deiner Tür: Heb es auf, und du wirst den Vorteil davon haben.«

Aber Artos knurrte nur, ein unwilliger Bär, und wollte sich nicht beraten lassen.

V

DIE GOLDENE HAND

Nauteas, Antinos und Eumenes hatten jetzt nachts die Hütte für sich allein. Artos hatte seinen Kindern geboten, in einem Schuppen zu schlafen, er sagte, er könne so feinen Gästen nicht zumuten, im engen Verein mit seiner Familie zu ruhen. Wo er selbst nächtigte, blieb unklar.

Im tiefen Dunkel erwachte Nauteas am Bellen und Knurren des Hundes. Die Hüttentür stand auf, draußen sprach Antinos mit scharfer Stimme.

Nauteas schnellte sich empor und trat unter die Tür. Eumenes und den Hund, die sich an ihm vorbeidrängen wollten, hielt er zurück. Draußen im Dunkel rangen zwei Schatten keuchend miteinander. Etwas fiel mit scharfem Schlag zu Boden. Dann standen die Schatten still.

»Was gibt's, Antinos?« fragte Nauteas.

»Man wird doch wohl noch über seinen eigenen Hof gehen dürfen, ohne angefallen zu werden«, grollte Artos' Stimme.

«Laß ihn los«, befahl Nauteas.

»Er hatte nichts Gutes im Sinn«, murmelte Antinos.

»Laß ihn los, sage ich. Geh schlafen, Artos. Komm, Antinos, mein Freund.«

In der Hütte sagte Antinos zornig: »Ich hörte ihn bei der Tür umherschleichen. Als ich herauskam, stürzte er auf mich zu. Er hatte ein Beil oder etwas dergleichen, du hörtest wohl, daß er es wegwarf.«

»Suche nicht danach.«

»Er hat mich für dich gehalten.«

»Was könnte er schon gewollt haben? Er weiß, wie gut ich bewacht bin.« Nauteas lächelte. »Du opferst deine Nachtruhe für mich, Antinos, wie es scheint. Legt euch alle wieder, schläft.« Er beruhigte den Hund.

»Die Verzweiflung kann einen Mann wohl alle vernünftige Überlegung vergessen lassen«, sagte Antinos leise aus seinem Winkel.

»Verzweiflung?« fragte Nauteas ins Dunkel. Dann streckte er sich wieder auf seiner Bank aus.

Am Tag darauf fuhr Artos allein aus. Nauteas traf den jungen Alkos drunten am Hafen. Mit zwei Gefährten hockte er auf einem der Boote. Die Jungen gaben vor, Netze zu flicken, trieben aber in Wirklichkeit allerlei Unfug, bewarfen sich mit Sand und rangen spielerisch miteinander, wie es ihrem Alter entsprach.

Als Nauteas sich zu ihnen auf die Bootskante setzte, grinsten sie halb verlegen, halb innig erfreut und bekamen rote Köpfe.

Nauteas ließ sich von ihnen die Konstruktion des Bootes erklären, obwohl sie ihm natürlich ganz klar war, und erzählte einiges von der Baugeschichte des »Kyknos« und der Weitfahrt über die hohe See. So ganz nebenbei fragte er dann: »Heut hat dich dein Vater nicht mitgenommen, Alkos. Ist er zur Insel hinübergefahren?«

Alkos' Gesicht wurde noch rötter. »Nein, Herr, nein. Zu den Fischgründen«, gab er Auskunft. Die Burschen hatten gehört, daß Nauteas' Gefährten ihren Schiffer mit »Herr« anredeten.

Der kleinste Junge beugte sich eifrig vor: »Bei Tag fährt doch keiner zur Insel.«

»Aber bei Nacht?«

»Sei still«, schnaubte Alkos den Kleinen an. Verwirrung stand in den Gesichtern der Jungen. Sie waren frisch und hell, alle drei, mit ihren ehrlichen Augen unter den blonden Schöpfen. Prächtige Jungen, etwas zu mager vielleicht, aber unternehmungslustig und gesund, wie Jungen sein sollen.

»Ein Geheimnis?« Nauteas lächelte. »Glaubt ihr im Ernst, daß ich's verrate?«

»Nein«, kam es dreistimmig und überzeugt.

»Die Alten wissen eine Durchfahrt durch die Schlamm-bänke, nicht wahr? Und sie fahren manchmal hinüber?«

Alkos zögerte noch. Dann flüsterte er: »Sie fahren die Toten, Herr.«

»Die Toten? Was?«

»Wenn einer stirbt – auch weiter drinnen im Land – bringen sie ihn nachts zum Hafen hinunter, bei Neumond vor allem und wenn Flut ist, und dann stoßen ein paar Boote ab . . . Die Geisterboote, sagen die Leute. Die Totenfährleute – das sollen Jenseitige sein, Gespenster. Aber es ist nicht wahr, es sind unsere Väter, wir wissen es genau.« Die Jungen kicherten.

»Was tun sie mit den Toten?«

»Das wissen wir nicht. Vielleicht versenken sie sie in den Schlick«, flüsterte einer der Jungen.

Aber Alkos widersprach ihm heftig. »Das tun sie nicht. Sie begraben sie.«

»Aber warum dort? In dem aufgetauchten Stück Land? Und warum heimlich bei Nacht?«

Alkos zuckte die Achseln. »Man sagt, die Toten wohnen dort draußen. Atland, nennt man's. Nur ein kleiner Hügel im Watt, sonst nicht viel. Aber die Toten sollen dort herumgehen wie Lebende, singen und tanzen auf schönem, grünem Gras und Äpfel essen, die Unsterblichkeit geben. Apfelinsel, sagt man auch. Es sollen da Bäume wachsen.«

»Ich hörte davon, daß früher in Posides Hain viele Apfel-bäume mit goldenen Früchten standen. Aber hat das Meer sie nicht gefällt wie hier auf dem Festland auch?«

»Ganz sicher. Es gibt da überhaupt keine Bäume, an klaren Tagen kann man das vom Boot aus sehr gut sehen. Nur Gras. Das ist alles Gerede, das mit den tanzenden Toten und den Äpfeln . . .«

Einer der Jungen erzählte: »Zwei Burschen – nicht wir – sind einmal heimlich hinter den Alten dreingefahren, um zu

sehen, was sie eigentlich machen. Mit einem Floß. Aber was glaubst du, Herr? Die haben's gemerkt. Sie mußten an Land zurückpaddeln, und als die Väter heimkamen, gab's Prügel, o weh, nicht zu knapp.«

»Und daraus erhellt, daß man euch nicht traut und daß die ganze Geschichte geheim bleiben soll«, ergänzte Nauteas. »Also bringt euch nicht in Ungelegenheiten, haltet den Mund, es wird das beste sein. Ich verrate nichts«, schloß er lächelnd.

Aber der nächste Tag brachte nach einer ruhigen Nacht unerwartet rasch die Aufklärung.

Wieder war es Njördis, die Nauteas suchte und seine Hand faßte: »Komm, komm mit!«

Diesmal zog sie ihn zur Abfallgrube hin. Es gab da ein großes Loch im Winkel des Hofes hinter einem Schuppen. Njördis hockte sich nieder und wühlte ohne Scheu mit den Händen in den vermoderten, stinkenden Abfällen. Die Loken fielen ihr dabei übers Gesicht, heiß und eifrig grub und suchte sie und schleuderte den Mist beiseite. Nauteas schüttelte angewidert den Kopf und wollte sich schon wenden.

Da brachte Njördis etwas hervor, etwas Langes, in schmutzige Tücher Gewickeltes. Strahlend sah sie zu ihm auf. »Schön«, sabberte sie.

»Was ist das?«

»Schau nur, Schau!«

Ein Zipfel des Tuches wurde aufgeschlagen, und was da zu Tage kam, blitzte in hellem Gold aus all dem Schmutz heraus. Es war eine Hand, lange, leicht gebogene Finger, eine goldene Hand . . . »Schau! Schön!«

Nauteas erschauerte. Ihm war, als habe er einen Schlag erhalten. Er starrte auf das nieder, was Njördis ihm nun entgegenhielt, auf diesen goldenen, im Gelenk abgebrochenen Arm mit der langfingerigen Hand. Jetzt war alles klar. Die Lösung des Geheimnisses, nach der er geforscht hatte, bot sich ihm hier nackt und glänzend dar.

Entsetzen und Zorn schüttelten ihn. Kein Wunder, daß die Götter sich von diesen Menschen hier abgewandt hatten, kein Wunder auch, daß Artos nachts mit dem Beil in der Hand umherschlich.

Er wagte den Arm, den Njördis ihm reichte, kaum zu berühren. Dann tat er es doch. Das Gold fühlte sich kalt an, feucht von den stinkenden Tüchern. Mit bebenden Händen packte ihn Nauteas wieder ein und trug ihn in die Hütte.

Njördis folgte ihm. Sie faßte nach seiner Schulter. Als er sie abschüttelte, begann sie zu zittern. »Nicht schön? Nicht schön?« lallte sie angstvoll.

Er schüttelte den Kopf.

Sie fing zu schluchzen an, ratlos vor seinem finsternen Blick. Da nahm er sich zusammen. »Es ist gut, Njördis. Du trägst keine Schuld. Für dich ist es ein schönes Ding, für mich – ein böser Fund.«

Sie verstand ihn nicht und weinte weiter.

Er legte den eingewickelten Arm unter seine Schlafbank. Eumenes kam, und er trug ihm auf, gemeinsam mit Njördis die Abfallgrube wieder in Ordnung zu bringen.

Es war noch Tag, als Artos heimkam, mit einiger Ausbeute diesmal. Alkos schleppte pfeifend die Kübel mit den Fischen, Artos sah zufrieden aus.

Nauteas stand in der Hüttentür. »Komm herein«, sagte er.

Das Feuer brannte, in seinem flackernden Schein sah der Fischer Antinos und Thoon wie Wächter rechts und links neben der Tür stehen. Sie schlossen sie hinter ihm.

Nauteas holte das lange Bündel unter der Bank hervor und schlug die Tücher auseinander. »Was ist das, Artos?« fragte er leise.

Der Fischer stand und rührte sich nicht. Das Feuer knackte.

»Was ist das, Artos?«

Artos räusperte sich. Aber er brachte kein Wort hervor. Sie standen alle bewegungslos. »Ich weiß nicht«, schrie

Artos plötzlich. Es klang wie das Aufbrüllen eines gequälten Tieres.

»Du weißt es sehr gut.« Nauteas' Stimme war wie geschliffener Stahl. »Und du weißt, daß der Gott dich strafen wird, dich und die Deinen mit harter Hand, Heiligtumsschänder, Dieb, der du bist.«

Der Mann wollte noch aufbegehren, er hob die Hände, aber dann fielen sie ihm schlaff herab. Das leise, heimliche Aufblinken des Goldes war wie das Blinzeln eines unheimlichen Auges.

Artos brach in die Knie. Stöhnend bedeckte er das Gesicht mit den Händen. »Nicht«, stieß er hervor. »Nicht – nicht an den Meinen.« Dann schwieg er.

Die Stille machte, daß selbst Nauteas der Atem stockte. Plötzlich dachte er: Poside ist, so sagt man, auch ein Gott der Gnade . . .

Da hob der Fischer das bärtige Gesicht aus den Händen, es war von Angst und Verzweiflung entstellt. »Wir sind so arm«, schrie er, »wir verkommen im Elend, wir sind doch so arm . . .«

»Ihr wart arm«, sagte Nauteas gemessen, »weil es euch an Mut und Tatkraft fehlte, den Weg aus eurem Elend heraus zu suchen und zu finden. Nun aber habt ihr den falschen Weg gewählt. Die Götter bestehen und ein Heiligtum schänden, das ist zu leicht, Artos.«

»Es sind nur Trümmer«, verteidigte sich Artos leidenschaftlich. »Kein Heiligtum, elende Trümmer. Die Götter sind fortgezogen. Er hat uns verlassen, der Goldene, er kümmert sich nicht mehr um uns. Wahrscheinlich ist er tot. Nur sein leeres Bild steckte unterm Schutt, es war zerbrochen, Herr, ich schwöre es, es war schon zerbrochen, kein Heiligtum mehr . . .«

»Warum mußte dann das alles in solcher Heimlichkeit vor sich gehen? Warum wurde die Sage von Toten und Geistern in Umlauf gebracht? Warum die Beute in der Dungsgrube versteckt? Du wußtest, was du tatest, Artos, und du wußtest, daß der Zorn des Gottes über dir war.«

Artos sprang auf. Die Tränen liefen ihm in den Bart. »Wenn er lebt, wenn er sein Auge auf uns gerichtet hält, warum hat er das große Unheil zugelassen, all die Vernichtung, unser Elend, alles? Warum hat er sein Bild nicht geschützt, warum ließ er zu, daß die Trümmer des Tempels es zerschlugen?« Er heulte vor Jammer.

Nauteas sagte mit gesenktem Kopf: »Das sind, glaube ich, Fragen, die wir nicht stellen dürfen. Es mag sein, daß auch die Götter ein Unheil wie jenes, ein weltweites, aus den Tiefen der Erde hervorbrechendes, nicht verhindern können. Auch sie stehen unter dem Schicksal, sagt man. Aber sie wiederum sind es, die uns armen Menschen Fluch oder Segen geben können, und sie haben Anspruch darauf, daß wir sie ehren. Schreie nicht, versuche nicht, deine Schuld auf irgend etwas außer dir abzuwälzen, sondern erkenne sie an. Setze dich hier auf die Bank. Ich will jetzt wissen, wie alles dies zusammenhängt. Ich hörte, Poside sei bei aller Strenge ein Gott des Erbarmens . . .«

Artos tappte zum Winkel und ließ sich auf die Bank fallen. »Ein Gott des Erbarmens?« fragte er matt und verbarg wieder das Gesicht in den Händen.

»In den großen Heiligtümern, die unsere Väter ihm in den Südländern errichtet haben, in Delos, in Delphi, dort erteilt der Gott jenen, die schuldbeladen zu ihm kommen, Mördern, auch Heiligtumsschändern, Entsühnung, wenn er ihre Reue sieht. Ähnliches könnte sich, denke ich, auch auf unserer Heiligen Insel hier vollziehen, wenn . . .«

Nauteas brach ab, denn die Tür wurde aufgestoßen. Alkos und Njördis wollten herein, aber Thoon und Antinos, die wie Standbilder davorstanden, sagten »bleibt draußen« und drückten die Tür wieder zu.

Artos war erschrocken aufgefahren. Nauteas streckte die Hand nach ihm aus und berührte sein Knie. »Fürchte dich nicht. Ich bin Gast in deinem Hause und werde nicht zulassen, daß man dir etwas zuleide tut. Ich will jetzt nur deine ehrliche Rede, sonst nichts.«

Artos blickte ihn an. Nauteas wußte nicht, wie sehr er

jetzt für diesen Verzweifelten den Gott verkörperte, so wie er da saß, jung und schön, das Haar flimmernd im Feuer-schein, freundlich, hilfsbereit trotz aller Strenge.

Es drängte Artos nun selbst zu einer Beichte. »Das mit den Toten stimmt, Herr. Man bringt uns die Särge, und in dunklen Nächten fahren wir sie hinüber und begraben sie drüben. Wir wälzen sogar auf jedes Grab einen Stein, jawohl, das tun wir.«

»Ihr habt also eine Fahrerinne durch den Schlick bis zum wiederaufgetauchten Hügel gefunden?«

»Schon vor zehn Wintern fand ein Fischer diesen Weg. Wir glauben, es sei der alte Kanal, der ehemals zum Hafen beim Heiligtum führte. Der Mann hielt den Weg geheim, aber mit der Zeit erfuhr doch dieser und jener davon. Und dann begann sich, ich weiß nicht wie, überall an der Küste und weit im Land herum die Meinung zu verbreiten, daß die Toten ein frohes Leben irgendwo dort draußen jenseits des Watts führten und mit leichten Füßen im Grase eines grün aufgetauchten Landes tanzten. Man begann uns von hier oder dort ehrbar Gestorbene zu bringen: wer einen Weg zur Toteninsel wußte, solle sie hinüberfahren, damit sie jenes glücklichen Lebens teilhaftig würden. Obwohl wir ja nun wußten, daß dort niemand tanzte und das Ganze nur eine Sage war, die wahrscheinlich die Fischer aus Armorica, die manchmal bis zu uns kommen, mitgebracht und verbreitet haben, denn . . .« Artos neigte sich vor, »das weißt du wohl, Herr, daß sie dort einen solchen Glauben von der Toteninsel haben und ihre Gestorbenen von weither an die Küste bringen?«

Nauteas hatte es nicht gewußt. »Weiter«, sagte er.

»Nun – wir übernahmen diese Fahrten, denn die Angehörigen der Gestorbenen gaben uns Lebensmittel dafür. Aber wir fuhren bei Nacht, denn nicht jeder brauchte unseren Weg zu kennen. Wir hatten ja inzwischen die Trümmer des alten Tempels auf dem Hügel entdeckt und zu graben begonnen. Erst war es sehr wenig, was wir fanden, ein verrostetes Schwert oder ein alter Kessel, mit dem niemand

mehr etwas anfangen konnte. Aber dann kamen ein paar goldene Tafeln mit seltsamen Zeichen zutage, goldene Gefäße und dann – unter einer dichten Schuttschicht, unter Balken und Steinen – das halb zerbrochene Bild, das große, mächtige . . .« Artos' Stimme erstarb.

Er mußte erst schlucken, ehe er weitersprechen konnte. »Geron, der Sohn des Achmenos, sah zuerst einen goldenen Fuß unter den Balken hervorragen und sagte: »Jetzt, aufgepaßt, jetzt kommt der Gott selber.«

»Erschrakt ihr nicht?«

»Ich wohl. Aber das Gold leuchtete so klar, und wir wußten ja, daß sich für ein so großes Stück allerlei am Weißen Strom würde einhandeln lassen.« Er seufzte. »Er war zerbrochen, ich sagte es dir, Herr, und es ist wahr, du kannst die anderen fragen. Es war auch ein goldener Wagen da, auf dem er wohl gestanden hatte, den zerschlugen und verhandelten wir zuerst. Und es sagte wohl einmal dieser und jener: ›Ich möchte mich nicht gerne an dem Gott selbst vergreifen‹, aber dann antwortete gleich ein anderer: ›Unsere Kinder haben Hunger, was wollt ihr? Das ist nichts als ein altes, zerbrochenes Bild, das niemand mehr Nutzen bringen kann außer uns.‹ So zerschlugen wir es vollends mit Steinhämmern in finsterner Nacht beim Schein einiger kleiner Lichter, die wir mitgebracht hatten. Ich bekam den Arm.« Artos senkte tief die Stirn. »Der Kopf ist noch drüben, Herr«, murmelte er.

Nauteas saß stumm. Dann seufzte er auf.

»Wir werden gemeinsam hinüberfahren, Artos. Ich und ihr und meine Männer. Und dann werden wir sehen, was zu tun ist. – Es geht um die Wiederaufrichtung des Heiligtums«, setzte er hinzu und sah zum erstenmal Antinos und Thoon an. Die nickten.

»Es sind nur noch Trümmer, Steine und Holz, ausgewaschen vom Meer, von Gras und Kraut überwuchert«, wandte Artos düster ein.

»Wir werden unsere Hände nicht schonen«, antwortete Nauteas. Einen Augenblick lang dachte er an seinen Neffen

Eurystenes, der etwas Ähnliches gesagt hatte, damals in Kresphontes' mit Fellen ausgelegter Hütte. Das lag so fern und weit zurück, und dennoch spannte das Wort für einen Augenblick eine Brücke hin nach dem Südland, wo ähnliche Aufgaben vor den Brüdern und Neffen lagen wie jetzt vor ihm. Aufbauen, rüsten, sich plagen . . . Er reckte sich. Unvermutet überkam ihn ein Gefühl der Freude und des Triumphes. Der erste Durchbruch war gelungen. Alle hatten ihn verhöhnt. Aber er hatte dieses Land, sein Land, erreicht, die Insel war da – Gras und Trümmer und nicht mehr, aber das Land war da, das Heilige Land, er würde sein König sein und etwas aus ihm machen können, wie Eurystenes damals gesagt hatte.

»Wir werden hinüberfahren«, wiederholte er aufspringend. »Und nicht bei finsterer Nacht. An einem hellen Tag, damit der Gott uns sehen kann.«

VI

DIE HEIMKEHR DES GOTTES

Durch Artos ließ Nauteas alle an den Fahrten zum grünen Hügel beteiligten Fischer zu sich auf den Hof entbieten.

Sie kamen wirklich. Es waren ihrer zehn, sämtlich kräftige, bärtige Männer mittleren Alters, die sich in dem engen Raum der Hütte unbehaglich zusammendrängten, verlegen und widerborstig abwartend. Nauteas hatte etliche seiner Seefahrer im Hof aufgestellt, das erhöhte die Bereitwilligkeit der Fischer nicht.

Aber es zeigte sich rasch, daß die Wachsamkeit auf beiden Seiten unnötig gewesen war. Während Nauteas zu den Männern sprach, änderte sich ihre Haltung. Seine Fähigkeit, Zuneigung und Vertrauen einzuflößen, bewährte sich wieder wie schon oft. Er merkte, daß ihrer aller Gewissen schwer bedrückt waren, daß das unnennbare Grauen, das über ihren mitternächtlichen Fahrten gelegen hatte, im Grunde fast bis zur Unerträglichkeit auf ihnen lastete, wie es auf Artos gelastet hatte. Daß sie sich nach Hilfe und Entsühnung sehnten, schon lange gesehnt hatten, ohne zu wissen, woher die Hilfe kommen sollte. Und nun war sie da, einer griff von außen her ein, wie der Gott eingreifen mochte, einer, der zudem aussah, wie man sich als Kind den lichten und gerechten Poside vorgestellt hatte. Erleichterung erfüllte deutlich spürbar die Hütte. Daß der so viel Jüngere sie väterlich ausschalt, nahmen sie ohne weiteres hin, mit einer Art von Genugtuung sogar: so war es recht, so mußte es sein. Sie fühlten sich wie Kinder, die böse gewesen waren, die aber gerne gut sein wollten, wenn man ihnen nur zeigte, wie sie es anstellen sollten.

Nauteas schalt und gab Hoffnung. Er sprach nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Zukunft. Nichts würde es brauchen als etwas Mut, Verstand und den Willen zur Arbeit, um die Dinge hier zu ändern. Es war gar nicht nötig, zu stehlen, zu schleichen und die finsternen Gewalten der Rache und Strafe herauszufordern. Es gab Oreichalkos, den man sammeln und verhandeln, Torf, den man stechen konnte, es gab den Wald im Osten, und es mußte auch möglich sein, auf dem Landrücken wieder Felder anzulegen, zu säen und zu ernten. »Es wird nicht werden wie auf den Inseln der Toten«, sagte Nauteas, »mit leichten Füßen wird niemand im Grase tanzen und von den Äpfeln der Unsterblichkeit essen, aber wir können es so weit bringen, daß wir ohne Gewissensnot in Recht und Ordnung leben und nicht Hunger leiden werden. Und das scheint mir nicht wenig zu sein.«

Sie nickten. Einer murmelte: »Und wenn der Gott uns dann gute Fischzüge schickt . . .«

»Das wird er tun«, sagte Nauteas überzeugt, »wenn er euch verziehen hat. Zunächst einmal werden wir zur Insel fahren . . .«

Nauteas wartete noch, bis die zum Eisenwald gesandten Männer zurückkamen. Sie brachten reiche Jagdbeute mit, erzählten aber auch, daß tief drinnen in dem schönen Walde ein Zauberer hause, ein alter Mann, der sie bedroht habe, weil sie mit ihren Pfeilen die Tiere töteten. Kein Baum dürfe dort je geschlagen werden, habe er gesagt, aber darüber könne man nur lachen, denn der Wald sei groß und voller mächtiger Stämme, und von dort lasse sich leicht das Holz herschaffen, um ein paar Schiffe zu bauen . . .

»Und Häuser«, ergänzte Nauteas.

Die Fischer sagten, man müsse noch warten, das Wetter eigne sich nicht zur Fahrt. Der Wind wehe ungünstig, der Wellengang draußen werde sehr hoch sein und gefährlich für ihre kleinen Fahrzeuge . . .

Aber dann kam doch ein Morgen, an dem die Vögel

lauter in den Hecken sangen als je zuvor. Der Wind blies sanft von Osten. Der Nebel war nur wie ein dünnes, wehendes Gespinnst, durch das ein fernes, zartes, überirdisches Licht sickerte, und die Flut rauschte stark und auffordernd auf den Strand herauf.

An diesem Morgen trafen sich die Fischer am Hafen, auch die jungen Leute. Keiner wollte zum Fang fahren. Die Boote waren frisch gereinigt. Man hatte Nauteas versichert, daß die Fahrinne breit genug für den »Kyknos« sei. Zwei Fischerboote nahmen die Spitze, das von Geron, der den größten Hof hier in der Gegend hatte, und das von Artos. Sein Sohn war mit ihm. Dann folgte der »Kyknos« mit dreißig Männern an den Riemen. Und hinter ihm glitt ein Boot nach dem anderen ins Wasser, alle waren dabei, die in dem kleinen Hafen zu liegen pflegten, und noch ein paar Flöße mit jungen Burschen.

Sie steuerten zunächst ein gut Stück nach Westen hinaus und setzten die Segel, da der Wind weiter stetig von Osten kam. Es war, als wehe er das feine Gespinnst des Nebels vor ihnen her, und sie mußten ihm folgen wie einem Wirrsal von winkenden Händen. Aber dann bog das erste Boot nach Süden ein, und alle anderen folgten. Man sei hier immer noch im alten Flußbett des Eridanos, wurde Nauteas gesagt, man könne das nur nicht mehr gut erkennen. Sie, die Fischer, aber wußten Bescheid . . .

Nauteas stand mit Antinos auf dem Achterdeck des »Kyknos«. Sie konnten nur das Boot sehen, das vor ihnen fuhr, nicht weiter. Sie glitten ins Ungewisse. Die Wellen hoben und senkten das Schiff wie eine Wiege, ihr leichtes Klatschen an den Bordwänden war sanft und freundlich. Und in dem unirdischen Licht sah das Wasser nicht schlammig aus, sondern es zeigte ein tiefes dunkles Blau. Nauteas gab keinen Befehl, er sprach kein Wort. Es war ihm, als gleite er durch einen Traum. Einmal blickte er Antinos an, und der erwiderte den Blick, erst zögernd und noch immer zweifelnd, dann aber lächelte auch er und faßte mit kurzem, festem Druck Nauteas' Hand.

Sie fuhren lange, Nauteas wußte nicht, wie lange. Noch einmal änderten die Boote den Kurs. Jetzt ging es wieder nach Westen. Aber dann – endlich – bemerkte Nauteas, daß man in einem Kanal war. Rechts und links tauchten hier und dort Dämme aus dem Wasser, Klippen, ausgehöhltes Gestein, es mochte früher höher und von Wällen gekrönt gewesen sein. Die Durchfahrt war nicht breit, aber sie bot auch dem »Kyknos« keine Schwierigkeiten, und das Wasser leuchtete klar. Und dann – nach einiger Zeit – tauchte vor ihnen ein Schatten aus dem Nebel, und Thoon rief vom Mastkorb herab: »Der grüne Hügel – dicht vor uns.«

Die Anlegestelle war breit und sanft geneigt. Man konnte alle Boote ohne Mühe aufs Land heraufziehen, auch den »Kyknos«. Der Boden zeigte sich sandig.

»Geht voran«, sagte Nauteas zu Geron und Artos, als alle Männer ausgestiegen und versammelt waren.

Ein Stück Grasland umgab ringsum den Hügel. Es war uneben, ein getretener Pfad führte durch sumpfige Mulden und über Wälle, dann wandte er sich aufwärts. Rechts und links sah man kleine, viereckige Erhöhungen, eine jede mit einem Stein darauf. »Hier haben wir sie begraben«, sagte Geron gedämpft. »Wir haben zwei Skelette zwischen den Trümmern gefunden, denen haben wir auch Gräber gegeben.«

Das Gras wuchs oben auf dem Hügel dichter als an den Hängen. Bäume und Sträucher gab es nicht. Dies alles war unter Wasser gewesen und von der Gewalt der Wogen gepeitscht und abgeschliffen worden, und Nauteas dachte einen Augenblick darüber nach, wie wohl der Same von Gras und Kraut wieder hierhergekommen sei, ob er sich im schlammigen Grund erhalten habe oder vom Wind oder den Vögeln vom Festland herübergetragen wurde.

Reste eines alten Walles umgaben diese Hochfläche, ein paar behauene Steinblöcke lagen da und überwucherte, niedere Hausfundamente. Genau in der Mitte des kleinen Höhenrundes ragte ein wirres Getrümmer auf, dort war die Stelle, wo die Fischer gegraben hatten. Artos zeigte stumm

hinüber, Geron aber sagte leise: »Es ist seltsam, dies alles bei Tag zu sehen.«

Der Wind strich über sie hin. Nauteas ging mit Antinos zu den Trümmern, alle anderen folgten zögernd, die meisten schweigend.

Ein paar Möwen schossen aus der Luft herab und mit schrillen Schreien vorüber. Nauteas blieb stehen. »Ich hörte, hier habe es zwei heilige Quellen gegeben, eine kalte und eine warme, und ein Becken, in dem die Schwäne des Gottes schwammen«, sagte er.

»Dort drüben ist Wasser.« Artos zeigte nach einer Stelle in der Nähe der Trümmerstätte.

Sie wandten sich zuerst dorthin. Ein spärliches Rinnsal brach zwischen ein paar Steinen hervor und sickerte hügelabwärts. Nauteas beugte sich nieder, ließ das Wasser in die hohle Hand tropfen und trank. »Süßwasser. Es mag eine der Quellen sein. Die kalte. Wir müssen nachgraben und ihr einen besseren Weg schaffen.« Er richtete sich auf. »Wie ist's mit den Schwänen?« fragte er eindringlich. »Kommen sie noch?«

»Manchmal ja«, antwortete Geron. »Im ersten Frühjahr. Aber sie bleiben nicht lange. Es gefällt ihnen hier nicht mehr, denken wir.«

»Sie suchen den Gott, aber sie finden ihn hier nicht«, ergänzte eine junge, herbe Stimme aus dem dicht gedrängten Haufen der Männer heraus. Nauteas wandte sich um, aber er konnte nicht erkennen, wer gesprochen hatte.

Er ging weiter, der ganze Haufen folgte.

Da war die Trümmerstätte. Was die Fischer aus dem Boden gescharrt hatten, lag umher, ein wüstes Durcheinander von zerbröckelten Steinen und ausgelaugten, angekohlten Balken und Holzteilen. Wände und Dach des Tempels waren wohl damals übereinergefallen und dann von Schlick, Sand und Geröll zugedeckt worden.

Die Fischer hatten ohne System oder Geduld Löcher gegraben und herausgeworfen, was ihnen im Wege war. Man konnte tief hinabblicken, sah aber nur Sand, hartge-

wordenen Schlick und Schmutz. Keine Schätze. Nichts, gar nichts, was an frühere Schönheit erinnerte.

»Artos, wo ist der Kopf, von dem ihr spracht?«

Artos zauderte. Nauteas sah, daß seine Hände jetzt wieder zitterten. Dann machte sich der Fischer daran, ein paar Balken wegzuräumen. Während alle warteten und schauten, holte er aus einer kleinen Erdhöhle einen nicht sehr großen Gegenstand hervor, der in schmutzige Lumpen gehüllt war wie der goldene Arm in der Abfallgrube. Artos wickelte das Ding aus und stellte es auf einen Stein. Er zog seine Hände, so rasch er konnte, zurück und trat zur Seite.

Man vermochte nur wenig von dem Gold zu sehen. Fast das ganze, ungefüge Ding war mit getrocknetem Schlamm überzogen.

»Reinigt ihn«, befahl Nauteas leise.

Jemand feuchtete die Lappen an der Quelle. Die beiden jungen Männer, die das Reinigungswerk vollbrachten, scheuten sich ebenfalls sichtlich, das Gold zu berühren. Aber schließlich war die Schmutzschicht doch abgewaschen, der Kopf stand auf dem Stein, schwach leuchtend.

Ein Gesicht? Vielleicht. Es hatte vorquellende Augen ohne Pupillen, keinen Mund, aber eine überlange Nase, von der ein Stück abgebrochen war. Ein fremdes Ding, schrecklich in seiner Unmenschlichkeit. Nauteas begriff, daß es keiner berühren mochte.

Aber er überwand sich und nahm den Kopf zwischen seine Hände. Das Gold fühlte sich kalt an wie jener Arm. Totes Gold, auch dies. Er setzte es schwer atmend nieder.

»Es ist nichts mehr mit ihm«, sagte Artos' tiefe Stimme neben ihm. Und Nauteas fühlte, daß die Worte genau die allgemeine Meinung wie seine eigene trafen.

Er seufzte, plötzlich von allem Mut verlassen, und stand da – mit hängenden Armen wie die Fischer um ihn her.

Doch da sagte einer: »Wir wollen weitergraben – trotz allem. Vielleicht finden wir doch noch etwas Besseres . . .«

Das löste den Bann. »Ja, wir müssen weitergraben«, bestätigte Nauteas. Er griff selbst nach einer Schaufel.

Aber er tat nur ein paar Spatenstiche. Dann überwältigten ihn Grauen und Kummer so sehr, daß er die Arbeitenden sich selbst überließ und allein über die begraste Hochfläche schritt.

Noch immer hinderte der Dunst die Sicht. Der Wind wehte kühl. Nauteas zog schauernd seinen Mantel enger um sich.

Da sah er im wechselnden Licht unfern im Gras etwas aufblinken. Er wollte hingehen, doch schon war ein Knabe an ihm vorbeigerannt, Alkos, der sich gerne in Nauteas' Nähe hielt. Er sprang auf das Glitzernde zu, hob es auf und rieb daran herum. Dann kam er strahlenden Gesichts zu Nauteas.

Er legte ihm eine goldene Tafel in die Hände. Nauteas sah sofort, daß in ihrer Mitte Schriftzeichen eingeritzt waren, zweireihig, oben mehrere, darunter ein einziges. Ein Schauer durchlief ihn, denn die sechs Schriftzeichen der oberen Reihe kannte er genau, er trug sie selbst in ein Schmuckstück eingegraben an seiner Schulter. »Hyllos« bedeuteten die kleinen Runen, das wußte er.

Seltsam: die ersten Zeichen, die ihm hier begegneten, waren der Name des Mannes, der ihn wie ein Vorbild hergeführt, an den er so oft gedacht hatte. Hyllos. Was mochte das andere Zeichen bedeuten? Nauteas war kein Schriftkundiger, er hatte sich, wie fast alle Dorer, mehr mit Schiffsbau und anderen praktischen Künsten befaßt. Aber dennoch tauchte jetzt einiges Hilfreiche aus seiner Erinnerung auf: Er hatte auch das untere Zeichen schon gesehen, es hatte etwas mit Gerichtsbarkeit zu tun, mit Urteilsprüchen – und plötzlich wußte er es: »Schuldlos«, das war es, was hier stand – das Zeichen bedeutete den Freispruch nach einer gerichtlichen Anklage.

»Hyllos schuldlos.«

Auf einmal – er wußte nicht, wie es geschah – sah Nauteas ganz deutlich vor sich ein junges Gesicht, dessen Anblick ihn erschütterte: Ein Knabe, kaum älter als Alkos, stand regungslos vor einem großen Stein, der schwere,

kostbare Mantel drückte die schmalen Schultern nieder, das Gesicht war blaß unter dem borstigen, fahlblonden Haar, in den Augen glommen Angst und hilflos fragende Scheu, und dennoch zeigte das Gesicht noch etwas anderes: eine rührende Bereitschaft, tapfer zu sein und auf sich zu nehmen, was da kommen mochte. Das war Hyllos, der Zweifler, ein Kind, auf dem sein Königtum viel zu schwer lastete, und das hier auf sein Urteil wartete. Wie hat er es nur fertig gebracht, fuhr es Nauteas durch den Kopf, der Held zu werden, von dem man bei uns bis heute erzählt?

Er wußte die Antwort sofort: Eben weil er bereit war, das, was auf ihn zukam, sei es, was es wolle und wie es wolle, anzunehmen und es mit seiner tiefinnersten Zustimmung zu durchdringen.

Nauteas seufzte auf, das Bild verschwand, vor ihm stand ein anderer Knabe, eine eifrige Frage im Blick. »Ich danke dir, Alkos. Das ist ein schöner Fund. Weißt du, daß hier auf dieser Tafel die Zeichen meines eigenen Ahnherrn stehen?«

»Nein!« rief Alkos, starr vor Freude.

Nauteas ging zu den anderen zurück. Wieder war es jetzt, als habe er Antwort auf eine Frage bekommen, eine Stimme gehört, die ihm Mut zusprach.

Die Männer, die Spaten mitgebracht hatten, waren kräftig beim Graben.

»Halt«, rief Nauteas. »Ihr müßt umsichtiger vorgehen. Und diese Seite hier abstützen, sonst brechen die Steine über euch hinunter. Dort drüben rutscht das Holzwerk schon, seht ihr das nicht?«

»Das habe ich ihnen auch gesagt«, bemerkte Geron. »Aber sie hören nicht auf mich.«

Auf Nauteas hörten sie. Die Wände der Grube wurden abgestützt, die schon herausgeholtten Trümmer zur Seite geschafft. Nauteas griff selbst mit zu.

»Wenn es darum geht, Schätze zu suchen«, sagte einer der älteren Fischer, der müßig zuschaute, »so wird nicht viel zu finden sein. Man sagt doch, die böse Königin habe alles, was glänzte, in ihr Boot geladen, und daß dann, als ihr

Schiff kenterte, sämtliche Tempelschätze mit ihr untergingen.«

»Die böse Königin? Wer war das?« fragte Nauteas.

»Weiß nicht«, brummte der Mann. »Eben jene, die vor der großen Flut hier herrschte. Ein schlimmes Weib, heißt es, schön wie der Mond, aber habgierig und grausam. Ihretwegen soll ja das Unheil über unser Land und die Insel gekommen sein.«

Nauteas besann sich. »Es geht nicht darum, Schätze zu finden«, sagte er dann streng. »Sollte Gold zu Tage kommen, so gehört es keinem von uns, sondern dem Tempel. Es geht jetzt darum, den Grund freizulegen, um aufbauen zu können.«

Da aber rief einer aus der Tiefe: »Sie hat doch nicht alles mitgenommen, die Königin. Da kommt etwas!«

Die Männer drängten zum Rand. Dort unten wurden schwere Balken auseinandergezerrt. Man sah, daß sie teilweise noch mit einer glänzenden Masse, wohl flüssig gemachtem Bernstein, überzogen waren. Darunter blitzte es golden auf. Aber was zunächst zu Tage kam, war ein Skelett, es lag zusammengekrümmt unter dem Holz.

Die Männer wurden still. Dann rief einer herauf: »Wir halten das für die Knochen einer Frau oder eines jungen Mädchens. Der Schädel ist eingeschlagen.«

»Eine Tempeljungfrau«, brummte der ältere Fischer.

Da rief der von unten: »Und dies hier hielt sie noch im Tode in der Hand«, und hob etwas empor, das in dem immer mehr aufklarenden Licht flimmerte und glänzte. Eine runde Scheibe auf einem goldenen Stab, durchbrochen und mit Mustern und Zeichen verziert.

Wie ein Seufzer ging es durch die Menge, die sich um die Grube drängte. Dann sagte einer ehrfurchtsvoll: »Eine Sonne . . .«

»Bring sie herauf«, befahl Nauteas.

Der Mann klomm empor. Nauteas empfing die prachtvolle Sonne, sie war groß, ganz unbeschmutzt und glänzte herrlich im reinsten Gold.

Während er sie staunend betrachtete, hörte er neben sich Artos' tiefes, erschüttertes Stöhnen. Er blickte ihn an und wußte, was der Mann dachte.

Leise sagte er: »Der dies gemacht hat, war ein Ge-weihter.«

Es schien ganz unmöglich, die Scheibe einfach zur Seite zu legen und wieder den Spaten zu ergreifen. Nauteas stieg noch ein wenig höher über die Trümmer hinauf. Er hob den Blick und sah, daß die Sonne, die wirkliche, die große, am Himmel jeden Augenblick durchbrechen mußte. Der Wind blies stark, der Dunst wogte, schon trat hoch oben zartes Blau hervor.

Nauteas stand auf einem der Steinblöcke und hob den Arm. Alle blickten zu ihm auf, während atemloses Schweigen herrschte. In der emporgereckten Hand lag der goldene Stab, über ihm war das Flimmern der Scheibe. »Komm!« rief Nauteas. »Komm!«

Da begann jemand unten in der Menge zu singen. Eine einsame Stimme, sie klang jung und rauh. »Komm«, sang sie, »komm, o komm, laß mich nicht warten, Geliebter . . .«

Ein Lied, Nauteas kannte es nicht. Aber er erriet, daß es sehr alt sein mußte. Fremdartige Worte, noch fremdartiger die Weise, die so seltsam und schön war, als schwingte sie aus uralten, nie erschlossenen Menschheitstiefen herauf. Immer die gleichen Worte und Töne: »Komm, o komm! Laß mich nicht warten . . .!«

Das Lied galt der Sonne, das wußte Nauteas. Und dem Gott, der das große Licht in seinen Händen hielt. Der es selber war – vielleicht . . . Und er kam. Die letzten Schleier zerrissen, die Scheibe glänzte so hell auf, daß blendende Strahlen von ihr schossen. Das Sonnenlicht brach hervor, klar, unverschleiert – zum erstenmal.

Die Scheibe stand vor blauem Himmel und fing das Licht. Nauteas hielt sie unentwegt empor. Er rief laut: »Du bist da. Du bist gekommen. Blick herab auf uns und segne deine Kinder.«

Wieder war es ein Seufzer, stärker als der andere, der aus der gedrängten Menge der Männer aufstieg, und die junge, herbe Stimme, die gesungen hatte, rief: »Willkommen, Poside, Poside Apellon, Heimgekehrter, willkommen.«

Endlich ließ Nauteas die Scheibe sinken.

»Kommt herauf und schaut euch um«, rief er.

Der schwere, steinerne Block, auf dem er stand, mochte fast genau den Mittelpunkt der Hügelhochfläche bilden. Von hier aus ließ sich alles überblicken: Die grüne Höhe, ihr Vorland, das Wattengebiet ringsumher bis hin zu dem offenen Meer und den Höhen des Festlandes. Alles lag jetzt frei unter dem hellen, fernen, kaum zu ahnenden Licht und dem blauen Frühlingshimmel. Hier oben strich der Wind sanft über die Gräser, plötzlich sah man auch die kleinen weißen Blumensterne im Grün. Der kaum merkbar bewegte Schlick unten aber hatte wieder jene seltsam blaue Farbe, er schillerte in Pfützen und Senkungen fast violett auf, und das offene Wasser leuchtete wie das Palästermeer tief im Süden. Weit hinten standen die Felsen, rot, weiß und schwarz, das kräftig aufragende Massiv hob sich scharf abgezeichnet aus der Bläue heraus, fast wie ein großes Schiff, das dort draußen vor Anker lag. Und wie die Männer hinschauten, hob sich von dort ein Raubvogel in den Himmel, er kreiste mit ruhigen Schwingen näher, schoß dann in die Tiefe und stieg wieder auf. Sie sahen ihm eine Weile zu, stumm, ergriffen wie sie waren von dem Erlebten und von der Herrlichkeit des Lichtes, das die nebelgewohnten Augen noch blendete.

Nauteas stieg endlich von seinem Block herab, blickte sich im Kreis um und sagte: »Nun hindert uns nichts mehr, unsere Welt neu aufzubauen.«

Einige wollten gleich nach den Spaten greifen, aber Nauteas sagte: »Erst müssen wir essen. Und dann mit frischer Kraft wieder an die Arbeit gehen.«

Er hatte geräuchertes Fleisch und was noch an Trocken-

früchten da war, im Bauch seines Schiffes mitgebracht, das ließ er verteilen.

Alle saßen umher und aßen, verloren allmählich die Schweigsamkeit und schwatzten miteinander.

Als sie fertig waren, kamen Geron und ein anderer Mann zu Nauteas. Mit einer gewissen Feierlichkeit baten sie ihn, sich in den Kreis der Fischer zu stellen. »Ehe wir wieder die Spaten ergreifen, möchten wir, Herr, mit dir sprechen. Wir wollen dir zuvorderst eine Frage stellen, die uns wichtig erscheint.«

Nauteas erhob sich sofort.

Die Fischer traten im Halbkreis um ihn, die Schiffsleute und das Jungvolk blieben im Hintergrund.

Nauteas begriff: Die Männer hatten die Insel scheu und unsicher als Schuldbeladene betreten. Aber jetzt war nach ihrer Meinung die Entsühnung vollzogen, der Gott hatte geantwortet, und nun waren sie wieder, was sie früher gewesen waren, kräftige, selbstsichere Männer, die bei ihresgleichen Achtung genossen und als Eingessene sich nicht einfach von einem Fremden übertölpeln lassen durften.

»Wir wollen dich fragen, hier und jetzt, wer du bist.«

»Ihr habt recht, zu fragen. Mein Ahn war Hyllos, von dem ihr gehört habt, der einst hier König war und auf der Stelle stand, wo ich jetzt stehe, als das letzte Thing aller atlantischen Könige abgehalten wurde – vor der großen Flut. Er zog nach dem Südland, um sein Vatererbe dort einzufordern, und seine Gattin Jole begleitete ihn. Er fiel im Südland. Aber zuvor wurde ihm ein Sohn geboren, Kleodaos, der mein Großvater war. Er ist tot, ebenso mein Vater. Meine Brüder und ich eroberten das Land auf der großen Halbinsel, die man Peloponnes nennt, und das uns rechtens seit langem zustand. Ich aber wollte nichts von den Fluren dort haben, überließ alles meinen Brüdern, um da, wo Hyllos geboren wurde, mein Erbe zu suchen und die Herrschaft anzutreten.« Er schwieg.

»Bist du ein Sohn der Zwillinge?« fragte ein Fischer.

»Ja. Ihr wißt, daß Hyllos von Vaterseite her aus dem Geschlecht des Herakles stammte, von Mutterseite her aber aus dem des Atlas. Er war ein Atlantide und darum berechtigt, hier den Königsmantel zu tragen. Atlas war Posides ältester Sohn, göttlichen Stammes, der vörderste des ersten Zwillingspaars, das Kleito auf dieser Insel dem Gotte gebar. Er war der erste König in allen atlantischen Reichen und ein Hüter und Hort des Rechts, so ist mir gesagt worden. Er war mein Urahn.«

Nach einem erneuten Schweigen nahm derselbe Fischer, der zuvor gesprochen hatte, wieder das Wort. »Wir alle hier wissen von einer Prophezeiung, die einst eine weise Frau am Born der Wahrheit gesprochen hat: Es werde das Heilige Land wieder aus den Fluten steigen und der Gott zurückkehren, und dann würden wieder die Söhne der Zwillinge hier herrschen bis in ferne Zeit.«

»So ist es«, bestätigte Nauteas ruhig. »Darum bin ich gekommen.« Er löste die Spange von seiner Schulter und griff nach der goldenen Tafel. »Ich kann euch einen Beweis dafür geben, daß ich wirklich der Nachfahre des Königs Hyllos bin. Hier seht ihr die Tafel, die Alkos, des Artos Sohn, soeben dort im Grase fand. Diese Zeichen hier bedeuten »Hyllos«. Und da seht ihr sie auf dem Schmuckstück, das sich in meiner Familie forterbte und auf mich kam und das einst Hyllos, dem Helden, gehört hat und seine Zeichen trägt wie die Tafel hier. Alle meine Männer können bezeugen, daß ich seit der Ausfahrt aus Argos meinen Mantel damit befestige.«

Er hob das Täfelchen in die Höhe. Die Schulterspange wanderte von Hand zu Hand. Sie war schön geschmiedet, Schlangen bildeten ein verschlungenes Muster, in dessen Mitte die Zeichen des Hyllos standen und die kleine Perle aus Oreichalkos. Artos hielt die Spange am längsten von allen in der Hand, er strich mit den Fingern über sie hin und schien sie ungern wieder abzugeben.

Geron sagte: »Wir glauben dir, Herr. Wir wissen, daß du die Wahrheit sprichst, zumal dein Gesicht sie bestätigt.«

Nauteas reckte sich noch höher auf. »Ich werde zur Sommersonnenwende das Thing aller freien Männer zusammenrufen, damit es mich als euren König bestätige. Ich werde hier auf der Insel wohnen, wie meine Väter taten.« Er wies zu den kleinen überwachsenen Erhöhungen hinüber, die ostwärts auf der Hochfläche eine weitere Trümmerstätte andeuteten. »Ich nehme an, daß dort der Königshof stand. Wir werden Balken aus dem Eisenwalde herschaffen und zunächst einige einfache Holzhäuser errichten. Dann werden wir den Tempel und alles, was dazu gehört, wiederherstellen. Wir werden auch Schiffe bauen und den Handel, soweit es möglich ist, beleben. Ich werde über die Teuta herrschen und über alle Gebiete, die sich ihr etwa anschließen wünschen. Wir werden in gemeinsamer Arbeit der Not in diesen Ländern zu Leibe rücken. Auch ein Heer werden wir aufstellen und die Jungmänner lehren, sich in den Waffen zu üben. Wir brauchen Schmiede, die uns Schwerter und Speere und Helme schaffen.« Er sah Artos an. »Denn wenn wir hier das Elend überwinden, und, wie mein Gastfreund sagte, wieder etwas bei uns zu holen ist, dann wird es uns an Feinden nicht fehlen. Ich werde mich übrigens mit dem König der Dänen auf Kleitros in Verbindung setzen und von ihm das Vieh zurückfordern, das euch widerrechtlich genommen wurde. Es wird viel zu tun geben.« Er blickte von Mann zu Mann, in alle die fragenden, begierigen Augen. »Ihr wißt, was das große Unheil aus unseren Ländern gemacht hat. Wir dürfen uns nicht täuschen. Das goldene Zeitalter ist vorbei und wird niemals wiederkehren. Jetzt – in diesem Augenblick – segnet uns die Sonne. Aber wir wissen: Vor uns steht ein hartes Leben mit Nebel, Regen und Stürmen, mit Arbeit und mit Kämpfen. Aber da wir nun wissen, daß der Gott uns wiedergekehrt ist, so wissen wir auch, daß wir mit all dem fertig werden können. Hier auf dieser Insel und in diesem Heiligtum erhob sich, so sagte man mir, vordem die Säule, die den Himmel stützte und auf der das Gesetz geschrieben stand, die Atlassäule des Rechtes. Auch sie ist verschüttet, wir

haben sie noch nicht gefunden. Aber wir werden sie finden, und sie wird wieder im Herzen der Insel ragen und Unfrieden und böse Tat unter uns bannen. – Und nun bitte ich euch, meine Freunde, die Spaten wieder aufzunehmen. «

VII

HYMON

Erst nach Tagen wurde die Säule gefunden. Es war nur noch ein Stumpf, ein übermäßig dicker Holzstamm, mit Oreichalkos überzogen, abgebrochen von der Wucht des Wogenschwalls oder der umstürzenden Steine des Heiligen Runds. Brandspuren fand man auch. Von Schriftzeichen war nichts mehr zu sehen. Nauteas beriet mit seinem Schiffszimmermann und einigen erfahrenen Männern der »Kyknos«-Besatzung. Man würde den gewaltigsten der Stämme, den man im Eisenwald finden konnte, fällen und herschaffen, Oreichalkos sammeln und schmelzen, wie die Alten es taten. Aber die Schriftzeichen? Wußte noch irgendein Mensch hier im Lande, wie sie beschaffen gewesen waren und was sie ausgesagt hatten? Hier lag eine große Schwierigkeit: Nauteas hatte kühn erklärt, er werde das Recht wieder aufrichten. Aber über die Rechtssätze selbst war er so wenig unterrichtet wie die Fischer, das fiel ihm jetzt schwer aufs Herz.

Der Zimmermann brachte noch einen Einwand vor. »Herr, da ist doch der Alte, der im Herzen des Waldes haust. Er sagte, es dürfe kein Baum gefällt werden, er werde uns sonst verfluchen und großes Unheil über uns bringen.«

Nauteas wiegte den Kopf. »Wir werden sehen«, wich er aus.

An einem frühen Morgen wurde Nauteas auf den Hof gerufen, der junge Hymon wolle ihn sprechen.

Nauteas kannte den Namen nicht. Aber als er den Jüng-

ling dann vor sich stehen sah, sehr schlank, sehr aufrecht, zart aber beherrscht in der Haltung, fast ein Knabe noch mit wasserklaren Augen, da wußte er, daß er ihm schon bei den Arbeiten auf der Insel aufgefallen war und daß er flüchtig gedacht hatte, wie sehr dies schmale Gesicht sich doch von den kräftiger und grober gebildeten der anderen Burschen abhebe. Und als Hymon dann zu sprechen begann, erkannte Nauteas auch die herbe Stimme.

Hymon sagte: »Ich hörte deine Worte, Herr. Du willst zur Wende des Sommers das große Thing einberufen, damit es dich als König bestätige. Niemand zweifelt daran, daß es das tun wird. Dann wirst du den Königsstuhl besteigen. Und am folgenden Tage hat der Königsprung zu erfolgen. Ich bin gekommen, dich zu bitten, daß du mich als Springer und Heiligen Boten wählen mögest. Es werden sich noch weitere Knaben anbieten. Aber da ich der erste war, der dich fragte, so wirst du mir erlauben, den Sprung zu tun.«

Es war eine sichtlich vorbedachte, gemessene kleine Rede. Nauteas fragte: »Wer bist du eigentlich? Ich sah dich auf der Insel. Du warst es, der das Lied sang, das Poside zu uns rief, nicht wahr? Woher hast du es?« Er hatte schon längst gewünscht, den unbekannten Sänger zu suchen, es aber dann über anderem vergessen.

»Ich bin Hymon, der Sohn des Laodamos, mein Großvater stammte aus dem Geschlecht des Rexenor, der ein Bruder des alten König Alkinos war, und ich bin somit ein Atlantide und Sohn der Zwillinge wie du.« Ehe Nauteas seinem Erstaunen Ausdruck geben konnte, fuhr Hymon fort: »Das Lied, von dem du sprichst, hat mich meine Großmutter als Kind gelehrt. Sie sang es in der Mittwinterzeit. Sie sagte, damit rufe man die Sonne aus ihrer Verbannung in der Unterwelt herauf und den Gott mit ihr. Früher hätten es die Tempelmädchen gesungen, wenn sie den Gott beschworen. Es ist ein sehr altes Lied.«

»Das hörte ich. Und du hast es im rechten Augenblick gesungen, Hymon. Aber deine Bitte verstehe ich nicht. Was ist's mit dem Königsprung?«

»Du weißt das nicht? Es ist ein alter Brauch. Wenn ein neuer König sein Amt antritt und den Stuhl seiner Herrschaft besteigt, stürzt sich ein Jüngling von dem höchsten Felsen dort drüben – du sahst ihn, er heißt »die Klippe des Opfers« – ins Meer. Er nimmt auf seinen Schultern alles Unheil, das der Regierungszeit des Königs droht, mit in die Tiefe und verbirgt es auf dem Grund des Meeres, so daß es niemandem mehr Schaden bringen kann. Und danach steigt er in Schwanengestalt empor zu den Göttern und bringt Poseide die Nachricht vom neuen König, so daß der Gott diesen segnen kann.«

Der Knabe trug das mit großem Ernst vor. Nauteas starrte ihn an. »Und du willst . . .« Er brachte nicht mehr über die Lippen. Er wußte: Früher hatte man den Göttern Menschen zum Opfer gebracht – vielleicht war es in diesen Ländern hier noch Sitte. Einst – zur Zeit des Trojanischen Krieges – hatten die Achaier Jungfrauen geopfert, um guten Fahrtwind zu erhalten oder den Göttern für Sieg zu danken. Inzwischen hatte man den Brauch in den Südländern abgeschafft und hielt ihn für barbarisch. Hier aber stand dieser Knabe, hell und aufrecht, und antwortete auf Nauteas' unvollendete Frage: »Ich will den Sprung tun, ja.«

Nauteas nahm sich zusammen. »In den Ländern, aus denen ich komme, ist dergleichen nicht Sitte, Hymon.«

»Ich weiß. Als Hyllos, dein Ahn, die Herrschaft übernahm, unterblieb der Königssprung, denn er hatte einen Berater, der ein Achaier war und den Brauch für veraltet erklärte. Aber die Leute hier sagen, man habe ja gesehen, was daraus folgte. Das Unheil war nicht gebannt worden und kam über alle. – Und deine Herrschaft soll und muß glücklich sein, denn unser Land bedarf des Glückes.« Das klang jetzt sehr eindringlich. Ein heißer Glanz kam in den Blick des jungen Menschen.

Nauteas brachte Einwände vor, die ihm selbst lahm klangen. »Poseide ist ein milder Gott. Er begehrt nur Früchte und Blumen als Opfer.«

»Und an hohen Festtagen ein Lamm«, sagte Hymon.

»Und den Stier beim Königsthing. Aber das ist etwas anderes. Ich werde kein Schlachtopfer am Altar sein, sondern ein freier Springer für das Glück meines Königs.«

»Da du, wie du sagst, ein Atlantide bist«, Nauteas suchte zögernd nach Worten, »so hätte ich eher von dir erwartet, daß du selbst versuchen würdest, nach der Königswürde zu greifen, wenn du alt genug dazu sein wirst . . .«

Hymon schüttelte den Kopf. Das schmale, ernste Gesicht senkte sich. »Ich bin hier geboren, Herr. Sieh meine schlechten Kleider an. Ich stecke im Elend wie alle. Wir haben den Mut und die Kraft verloren. Es mußte einer von draußen kommen, einer von weither mit dem Mut des Seefahrers, einer, der als Königssohn aufgewachsen ist, der weiß, was ein König zu tun hat, und sich selbst vertraut. Zudem bist du Hyllos' Urenkel, und dein Anspruch geht dem meinen vor.«

»Du sprichst von Mut. Gehört denn kein Mut dazu, von jenem Felsen in die Tiefe zu springen?«

Jetzt lächelte der Jüngling zum erstenmal. Es war ein zögerndes, aber erstaunlich überlegenes Lächeln. »Dazu reicht, was ich an Mut besitze, gerade noch aus. Ein Volk aus seinem Elend zu reißen, ist schwerer.«

»Du könntest mir helfen. Ich brauche Helfer.«

»Meine Aufgabe liegt hier, nicht dort.«

»Und deine Eltern? Was sagen sie zu deinem Entschluß?« Nauteas merkte, er stand hier einem harten Willen gegenüber, der kaum zu erschüttern sein würde.

»Meine Eltern sind tot. Auch meine Großmutter. Sie starben, als vor drei Wintern hier eine böse Seuche wütete. Wir sind vier Geschwister. Ich fahre auf Fischfang, meine Schwester sorgt fürs Haus und für die Kleinen.«

»Ein hartes und karges Leben«, sagte Nauteas mitfühlend.

»Was schadet das? Die Sache liegt nicht so, daß ich diesem Leben entfliehen möchte, Herr, wenn du das denken solltest. Es geht mir um – um das, was mit deiner Ankunft begann.«

»Du bist der Ernährer deiner Familie. Was werden sie ohne dich tun, deine Schwester und die Kleinen?«

»Ich vertraue sie der Gnade und Hilfsbereitschaft meines Königs an«, antwortete Hymon mit schlichter Würde.

»Auf die kannst du bauen. Aber . . .« Nauteas merkte mit Schrecken, daß seine Worte schon beinahe wie eine Zustimmung klangen. »Ich will nicht, daß dieser Brauch wieder auflebe«, vollendete er schnell. »Ich will niemanden opfern, am allerwenigsten dich, Hymon, der du ein Altantide und mein Verwandter bist.«

»Gerade darum habe ich das erste Recht, den Sprung zu tun«, beharrte Hymon. Wieder kam der entrückte Blick in die hellen Augen. »Kannst du nicht verstehen, wie sehr mich danach verlangt, meine Schwanenflügel auszubreiten und zur Sonne zu steigen, im Licht aufzugehen und Poside zu grüßen?«

»Oh! Schön!« sagte da eine begeisterte Stimme vom Boden her.

Nauteas hatte Njördis nicht bemerkt. Sie war, wie sie oft tat, auf allen Vieren kriechend wie ein kleines Kind über den Hof gekommen und saß nun neben ihnen, den Rock über die Füße herabgezogen und die Hände um die Knie gefaltet. Mit verzücktem Ausdruck blickte sie zu Hymon auf.

Der lächelte wieder sein zögerndes Lächeln. »Du hörst, Herr.«

»Eine Närrin«, murmelte Nauteas gedämpft.

»Du weißt, daß solche die Wahrheit sprechen.«

Nauteas konnte es nicht leugnen. Er strich Njördis übers Haar. »Geh und spiel mit deinem goldenen Glas, Kind.«

»Nein«, sagte sie und lachte töricht. Sie saß und lehnte den Kopf gegen sein Knie. Auf der anderen Seite drückte sich der Hund an ihn. Er hatte seine Hände auf den beiden wolligen Köpfen.

Hymons Augen öffneten sich weit. »Ich sehe deine Güte, Herr. Ich weiß, aus Güte willst du mich davon abhalten, das zu tun, was gut und richtig ist. So weit aber sollte deine Liebe nicht gehen, deine Liebe zum Einzelnen, denn sie muß

allen gelten, und das Unheil wird von allen genommen werden, wenn ich springe.«

Nauteas seufzte. »Hymon, es liegt nicht bei mir, diese Sache zu entscheiden. Ich bin kein Priester. Hier aber könnte nur Priesterwissen helfen.«

»Es hat nie Priester in diesem Lande gegeben, Herr. Der König allein entschied in den heiligen Dingen. Er vollzog das Opfer, er segnete und weihte – so hat meine Großmutter gesagt.«

»Es muß Männer gegeben haben, die dem Heiligtum dienten.«

»Gewiß. Weise Männer und zukunfts-kundige Frauen standen dem König zur Seite. Sie schützten den Tempel, hielten Rat und kannten die Sprüche des Rechts und die Heiligen Zeichen.«

»Wollten die Götter, es gäbe noch einige von ihnen.«

»Ich glaube, daß ein Weiser lebt. Ein ganz alter. Er soll mitten im Eisenwald wohnen. Er soll viel über die Bräuche der Vergangenheit wissen und auch über das Recht.«

»Dann ist er mein Mann«, rief Nauteas. »Mit ihm muß ich sprechen, ihn befragen. – Geh, Hymon, geh fischen – einstweilen, damit deine Geschwister zu essen haben. Wir werden wieder miteinander reden, wenn ich mich entschieden habe.«

VIII

DER ALTE WEISE

Nauteas hatte zuerst daran gedacht, den Weisen aus dem Eisenwald zu sich zu rufen. Aber vielleicht war er zu alt zum Reisen oder verweigerte sich aus anderen Gründen. Nauteas hatte überdies Lust, diesen Wald, von dem so viel gesprochen wurde, selbst zu sehen.

So hieß er seinen Steuermann die Arbeiten auf der Insel überwachen und, was sonst anfiel, erledigen. Er ließ in der Fischersiedlung und den umliegenden Dörfern bekanntmachen, daß er für eine kurze Zeit verreise, denn die Leute hatten es sich schon zur Gewohnheit gemacht, zu ihm zu kommen und ihn in dieser oder jener Angelegenheit um Rat zu fragen oder ihn zu bitten, Streitigkeiten zu schlichten.

Der Zimmermann mußte wieder mit, einige der Männer, die bereits im Wald gewesen waren, sollten als Führer dienen. Ein kleines Gefolge von Schiffsgenossen, Antinos an der Spitze, schloß sich an. Die Fischerjugend, deren Abgott Nauteas war, geleitete den Zug ein Stück mit Liedern und lustigen Zurufen.

Es kam Nauteas seltsam, ja sogar ein wenig entwürdigend vor, daß er nicht reiten oder fahren konnte. Ein dorischer Königssohn, ein Heraklide und Atlantide, der zu Fuß durchs Land zog? Aber was sollte er tun, es gab ja keine Pferde mehr an der Küste. Auch die hatten die Dänen geholt. – Etwas vom Wichtigsten ist, überlegte Nauteas, daß wir uns schleunigst Zuchtpferde beschaffen, Stuten und Hengste, und ein Gestüt anlegen. Wir brauchen weiße Pferde für die Umzüge des Götterwagens wie die Ausritte des Königs. Nicht einmal weiße Ochsen haben wir . . .

Vorerst wanderte man also zu Fuß auf den Landrücken hinauf. Unterwegs besichtigte Nauteas die Moorgegenden, wo die Fischer ihren Torf stachen, und die mehr oder weniger sauren Wiesen, aus denen – vielleicht – einmal wieder Äcker werden konnten. Der Landrücken war nicht breit, jenseits läge, so sagte man ihm, wieder Wasser, ein Binnenmeer, nicht groß, mit sanftem Wellenschlag, das im Norden durch die dänischen Inseln begrenzt werde. Von dort her durchquerte der Eridanos das Land, der Fluß aus dem Osten, wie sein Name besagte. Früher hatte die Heilige Insel in seinem Mündungsgebiet gelegen, jetzt waren Lauf und Mündung durch die Strandwälle, die die große Flut aufgetürmt hatte, verändert worden.

Auf der Höhe des Landrückens gab es viel Heide, sandige Wege führten nach Norden, an ihnen lagen die alten großen Grabhügel vergangener Geschlechter, die die Flut nicht erreicht hatte. Die gewaltigsten von ihnen grüßte Nauteas voller Ehrfurcht, ließ auch umgestürzte Steine wieder aufrichten. Denn er wußte, daß er, wie jeder Wanderer, im Schutz und Segen der Toten hier entlangzog, und er hieß die jungen Burschen und Mädchen ihren Unfug und ihr Gelächter einstellen und heimkehren, was sie auch taten.

Später wandte sich der Zug nach Osten. Der Tag stieg, die Sonne kam hervor. An ein paar kleinen Höfen kamen sie vorüber, die kaum weniger armselig erschienen als die an der Küste. Im spärlichen Kraut grasten Schafe. Nauteas sprach mit den Hofbesitzern. Das Schaf gab Milch und die unentbehrliche Wolle für die Kleidung. In den Bergen von Doris, wo Nauteas aufgewachsen war, hatte es nur Ziegen gegeben. Schafherden, das war das Richtige für dies Land hier . . .

Als er mit seinen Männern weiterzog, blickten ihnen die Leute ehrfürchtig und dankbar nach. Sein Eifer hatte sich bereits auf sie übertragen, und im Geiste sahen sie unüberblickbare Scharen von Schafen, Böcken und Lämmern an den Rändern der Moore weiden, sahen volle Milchkrüge auf dem Tisch und herrliche Festtagskleider in den Truhen . . .

»Der Segen des Herrn ist mit ihm, man merkt es«, sagten sie.

Schließlich – am späten Nachmittag – erreichte Nauteas mit seinen Gesellen den Wald. Staunend betrachtete er die hohen, alten Bäume mit ihrem frischen Grün. Eichen und Buchen gab es da, viel größer als im Süden, und andere Bäume, deren Laub er gar nicht kannte. Der Pfad, der durch den Wald führte, war moorig und grün, hohes Gras füllte die Lichtungen, dazwischen wuchsen Blumen, weiß und blau. Unterholz gab es fast gar nicht, nur hohe, starke, feierliche Stämme wie Säulen und Kronen, in denen der Wind leise rauschte. – Es ist wie in einem Tempel, dachte Nauteas. Solch einen Wald habe ich noch nie gesehen.

Das Goldlicht des sinkenden Tages schimmerte zwischen den Stämmen, Vögel sangen, und unweit des Pfades zogen Rehe ruhig und lautlos durch das smaragdene Grün. Furcht vor dem Menschen schienen sie nicht zu kennen, sie hatten noch keine bösen Erfahrungen gemacht. Nauteas wehrte den Männern, die nach Bogen und Speeren griffen. »Nicht jetzt«, sagte er.

Man hatte ihnen berichtet, sie brauchten nur immer dem getretenen Pfade zu folgen. Sie machten noch einmal kurz Rast zu Füßen eines von Steinen gekrönten Hügels, der sicherlich das Grab eines Königs oder Helden aus sehr alter Zeit war und wie verloren hier mitten im Wald aufragte. Nauteas ließ von den Vorräten verteilen, die er mitgenommen hatte – »um dem Zauberer nicht hungrig ins Haus zu fallen«, wie er sagte.

Nauteas saß am Fuß des Hügels auf einem Stein. Wie so oft, dachte er an Hyllos, und wieder sah er das ernste, blasse Knabengesicht vor sich. Es blickte ihn aus dem Laube an und schien sich lauschend vorzuneigen. Merkwürdigerweise saß unfern zwischen den Stämmen ein Mädchen, ein zartes Kind im blauen Kleid mit silberblondem Haar. Die Augen starrten herüber, aber der harte Blick war nicht der eines Kindes. Er haftete auf dem Knaben, und der wandte sich weg, als fürchte er sich . . .

Nauteas schüttelte sich und sprang auf. Ich träume hier mit offenen Augen, dachte er, und derweil kommt uns die Nacht über den Hals.

Das Licht zwischen den Stämmen war rot, als sie auf die große Lichtung hinauskamen, auf der die Hütte des »Zaubers« stand. Sie war von einem Zaun umgeben, dessen Eingangslücke wie bei den anderen Höfen mit einem Dornengatter verschlossen war. Nauteas' Männer entfernten es, und die Wanderer zogen in das Hofrund ein.

Hier bellte kein Hund. Es war sehr still. Die drei Häuser – außer der aus Stämmen erbauten Haupthütte gab es noch zwei Schuppen mit Lehmwänden – lagen wie verwunschen im Abendlicht, ein wenig Rauch stieg aus dem Hüttendach gerade in den hellen Himmel hinauf.

Dann rief ein Vogel irgendwoher, laut und anhaltend. Die Hüttentür tat sich auf, ein kleiner Mann in weißem Gewand stand auf der Schwelle.

Nauteas ging an einem Quellbecken vorüber, aus dem ein Bächlein quer über den Platz rieselte, und schritt auf die Hütte zu. Der kleine Mann blickte ihm abwartend entgegen. Er hatte langes weißes Haar, aber keinen Bart, das rotbraune, faltige, wettergegerbte Gesicht war fein rasiert, wie auch das weiße Gewand ganz rein erschien. Als Nauteas vor dem Greis stand, sah er die starkblauen Augen aus dem gebräunten Gesicht sehr forschend auf sich gerichtet. Er verneigte sich.

Ehe er etwas sagen konnte, sprach schon der Alte mit einer hohen, aber ganz klaren Stimme: »Ich habe dich erwartet. Willkommen, König.«

Nauteas hörte sich zum erstenmal ohne Umschweife als König angesprochen. Er errötete vor Freude. »Ich danke dir«, sagte er und verneigte sich nochmals tief, nahm die magere Hand des Alten und küßte sie.

Die blauen Augen forschten weiter. »Warum ehrst du mich so, der du doch ein König bist? Ich bin nicht mächtig und auch kein Zauberer, wie manche meinen. Nur ein alter Mann, der über die Dinge dieser Welt nachgedacht hat.«

»Wir Dorer werden von jung auf dazu angehalten, das Alter zu ehren«, antwortete Nauteas schlicht. Hinter ihm verneigten sich die Genossen, die ja alle Dorer waren wie er.

»So seid ihr berufen, in diesem Land die guten Sitten wieder einzuführen. Tritt ein.«

Der Raum, in dem ein Feuer brannte, war sehr eng. Nauteas gebot den Gefährten im Freien zu bleiben und nahm nur Antinos mit.

»Mein Knecht wird dafür sorgen, daß sie sich so wohl fühlen, wie es für Männer wie sie in unserer Waldeinsamkeit möglich ist«, sagte der Greis und schloß die Tür.

»Du hast einen Knecht?«

»Gewiß. Er ist alt wie ich, aber tüchtig und hilfreich.« Er setzte hinzu: »Ich lebe überhaupt nicht so verlassen hier, wie es den Anschein hat. Die Leute von der Heide und sogar manche von der Küste kommen zu mir, um sich Rat zu holen, sie tragen mir zu, wessen ich bedarf, so daß ich nicht Not leide.«

»Meine Männer haben einiges Eßbare mitgebracht, das sie deinem Knecht geben werden«, sagte Nauteas. »Wir sind arm – und so ist auch meine Gabe kaum deiner wert.« Er überreichte dem Alten eine Gewandspange als Gastgabe.

Der betrachtete sie lächelnd. »Nicht schlecht. Es ist gute Arbeit. Der Knoten bedeutet Heil, du weißt es.«

»Wir nennen ihn den Zauberknoten.«

Der Alte blinzelte ein wenig. »Ist es dir um Bestechung zu tun, du Schiffer aus der Fremde?«

Nauteas errötete. Einen Augenblick war er unsicher, dann bemerkte er das verschmitzte Funkeln der alten Augen und lachte. »Es kommt darauf an, wie du es nehmen willst«, sagte er.

Der Weise hatte sich gebückt und das Feuer geschürt. Dann wandte er sich an Antinos, der dicht neben Nauteas auf der Bank saß. »Es ist nicht nötig, daß du ihn mit soviel Angst und Sorge bewachst, wie du tust«, sagte er. »Denn er ist einer, vor dem sich die Nebel teilen. Wir können uns dazu beglückwünschen, daß wir ihn bekommen haben.«

Antinos nickte, aber Nauteas senkte verlegen den Kopf.

Der Greis spielte mit dem Schmuckstück. »Es ist alt«, sagte er. »Hier, wo ich jetzt hause, wohnte einst ein Schmied, der beste im Nordland. Er könnte diese Spange gefertigt haben. Sie sagen, er habe die Kunst, das Eisen zu schmieden, erfunden und in die Zukunft blicken können. Er lebte hier ganz allein, nachdem Daidalos, sein Geselle, mit deinem Ahn Hyllos fortgezogen war.«

»Ich habe von Daidalos gehört«, sagte Nauteas. »Er muß ein großer Künstler gewesen sein.«

»Er erbt das Wissen des Alten. Diesen aber ließ die böse Königin greifen und aus seinem Wald führen. Sie war gierig nach schönen Dingen und, so sagen sie, befahl, daß man die Sehnen seiner Fußgelenke durchschneide, auf daß dieser Schmied allein für sie arbeite. Aber man sagt auch, er fertigte sich Flügel an, hob sich mit ihnen in die Lüfte und entflog, und das soll gerade an jenem Tage geschehen sein, als die Erde bebte, das Feuer vom Himmel fiel und die wilden Wogen die Königsinsel verschlangen. Ob es nur eine Sage ist, weiß ich nicht.«

»Von der bösen Königin hörte ich sprechen. Wer war sie?«

»Die Tochter des Dänenkönigs. Er wollte, daß Hyllos, der Großkönig, sie zur Frau nehme. Sie war schön, ein Mädchen wie aus Silber und glattem Stein, sagen sie, aber auch ihr Herz war von Stein. Hyllos wollte sie nicht nehmen, er ehelichte Jole, die Atlantidin, ein starkes und fröhliches Mädchen, das mit den Waffen umgehen konnte wie ein Mann.« Der Weise bemerkte Nauteas' angespanntes Lauschen und unterbrach seine Erzählung. »Du denkst viel an ihn«, sagte er, »und das ist gut. Wir sollen uns der Toten erinnern, dann wird ihr Rat und ihre Hilfe bei uns sein.«

»Diese Frau aus Silber und Stein . . .?« Ein Schauer überlief Nauteas. Dann richtete er sich straff auf. »Weißt du«, begann er zögernd, »ob sie – einmal hierher – in den Wald gekommen ist, einmal, als sie noch sehr jung war und Hyllos auch?«

»Sie haben den Schmied besucht, ja.« Der Alte betrachtete Nauteas aufmerksam. »Der Schmied schenkte Hyllos das eiserne Schwert, von dem später so viel gesprochen wurde. Auf dieser Reise soll der Knabe es zwischen Helia, die Dänin, und sich gelegt und sich geweigert haben, sie zu ehelichen.«

Nauteas nickte. Der blasse Knabe, dachte er. Ich habe sie gesehen, beide. Begleiten mich die Schatten der Toten und zeigen sich mir manchmal unverhofft? Wie kann das nur zugehen?

Aber er sagte nur: »Jenes Schwert ist jetzt im Besitz meines Bruders Temenos. Er brauchte es beim Kampf um den Peloponnes. Aber ich hörte, Hyllos habe es beiseite gelegt, als er den Kampf, seinen letzten, mit dem König von Tegea ausfocht.« Er beugte sich vor. »Ich habe eine Frage: Weißt du, warum man meinen Ahn den Zweifler nannte?«

Der Weise wiegte den Kopf. »Ein einsames Kind, das vor allem anderen an sich selbst zweifelte, da es die große Dürre und anderes Unglück im Lande nicht wenden konnte. So denke ich es mir.«

»Aber ich vernahm, Poside sei ihm Freund gewesen . . .«

»Du hast recht gehört. Es war damals der Brauch, daß die weisen Väter von Albion alle neunzehn Jahre in einem Schwanenboot einen Jüngling zur Heiligen Insel sandten, den sie zu diesem Zweck aufgezogen und mit aller Götterweisheit erfüllt hatten. Er lebte dann einen Sommer lang dort in der Maske des Gottes, zog segnend im Land umher, sprach Recht, heilte Kranke und lehrte die Sänger neue Lieder. Danach kehrte er nach Albion zurück. Der Poside jenes Jahres soll den jungen Hyllos gut beraten haben. Er war es wohl auch, der ihm seinen eigenen Weg zeigte, den Weg, der ihn ins Südland führte . . .«

»Und in seinen Tod«, vollendete Nauteas.

Der Greis lächelte. »Führt nicht unser aller Weg zum gleichen Ziel?« Dann aber räusperte er sich. »Lassen wir die alten Geschichten. Du bist gekommen, dir Rat zu holen. Sprechen wir von dir. Du willst nach Kleitros schicken und

das Vieh zurückfordern, hörte ich. Das ist ein gutes Vorhaben. Sie nahmen das Vieh wider alles Recht. Nie war der Dänenkönig Herr der Teuta und hatte hier Zins zu fordern. Es war umgekehrt. Aus der Teuta kamen ursprünglich alle Stämme des Nordens, und der Großkönig auf der Heiligen Insel war ihrer aller Oberherr. Ich sagte es jenen räuberischen Vögten, aber sie verhöhnten mich. Wenn du das Vieh zurückforderst, sende einen Mann, dem du voll und ganz vertrauen kannst und der klug ist. «

»Das will ich tun. Nur – wenn die Dänen sich weigern, haben wir vorerst nichts als leere Drohungen, sie zu schrecken. Ich bin noch nicht soweit, daß ich ein Heer aufstellen könnte. «

»Du wirst weniger Schwierigkeiten haben, als du fürchtest. Orm, der Däne, ist alt und kränklich. Er hat viele Sorgen, auch seine Länder seufzen noch unter den Nachwirkungen des Unheils, seine Großen sind widerspenstig, vor allem Hara, sein Neffe, macht ihm viel zu schaffen. Er sucht nicht Kampf, sondern Bündnis, und wird den Wunsch haben, sich auf deine junge Kraft zu stützen. Er hat eine nachgeborene Tochter, für die sucht er einen königlichen Gatten. Ich denke, er wird sie dir anbieten, darum warnte ich dich und sprach dir von jener Helia. «

Nauteas lachte. »Ich danke dir. Ich habe, ehrlich gestanden, noch gar nicht ans Heiraten gedacht. «

»Du wirst bald daran denken müssen. Du brauchst eine Königin. Aber nicht jenes blasse, hinkende Mädchen aus Kleitros. «

Da kam der Knecht herein und brachte drei Holzbecher voll eines köstlichen, mit Kräutern gewürzten Honigtranks.

Der Weise reichte Nauteas den Becher.

»Wir haben viele wilde Bienen hier«, sagte der Alte. »Übrigens gibt es auf den Heidehöfen noch einige Männer, die sich darauf verstehen, die Bienenvölker einzufangen und zu versorgen. Du solltest dich mit ihnen ins Benehmen setzen und andere durch sie belehren lassen. Denn der Honig ist gesund für den Menschen und gibt ihm Kraft. «

»Das will ich tun«, antwortete Nauteas. Er seufzte.
»Unzählige Aufgaben liegen vor mir, kleine und große.«

»Du wirst sie bewältigen, eine um die andere.«

Nauteas sah auf. »Laß mich dir in diesem Zusammenhang eine Bitte vortragen, weiser Mann. Ich weiß, du liebst deinen Wald über alles und suchst ihn zu schützen.«

»Er ist heilig«, sagte der Alte, und sein Gesicht verschloß sich zur Abwehr.

»Ich habe gesehen, daß er wie ein Tempelhain ist. Aber meine Männer müssen essen. Was die Fischer heimbringen, reicht kaum für sie selber. Nur hier gibt es jagdbares Wild. Wir brauchen Holz für Häuser und Schiffe. Vorerst können wir es nirgendwoher holen als aus diesem Wald.« Er hob die Hand, als der Alte zornig erwidern wollte. »Bitte, laß mich sprechen. Ein guter Jäger weiß, wie er das Wild nicht nur erlegen, sondern auch schonen kann. Er weiß, wann das Muttertier, wann das Junge unbehelligt bleiben muß, er erkennt den Schädling, der auszumerzen ist. Ich habe einige gute Jäger unter meinen Leuten. Weiter: Ich komme aus einem Lande, dem die Unwetter, die die Erde von den Felsen wuschen, und die Unklugheit der Menschen, die Bäume ohne Maß schlugen, seine Wälder fast ganz genommen haben. Ich weiß Bescheid. Es gibt in jedem Wald Stämme, die man schlagen kann, ohne den Wald als ganzes zu schädigen. Glaube mir, ich will deinen wundersamen Hain nicht zerstören, ich verehere ihn wie du, ich will im Gegenteil, wenn es mir gelingt, weitere Wälder in diesem Lande pflanzen. Ich brauche nur jetzt ein wenig seine Hilfe, das ist alles.«

»Ein Heiligtum ist ein Heiligtum, Nauteas«, sagte der Alte grollend.

»Das Heiligtum wird wieder auf der Insel sein, und der gewaltigste Baum deines Waldes wird dort als Säule ragen, das Recht verkünden und Himmel und Erde aneinanderbinden.«

»Und wenn du dann dort in einem Hause aus Stämmen dieses Waldes wohnen wirst, wird sie wieder ›Basileia, die

Königliche« heißen«, vollendete der Weise und senkte den Kopf. »Du weißt viel – so jung du noch bist«, setzte er dann in anderem Ton hinzu.

»Wichtiges fehlt mir. Ich will dem Recht wieder Geltung schaffen und weiß nicht, wie es anfangen.«

»Du mußt zwölf kundige Männer wählen lassen, deren Vorsitzender du sein wirst, der dreizehnte, der als Vertreter des Gottes den Ausschlag gibt.«

»Aber ich kenne weder die Rechtssätze noch die Heiligen Zeichen, die sie festhalten.«

»Wie? Ein Königssohn, der die Zeichen nicht kennt?«

»Bei uns Dorern kümmern sich die Könige um die Viehzucht, um den Ackerbau und vor allem um den Krieg. Alles übrige überlassen sie den Priestern. Meine Brüder und ich lernten die Wappenzeichen unserer Sippe und unseres Stammes erkennen, nicht mehr.«

»Weißt du nicht, daß der hohe Himmelsherr, der sowohl Posides wie unser aller Vater ist, damals, als er durch die Länder ging und in den Hütten der Menschen Söhne zeugte, seinem vornehmsten Sohn, den er Jung-König nannte, selbst die Runenzeichen lehrte? Ich werde dir sagen, was du wissen muß, auch wie man mit den Zeichen weissagen kann.«

»Ich danke dir. Könntest du dich entschließen, bei mir zu wohnen, wenn meine Häuser erst stehen?«

Der Alte schüttelte den Kopf. Lächelnd erhob er sich. »Gehen wir jetzt zur Ruhe, morgen bleibt noch Zeit für ein gutes Gespräch. Mein Knecht wird dir einen Trank reichen, auf den du wohl schlafen wirst.«

Nauteas aber hielt ihn zurück.

»Ich habe noch eine Frage zu stellen, Weiser, die mir so sehr am Herzen liegt, daß ich glaube nicht schlafen zu können, ehe ich sie gestellt habe.«

Der Alte setzte sich wieder.

So erzählte Nauteas von Hymons Anerbieten. »Alles in mir sträubt sich, den Knaben zu opfern. Aber er selbst wünscht es, das ist deutlich. Hier brauche ich Rat.«

Wieder wiegte der Alte den Kopf. »Auf die Freiwilligkeit kommt alles an«, murmelte er.

»Aber ich fürchte, er täuscht sich. Du magst mich einen Zweifler nennen wie Hyllos. Ich kann nicht an dies Verbergen des Unheils auf dem Meeresgrund und auch nicht an das Aufsteigen in Schwanengestalt glauben. Das kommt mir alles nur wie altes Märchengeraune vor.«

Der Weise lächelte fein. »Nein, Nauteas, ich denke, es kommt nicht darauf an, was du oder ich glauben oder nicht glauben. Es kommt darauf an, was dein Volk glaubt. Es hängt an den alten Bräuchen. Auf Wunsch eines Achaiers, eines Fremden, unterblieb der Sprung bei Hyllos' Erhebung. Das Volk sagt: Daraus kam Unheil. Du brauchst das Vertrauen der Menschen, um diesem Volk helfen zu können. Es wird sagen: Wieder verhinderte ein Fremder, was gut und nötig war. Du wirst den Herzen der Männer und Frauen fern und ein Fremder bleiben. Und wissen wir denn, du und ich, wie die Götter entscheiden? Ob sie nicht zu dem Knaben gesprochen haben, und er steht darum da und sagt: Ich muß es tun? Erfülle ihm den Wunsch, du gibst ihm mehr, als du ihm nimmst, begreife das: Die Erfüllung seiner selbst. Was wäre sein ferneres Leben, wenn du sie ihm verweigertest?«

Nauteas starrte vor sich hin. »So habe ich es nicht angesehen«, sagte er. Er grübelte dem Wort »Erfüllung« nach und schüttelte dann traurig den Kopf. »Ich glaube dir. Aber – ich verstehe dich nicht.«

»Du bist zu jung, von all diesem zu wissen.«

»Hymon ist jünger als ich.«

»Du bist erfüllt vom Leben, von dem, was du nur als Lebender wirken und schaffen kannst. Du begreifst nicht, daß es auch solche gibt, die sterbend das erfüllen, was sie als Aufgabe und Zwang ihres Daseins erkennen. Denke an Hyllos.«

»Opfer«, flüsterte Nauteas. Es war ihm, als sei er der Lösung eines großen Weltgeheimnisses ganz nahe, aber er konnte es nicht erfassen.

Er sagte: »Ich denke, man müßte ein Gelehrter und Eingeweihter sein, um dies alles zu verstehen. Ich weiß, daß früher hier der Brauch bestand, die Jugend in die Geheimnisse der Götter einzuweihen. Er ist erloschen. Was bei uns Dorern davon noch übrig ist, hilft zu nichts. Es gibt Mysterien bei den großen Heiligtümern, aber ich war nie dort. Verstehst du einzuweihen?«

»Nein. Es bekümmert mich, dies sagen zu müssen. Auch ich bin nur ein Enkel, und das Wissen, das auf mich kam, ist unvollständig. Die Herzstücke der Einweihung, die Verwandlung des Einzuweihenden in einen neuen Menschen, in sein eigentliches Ich, wie auch die Kunst, ihn den Gott schauen zu lassen, verstehe ich nicht.« Er lächelte seinem jungen Gast aufmunternd zu. »Mache dir keine Sorgen, Leute wie du erfahren auch ohne Lehrer nach und nach soviel von den Geheimnissen des Gottes, wie sie wissen müssen. Und wenn du den Brauch der Einweihung wieder beleben willst, so könntest du dir vielleicht eines Tages einen weisen Lehrer von auswärts holen. Das hat Zeit. Und nun, mein Lieber, laß uns schlafen gehen. Ihr beide könnt bei mir in der Hütte nächtigen, für deine anderen Freunde hat mein Diener in den Schuppen die Lager bereitet.«

IX

ES LEBE DER KÖNIG!

Als Nauteas aus dem Wald zurückkam, folgten ihm die Gefährten, beladen mit erlegtem Wild. Nauteas hatte verstanden, daß der Hüter des Waldes stillschweigend die Erlaubnis zu dessen Nutzung in vernünftigen Grenzen gegeben hatte.

Dann aber erwartete sie in der Fischersiedlung eine böse Überraschung.

Es war genau das geschehen, was Nauteas um jeden Preis hatte verhindern wollen, es war zu einem ernsthaften Streit, ja einer Schlägerei zwischen Fischern und Leuten der Schiffsmannschaft gekommen. Einer der angesehensten Fischer hatte im Schuppen seine noch junge Frau mit einem Fremden in inniger Umarmung ertappt. Er hatte getobt und auf den Seefahrer eingeschlagen, die Balgerei setzte sich im Hof und schließlich außerhalb des Grundstücks fort. Zum Glück waren beide Kampfhähne unbewaffnet. Aber der Fischer hatte die Nachbarn zu Hilfe gerufen, und der junge Dorer seine Gefährten. Es war dann zwar dem Steuermann des »Kyknos«, der ein Riese von beträchtlichen Körperkräften war, gelungen, die Kämpfenden zu trennen, ehe es zu ernstlichem Blutvergießen kam, aber die Fischer schrien nach Rache und Recht, an der Spitze der beleidigte Ehemann.

Der Steuermann hatte den Sünder sogleich greifen und fesseln lassen. So wurde er jetzt Nauteas vorgeführt.

Nauteas war wütend. Er donnerte den Zerknirschten gewaltig an. Der wußte zu seiner Rechtfertigung nichts

vorzubringen als: »Ich habe ihr eben gefallen und sie mir auch.« Er war ein frischer, hübscher Bursche von kaum mehr als zwanzig Wintern, ein guter Ruderer und heiterer Gefährte, den alle, auch Nauteas, gut leiden konnten. Aber es war klar, daß er ihn jetzt strafen mußte: Ihrer aller Ansehen in diesem Land stand auf dem Spiel.

Er zerbrach sich den Kopf über die Art der Strafe. Der zornigen Fischer wegen mußte sie sofort vollzogen werden, es blieb keine Zeit, nach dem Alten im Walde zu schicken. Den Jungen zu töten oder zu ächten ging nicht an, das wäre zu hart gewesen, auch mochte Nauteas keinen Mann verlieren. Gold oder Güter, mit denen er sich hätte loskaufen können, besaß der Sünder nicht. Es blieb tatsächlich nichts anderes übrig, als ihn mit Stöcken zu schlagen. Zwar war dies eine Strafe, die eigentlich nur die Priester – als Sündenreinigung – verhängen und vollziehen durften. Aber war der König nicht hierzulande der Priester?

Als Sündenreinigung mußte die Sache zur feierlichen Zeremonie im Angesicht der Götter erhöht werden. So fuhr man im großen Bootszug – Schiffsleute und Fischer – den langen Weg zur Insel. Der Sünder wurde entkleidet, an den ausgegrabenen Stumpf der Weltsäule gebunden und mit Haselruten, die heilig waren und Segen gaben, kräftig gegeißelt. Alle standen im Kreise und schauten zu. Aber es war seltsam: Die Schiffsgenossen zeigten sich sichtlich befriedigt darüber, daß Nauteas Ernst gemacht und sein Wort gehalten hatte. Die beleidigten Fischer dagegen murrten deutlich und murmelten untereinander, es sei schändlich, einen freien Mann zu schlagen, dergleichen möge im Südland Sitte sein, hier aber solle man so etwas nicht einführen.

Nauteas hörte das Murren wohl, schüttelte den Kopf und seufzte. Er ließ die kleine Flotte heimfahren, ließ den Gezüchtigten in das Zelt bringen, das man hier, ehe seine Häuser gebaut werden konnten, für ihn aufgeschlagen hatte, und saß den größten Teil der Nacht bei ihm, pflegte den hilflos Schluchzenden und tröstete ihn.

Die Sache hatte – so oder so – dem Ansehen der »Fremden« Schaden zugefügt, das zeigte sich auch weiterhin. Die Fischer benahmen sich zurückhaltender als zuvor, sogar vernünftige Leute wie etwa Geron machten störrische Gesichter, fuhren auf Fischfang und ließen sich bei den Arbeiten auf der Insel nicht mehr blicken.

Es war nur ein Glück, daß die Begeisterung der Jungen anhielt. Sie lachten über das Gemurr der Alten und schaufelten und schafften mit verdoppelter Hingabe.

Und noch einer ließ sich nicht abschrecken. Der Schiffschmied des »Kyknos« hatte einstweilen seine Schmiedewerkstatt in einem von Artos' Schuppen aufgeschlagen. Nauteas hatte Artos überredet, sich dort das Handwerk lehren zu lassen. Seither ging Artos umher, ein neuer Mensch mit leuchtenden Augen, und was er Nauteas irgend zulieb tun konnte, das tat er – mit verehrungsvollem Eifer.

Auch der von seiner Sünde Gereinigte nahm Nauteas die Züchtigung nicht übel, im Gegenteil, er erklärte im Kreise der Gefährten und Fischerjungen: »Er hätte das durchaus nicht nötig gehabt, bei mir zu sitzen und mir gut zuzureden. Strafen mußte er mich ja, sonst hätten die dummen Leute hier ein noch viel größeres Geschrei gemacht. Und alles wegen dieser mageren Ziege, an der, wenn du näher hinguckst, überhaupt nicht viel dran ist, und die, wie's ernst wurde, zu kreischen anfang und auch noch behauptete, ich hätte ihr Gewalt angetan. Und dabei war's in Wahrheit beinahe umgekehrt.«

Damit erntete er allerdings brüllendes Gelächter, in das er aber ungekränkt mit einstimmte. »Ich falle sobald auf keine mehr herein, das kann ich euch sagen«, schrie er.

Leider ereignete sich nur wenige Tage später ein weiterer Zwischenfall. Die Männer, die Nauteas zum Holzfällen in den Wald geschickt hatte, kamen mit einem Toten zurück. Ein stürzender Baum hatte den Mann erschlagen, der Nauteas' erfahrenster Schiffsbaumeister gewesen war.

Sie trauerten alle um ihn und begruben den Gefährten auf der Insel, einen schönen Stein setzten sie auf sein Grab.

Natürlich ging nun aber ein Gemurmel im Land um, es habe sich gerächt, daß die Fremden Hand an den Wald gelegt hätten. Schlimmer noch: Nauteas' Königsheil wurde in Zweifel gezogen.

»Wenn noch ein drittes Unglück geschieht, können wir einpacken und heimfahren«, sagte Nauteas vor sich hin. Er wußte wohl, der alte Weise hatte recht: sein Königtum hing allein vom Vertrauen der Leute hier ab, die Mittel, sich mit Gewalt durchzusetzen, hatte er nicht, und hätte er sie gehabt, er hätte sie aus Gründen, über die er sich selbst nicht klar war, auch nicht gebrauchen mögen.

Das dritte Unglück geschah.

Nauteas pflegte jetzt stets in einem der größeren Fischerboote zur Insel zu fahren. Bei einer abendlichen Heimkehr folgte dem seinen ein kleines Boot, gedrängt voll mit jungen Leuten. Sie trieben Unfug wie gewöhnlich, und der jüngste der Knaben stürzte ins Wasser. Der Strand war nicht fern, aber der Wellengang ziemlich hoch, das Boot wurde abgetrieben, die Jungen schrieten, denn keiner konnte schwimmen. Alle starrten entsetzt auf die Stelle, wo das Kind noch einmal hoch kam und dann wieder versank.

Nauteas hatte sofort seinen Mantel abgeworfen und sich die Sandalen von den Füßen gerissen. Antinos wollte ihn zurückhalten, er schrie: »Laß *mich*«, aber Nauteas wußte, daß auch Antinos kein guter Schwimmer war, befahl ihm streng, zurückzubleiben, und sprang. Er tauchte nach dem Versinkenden, erreichte ihn glücklich und brachte ihn zum Boot. Man zog erst den Jungen, dann ihn hinein.

Das Kind war bereits ohne Bewußtsein, aber Nauteas wußte, was in solchem Fall zu tun war. Als gleich darauf sein Boot an Land stieß, sprang er mit dem Jungen im Arm als erster ans Ufer, legte ihn bäuchlings in den Sand und begann seine Arme zu bewegen. Nach kurzer Zeit kam der Junge zu sich, erbrach Mengen von Wasser und fing zu heulen an. Nauteas überließ ihn seinen herbeistürzenden Eltern und ging zu Artos' Hof hinauf, wo er sich von Eumenes abreiben und in Decken hüllen ließ.

Für ihn, den »Fischmann«, dem kaltes Wasser nur eine angenehme Abkühlung bedeutete, war der Zwischenfall nichts als ein kleines Abenteuer, kaum der Rede wert. Er nahm sich vor, die jungen Leute hier allesamt das Schwimmen zu lehren; daß sie an der Küste lebten und aufs Meer hinausfuhren, ohne sich im Wasser helfen zu können, war ja wirklich die reine Unvernunft.

Um so mehr aber erregte Nauteas' Rettungstat die Bewunderung der Fischer. Daß er mit eigener Lebensgefahr ein ihm ganz fremdes Kind dem Meer entrissen hatte, hielten sie bereits für eine große Sache. Aber daß er einen Ertrunkenen wieder zum Leben gebracht hatte, das erfüllte sie mit ehrfürchtigem Schauer. An der ganzen Küste und weit herum im Land sprach man bald davon, daß der neue, junge König imstande sei, Tote zu erwecken.

Das dritte Unglück tilgte aus, was die beiden ersten angerichtet hatten. Die Zurückhaltung der Fischer schwand, sie kamen wieder, wann immer sie konnten, zu den Arbeiten auf der Insel, und wo Nauteas erschien, wurde er mit freudigem Zuruf begrüßt. Weilte er nicht auf der Insel, so suchten ihn wieder viele Leute auf, er sollte Recht sprechen, Streit schlichten, ja sogar Kranke heilen. Er wußte, daß dies alles zu seinen Königsaufgaben gehörte, vertrat er doch den Heil- und Rechtsgott, und tat darum sein Bestes.

Auf einem Hügel, den Nauteas für ein sehr großes und altes Grab hielt, wohnte ein Mann, der, besser als irgendwer im Land, mit Wetter und Sonnenstand Bescheid wußte. Mit Hilfe einiger aufrechtstehender Stäbe maß er den Sonnenweg, und allmorgendlich verkündete sein großes Horn von der Höhe herab die Anzahl der Tage, die noch bis zur Sonnenwende vergehen mußten.

Nauteas, der als Schiffer auch etwas von diesen Dingen verstand, vermutete, daß man früher den Sonnenstand auch und vor allem im Heiligtum auf der Insel gemessen habe, und daß die riesigen Steine etwas damit zu tun gehabt hatten, die man vor den Tempelruinen, in Sand und

getrocknetem Schlick tief vergraben, auffand. Er ließ einige von ihnen wieder aufstellen. Aber das war eine schwere Arbeit, die viel Zeit und Mühe kostete. Man mußte solch einen Riesen mit einem immer wachsenden Berg von kleinen Steinen abstützen und ihn so langsam hochstemmen, bis man ihn schließlich mit Hilfe von Bastseilen vollends in die aufrechte Stellung bringen konnte.

Nauteas beließ es bei dreien der Steine, die anderen blieben einstweilen liegen. Man hatte festgestellt, daß es ihrer zehn waren, »für jeden der Söhne Posides einen«, sagten die Leute, die noch von den fünf hier geborenen göttlichen Zwillingspaaren wußten.

Dicht vor der abgebrochenen Weltsäule, deren dreistufiger Unterbau soeben ausgegraben wurde, lag noch ein Stein, der nicht so lang wie die anderen und sehr schön behauen war. Der alte Weise, der sich durch die Größe und Wichtigkeit der bevorstehenden Festtage doch aus seinem Wald hatte locken lassen, untersuchte den Stein und erklärte, er habe nie aufrecht gestanden. Es sei wohl der, auf dem Kleito gesessen habe, als Poside sie zum erstenmal erblickte und in Liebe zu ihr entbrannte; man habe ihn früher den Sonnenstein genannt und gesagt, daß hier der Mittelpunkt des Weltrundes sei.

Das letztere wollte Nauteas nicht einleuchten. Er wußte, daß hinter den Bergen im Norden nur noch eine große Eisfläche lag und daß dort das Ende der Welt war. Gegen Süden aber gab es unzählige Länder, auch jenseits des Inneren Meeres. »In Delphi, wo das Orakel ist«, sagte er, »zeigt man auch den »Nabel der Erde«. Es ist wohl so, daß in jeder Weltgegend die Leute einen Ort, den sie besonders schätzen, für die Mitte des Weltrundes halten.«

Der Alte lachte und sagte, Nauteas werde wohl recht haben, er sei ein kluger Junge, das müsse man ihm lassen. »Und wo ist nun wirklich der Mittelpunkt?« fragte er.

»Das weiß keiner«, antwortete Nauteas schlicht. »Und es ist auch nicht nötig, es zu wissen, wenn man nur seine Segelanweisungen und Länderbeschreibungen gut im Kopf

hat«, setzte er, ebenfalls lachend, hinzu, nahm eine Schaufel und half kräftig mit, das gewaltige steinerne Fundament der Säule freizulegen.

Nauteas hatte nochmals mit Hymon gesprochen und ihm gesagt, daß er, wenn er es wirklich wolle, den Königsprung tun könne. Unvergeßlich blieb ihm das stolze, feierlich beglückte Lächeln, das des Knaben Gesicht verklärte, während er sich tief verneigte.

Zu Nauteas' Erstaunen kamen tatsächlich noch mehrere Jünglinge, um sich für den Sprung anzubieten. Nauteas war glücklich, sie abweisen zu können. Aber unbegreiflicherweise sah er auf ihren Gesichtern nicht die gleiche Erleichterung, die er selbst empfand. Bedrückt, als habe man sie mit Schande fortgejagt, gingen die Knaben, Nauteas mußte einigen von ihnen noch gut zusprechen, damit sie nicht weinten.

Er sandte Fleisch und Honig in die Hütte des Erwählten, was offenbar gern angenommen wurde. Nachdem man Nauteas gesagt hatte, daß der Springer auch ein weißes Festgewand bekommen müsse, hatte er eines anfertigen und in das halbverfallene Haus bringen lassen, das ganz einsam dicht am Meer auf einer hohen Warft lag.

Schon längst waren etliche junge Männer mit Botenstäben durch die ganze Teuta und auch durch das Kimberland im Norden gezogen und hatten alle freien, waffenfähigen Männer zum Thing aufgeboten.

Es sollte zwei Tage vor der Sonnenwende stattfinden. Der Platz, den man früher für die Volksversammlung benutzt hatte, lag heute näher der Küste als einst, denn das Meer hatte auch viel vom Festland gefressen. Jetzt war es mit Haselruten umsteckt worden. Auch hier lagen umgefallene Steine, einige hölzerne Sitze für die Vornehmsten wurden hinzugefügt und ein Königsstuhl für Nauteas oben auf einem alten Grabhügel errichtet.

Seit langem hatte es kein Thing mehr im Lande gegeben,

wer hätte es auch einberufen sollen? Mit um so größerem Eifer rüsteten sich überall die waffenfähigen Männer. Sie wanderten oft tagelang, um rechtzeitig einzutreffen, manche kamen zu früh, lagerten im Gras, aßen, lachten und schwatzten miteinander.

Einige Angehörige früher bedeutender Geschlechter, die noch etwas von ihrem Besitz hatten erhalten können, erschienen mit Zelten und Knechten. Ihrer waren aber wenige, denn was an großen Familien einst im Lande geblieben war, hatte sich in endlosen Fehden bekämpft und zumeist ausgerottet – da es kein Recht gab, hatte man sich ja wohl oder übel selbst helfen müssen.

Es war ein ungewöhnlicher Frühsommer. Kaum je störten Stürme oder heftige Wetter die Fahrten zur Insel. Nebel und Regen waren seltene Gäste geworden, es gab eine Reihe von Tagen mit leichtem, frischem Wind und Sonne. Selbst die trübsinnigsten Schwarzseher mußten zugeben: Soviel Sonne hatte man seit vielen Sommern nicht mehr gehabt, und die Fischzüge waren schon lange nicht mehr so ergiebig gewesen. Natürlich hob auch dies Nauteas' Ansehen sehr, denn man wußte ja, daß der König für das Wetter verantwortlich war, und dieser Neue schien also wirklich einer zu sein, »vor dem sich die Nebel teilen«.

Am Abend vor dem Tag des Things hing die Sonne rot über dem Meer. Nauteas wunderte sich immer wieder über diese unsagbar langen Tage und die kurzen Nächte. Er ging zum Strand hinab. Dort, jenseits der Bucht, wo der große Stein lag, auf dem er einmal so mutlos gesessen hatte, wollten ihm die jungen Leute, die Fischer- und Heidebauernsöhne, ein kleines Fest geben, sie hatten ihn feierlich dazu geladen. Er ging allein, nur der Hund begleitete ihn.

Es war eine große Versammlung von jungen Burschen und Knaben, in die er eintrat, sie hockten im Kreis auf dem Boden, Nauteas mußte sich auf den Stein setzen.

Zunächst führten sie ihm einige Waffenübungen vor. Sie warfen Speere und gingen mit Stöcken – in Ermangelung von Schwertern – aufeinander los. Sie trieben es heftig und

mit Eifer und schlugen ziemlich regellos drein. Das war aber auch alles. Die Kämpfer lösten sich voneinander und setzten sich wieder.

Nauteas unterdrückte Lächeln und Kopfschütteln. Auch in dieser Sache gab es wahrhaftig noch viel zu tun und zu lehren.

Dann begann der Umtrunk.

Die Jungen hatten zwei Fäßchen Bier mitgebracht – woher es stammte, verrieten sie nicht –, nun machten ein paar Trinkhörner die Runde. Sie sangen dunkle, kräftige Fischerlieder, die Nauteas nicht kannte. Sie brüllten sie so laut, daß es weit über das abendliche Meer hallte. Nauteas merkte, sie versuchten damit, sich die Verlegenheit wegzusingen, die sie alle noch in Bann hielt.

Aber dann taten Bier und Gesang ihre Wirkung, die Burschen wurden freier und begannen einer um den anderen Verse zu sprechen. Mit Erstaunen merkte Nauteas: diese wirrhaarigen Jungen in ihren schäbigen, oft zerrissenen Kitteln konnten dichten. Es war wohl eine alte Übung, die sich in den Jungmännerkreisen fortpflanzte. Kunstvoll im Metrum und in der Wiederholung und Verschlingung der Silben, waren diese Verse kleine Meisterwerke der Dichtkunst. Und sie zielten alle auf Nauteas, auf den Fremden mit den schönen Kleidern, der da so einfach übers Meer gekommen war wie Poside selber und nun mir nichts, dir nichts ihr König sein und alles ändern wollte und der glaubte, alle Welt müßte jetzt tanzen, wie er sänge. Die Verse neckten und griffen an und wurden immer frecher.

Dann stand ein langer Kerl auf. Er hatte sich das Gesicht geschwärzt und trug eine spitze, strohgeflochtene Mütze. Er sang ein Lied, das Nauteas' Eigenheiten verspottete. Nauteas begriff, es handelte sich hier um ein Rügespiel, wie die Angehörigen der Männerbünde es zum Mittwinter oder im Frühjahr aufführten – den Brauch gab es auch bei den Dorern. Er wunderte sich errötend darüber, wie genau diese Jungen hier ihn beobachtet hatten, mit welcher Exaktheit sie alles, auch die kleinsten Angewohnheiten, die ihm gar nicht

bewußt gewesen waren, nachahmen konnten. Der Lange riß sich die Mütze vom Kopf und setzte sich unter allgemeinem Jubel eine Perücke aus langen, gebleichtem Seetang aufs Haupt. Er rannte umher, warf die Beine, wie Nauteas sie wohl zu werfen pflegte, blieb dann ruckhaft stehen, rieb sich nachdenklich die Nase und schrie darauf mit heller Stimme Befehle in jenem dorischen Tonfall, der den Jungen hier wohl unendlich komisch vorkommen mußte. Sie wieherten vor Lachen.

Sämtliche Unfälle der letzten Zeit mußten herhalten. Der falsche Nauteas schrie nach Stöcken, damit sollten alle durchgehauen werden, die das Unglück hatten, sich in die jungen Weiber alter Dickwänste zu verlieben. Ein Toter wurde mit komischen Zeremonien auferweckt und ähnliches mehr.

Nauteas saß mit rotem Kopf da. Er mußte tatsächlich einen kleinen Ärger niederkämpfen. Aber es gelang. Er sah die lachenden, spitzbübischen Blicke, die zu ihm herüberflogen: Was machst du für ein Gesicht? Bist du böse? Immer deutlicher wurde ihm, wieviel Liebe und Vertrauen doch hinter diesen groben Neckereien steckte. Er dachte, was er nur selten tat, an seine Brüder und Neffen im Süden. Wie würde sich Temenos in seiner Würde gekränkt fühlen, wie würden Proclos und Eurystenes wüten und dreinschlagen, müßten sie dies hier aushalten wie er. Nauteas hatte allerlei gehört und sogar selbst gesehen von Königsmacht, Königsstolz und Königswillkür, die kein freies Wort duldeten. Wenn er nur an die Könige von Aegyptenland dachte, die wie ferne Götter in monumentalem Stolz thronten und nie das Gesicht verzogen.

Den Schluß des Spiels bildete ein Lied, und als es zu Ende war, fiel plötzliche Stille ein. Niemand lachte jetzt mehr. War den Jungen auf einmal eingefallen, daß der Verulkte immerhin bereits Macht genug besaß, um sich an ihnen zu rächen, wenn er wirklich böse war?

Nauteas erhob sich. Er sah in die vielen fragenden Augen und dachte: Mögen die Götter euch Leuten im Norden für

alle Zeit eure Freiheit erhalten, jene Freiheit vor euern Königen, die aus Vertrauen stammt.

Er bedankte sich höflich. »Ich will mir alles merken«, sagte er und lachte dabei.

Dann rief er: »Und nun sollt ihr tanzen, wie ich singe.«

Sie standen im Kreis und taten einen Schritt nach rechts und zwei nach links, und so bewegte sich der Reigen dem Sonnenlauf nach. Nauteas sang, den Kehrreim wiederholten alle, so gut es gehen wollte. Der Reigen kreiste schneller und schneller, schließlich gab man den Schritt nach rechts auf und rannte, die Hände gefaßt, wie rasend im Kreis herum, bis die Kette riß und hier und dort einer in den Sand taumelte. Keuchend rief da der Lange mit dem schwarzen Gesicht: »Es lebe der König!«

Alle schrien es nach: »Es lebe der König! Es lebe der König!«

Nauteas hob die Hand. »Sachte! Ihr wißt noch gar nicht, ob das Thing morgen mich bestätigt. Die Erwachsenen haben vernünftiger Köpfe als ihr.«

»Wenn die Alten dich nicht bestätigen«, schrie einer, »dann kommen wir und schlagen sie zu Brei und setzen dich auf den Königsstuhl, da brauchst du gar keine Sorge zu haben.«

Nauteas lachte laut. »Ihr werdet euch hüten. Ich lasse nicht zu, daß jemand zu Brei geschlagen wird, verstanden?« Der Hund bellte zu seinen Worten.

»Wir tun's aber doch. Wir lassen dich nicht mehr weg«, tönte die Antwort.

»Nein, wir lassen dich nicht mehr fort. Du wirst unser König, ob du's willst oder nicht«, schrien alle im Chor.

X

DIE KRÖNUNG

Es brauchte kein Zu-Brei-Schlagen. Auch die älteren und vernünftigen Männer wollten Nauteas nicht mehr ziehen lassen.

Das Thing verlief ohne Geschrei in Würde und Ruhe.

Es waren weit über tausend Männer gekommen. Durch die großen Kriegszüge, die Feuer- und Wasserkatastrophen und schließlich durch die Flucht all derer, die nach Flut und Brand ihr Auskommen im Land nicht mehr fanden, war die Teuta vor etwa 80 Wintern nahezu entvölkert gewesen. Inzwischen hatte sich trotz Hunger und Not die Einwohnerschaft wieder vermehrt. Etwa tausend wehrfähige Männer konnten, wenn es sein mußte, aufgeboden werden, das sah Nauteas. Früher war das Land in Hundertschaften aufgeteilt gewesen, das sollte wieder so werden, aber vorerst war es dazu noch zu dünn besiedelt.

Die Männer kamen bewaffnet. Manche besaßen offenbar noch Schwerter, andere Speere. Auch Bogen sah man, Keulen und Stöcke.

Auf dem Hochsitz bei den Steinen saß, einen Spitzhut auf dem Kopf, der Alte aus dem Wald in seinem weißen Gewand, umgeben von den angesehensten Männern des Landes. Der Weise sprach. Mit seiner hohen Greisenstimme, die dennoch kräftig übers Feld trug, hielt er eine lange Rede. Er rühmte Nauteas sehr. »Wir können froh sein, daß er zu uns gekommen ist«, sagte er. »Er wird den Tempel aufrichten, wieder wird ein Sohn der Zwillinge dort im Windheim über den Wassern wohnen, und seine

Enkel werden in diesem Lande herrschen bis in fernste Zeit.«

Dann sprachen andere. Es gab auch Gegenstimmen. Man konnte ja nicht so einfach nur »ja« sagen und ohne alle Bedenken einen hergelaufenen Jüngling, den man kaum kannte, zum König wählen. Das wäre würdelos gewesen, Hatte dieser Fremde sich auch genügend ausgewiesen? Konnte man wissen, ob er wirklich war, der er zu sein vorgab? Und wenn ja, ob er die nötigen Fähigkeiten für ein so hohes Amt mitbrachte? Versprechungen machen war leicht, sie halten schwerer. Hatte man nicht gehört, daß er mit der unreifen Jugend herumtollte, als sei er noch keine vierzehn Winter alt?

Den Zweiflern antworteten andere Stimmen und widerlegten sie bedächtig.

Man redete lange, und die Sonne brannte auf die Häupter herab. Nauteas stand die ganze Zeit über ruhig vor dem umgefallenen Stein. Zuletzt sprach er selbst, hell und laut und sicher. Es war eine ganz kurze Rede. »Ich bin bereit, euer König zu sein, wenn ihr mich haben wollt. Ich verspreche nichts als das eine: daß ich mich bemühen will, euch und diesem armen Land zu dienen und zu helfen, so gut ich es irgend vermag. Das schwöre ich bei der Liebe unseres Gottes.« Er legte die Hand an den Eidring, den er am Arm trug.

Ein großes Getöse erhob sich. Wer einen Schild besaß, schlug mit Stock und Speerschaft dagegen. »Nauteas«, wurde gerufen, und »König«. Das Schreien dröhnte zum klaren Himmel empor. Nauteas war bestätigt.

Er neigte sich vor dem weisen Alten, der ihm beide Hände aufs Haupt legte. Dann führten ihn zwei junge Männer durch eine sich bildenden Gasse von Menschen zum Königsstuhl, der am anderen Ende des Feldes auftrug. Antinos ging vor ihm her, das lange Königsschwert in Händen, eine Schar von Schiffsgenossen folgte, auch sie hatten die Schwerter gezogen.

Nauteas trug wie der Alte ein weißes Gewand und all

seinen Schmuck, Ketten aus Spiralen, Mantelspangen, einen kupfernen Gürtel und sogar lange Ohrgehänge, wie Poside, der Gott, sie zu tragen pflegte. Sein Haupt war unbedeckt, und das helle Haar leuchtete in der Sonne. Er stieg die Stufen zu dem hölzernen Armstuhl hinauf, drehte sich um, hob die rechte Hand und segnete die Versammlung.

Wieder schlugen die Männer die Waffen zusammen und schrieten. Zwei Lurenbläser waren aus dem Land der Ambronon gekommen, wo man noch einige dieser alten und wundersamen Instrumente besaß, sie traten rechts und links neben den Stuhl, hoben die blitzenden, gewundenen Bronzehörner und bliesen. Der Klang war wie der Ruf der wilden Schwäne, dunkel, weich und stark. Die beiden Bläser begannen nicht gemeinsam, einer führte, der andere folgte in kurzem Abstand mit der gleichen Melodie. Zwei aufsteigende Vögel, so schien es den Hörern, jagten einander mit ihren Rufen. Die Zusammenklänge aber waren so wundersam, daß sie jedem Anwesenden das Herz erschütterten.

Nauteas stand mit weitgeöffneten Augen da und spürte tief und stark die Weihe der Stunde. Das Gefühl einer ungeheuren Verantwortung senkte sich wie eine Wolke auf ihn nieder. »Poside, hilf mir«, betete er.

Nachdem die Klänge in einer großen Stille verschwebt waren, legten die beiden Männer, die Nauteas auf den Königstuhl geführt hatten, ihm den blauen Mantel um die Schultern. Antinos hatte ihn durch einige Frauen anfertigen lassen, die als gute Weberinnen bekannt waren. In den verschiedensten Schattierungen von Blau zeigte er die kunstvollsten Muster. Nur Götter und Könige durften solche Mäntel tragen.

Nauteas ließ sich auf dem Stuhl nieder. Da sah er, daß unten durch die lange Gasse, die die Männer bildeten, eine schmale, hohe Gestalt geschritten kam, ein weißgekleideter Jüngling, der auf seinen Händen etwas Großes, Goldschimmerndes trug, das er feierlich erhoben hielt.

Die Männer schwiegen. In der atemlosen Stille schritt der

Knabe leichtfüßig heran und kam die Stufen zu Nauteas' Sitz herauf. Es war Hymon, und was er trug, war eine Krone mit langen, goldenen Spitzen, die, wie Schilfblätter geformt, aus einem schmalen Reif hervorwuchsen.

Nauteas erschauerte. Er wußte sofort: Das war die göttliche Strahlenkrone der atlantischen Großkönige. Er hatte sie nie gesehen, auch nie von ihr gehört. Aber da er sie sah, erkannte er sie, wie man etwas erkennt, das man manchmal im Traum geschaut hat. Während Hymon langsam niederkniete, schob sich für Augenblicke zwischen das ernste, junge Gesicht und Nauteas' schauende Augen wieder jenes blasse Knabenantlitz, das er nun schon so gut kannte. Noch blasser als sonst, wie erdrückt von der Last der riesigen Krone über der Kinderstirn, starrte es ihn an, um Würde bemüht, aber mit der Frage in den Augen: Wer bin ich, daß ich diese tragen muß und habe doch nicht die Kraft dazu?

Das Bild stand einen Augenblick lang da, dann verblaßte es. Hymons Gesicht trat hinter ihm hervor, zu Nauteas aufgehoben mit einem Blick voll unbedingter und leidenschaftlicher Hingabe, der Nauteas erschreckte. Die Augen schienen schwarz vor Erregung. Es war der Blick eines Todgeweihten, der hinter dem Diesseits schon das ganz andere, das nie zu Erahnende schaute und – der es ersehnte.

Hymon hob die Hände mit der Krone. Nauteas beugte sich vor, empfing sie und setzte sie sich aufs Haupt.

Sie war schwer, er spürte, wie der Reif in seine Stirn schnitt. Ganz langsam erhob er sich.

Er stand, und wieder bliesen die Luren. Einen kurzen, gemeinsamen Ruf schickten sie weit übers Feld.

In der Stille, die folgte, stieg Nauteas die Stufen hinab und schritt gemessen geradeaus. Er hob immer wieder beide Hände, um die Menschen rechts und links seines Weges zu segnen. Er ging sehr aufrecht unter dem Gewicht der Krone. Mit tiefer Freude spürte er, daß er nicht zu schwach war, sie zu tragen. Mit ihren hohen Strahlen ließ sie ihn übermenschlich groß erscheinen, und alle, die ihn sahen, starrten ihn an wie ein Wunder. Viele hatten Tränen in den

Augen, obwohl sie rauhe Männer waren. Nauteas sah es und betete im Stillen: »Mein Gott, hilf mir, daß ich sie nicht enttäusche.«

Am Tag darauf sollte der Königssprung erfolgen. In langem Zuge, Nauteas voraus, schritt man den Weg zur Landestelle hinab. Eumenes, der Getreue, trug auf einem Kissen die Krone. Hymon war verschwunden.

Im Hafen gab es dann einen kleinen Zwischenfall. Viele Frauen, die ja nicht hatten beim Thing sein dürfen, warteten hier. Sie winkten und riefen, als sie Nauteas sahen.

Da aber hob sich eine Stimme hell über die anderen. »Nauteas! Nauteas!« Njördis stürzte aus der Menge vor und griff nach Nauteas' Königsmantel. Sie hatte begriffen, daß große Dinge vorgingen, und die vielen Boote am Ufer gesehen. »Ich will mit«, kreischte sie.

Mißbilligendes Murmeln erhob sich. Doch Artos und Alkos waren zur Stelle und rissen das Mädchen zurück. Sie heulte: »Nauteas!«

Er lächelte ihr im Vorüberschreiten zu und winkte beruhigend mit der Hand. Augenblicke lang sah er ihr tränenüberströmtes Gesicht.

Aber er durfte sich nicht aufhalten. Er würde mit dem »Kyknos« fahren, das Laufbrett lag schon aus. Er betrat es. Noch einmal hörte er den wimmernden Ruf, der dann erstickte. Njördis wurde mit Gewalt zum Hof hinauf gezerrt.

Viele Hände schoben den »Kyknos« ins Wasser hinaus. Als er sich schon vom Ufer entfernt hatte, kam etwas Dunkles den Abhang herabgerast, platschte in die Wellen und schwamm mit schlapper Zunge. Der Hund war eingesperrt gewesen, er hatte sich irgendwie befreit. Nauteas befahl, ihn an Bord zu holen. Flüchtig dachte er: Ihn darf ich mit mir nehmen, das Kind nicht . . . Arme Njördis. – Während er starr und königlich, ein Bild für die Menge, auf dem Achterdeck stand, schmiegte sich der Hund, naß und glücklich, an seine Beine.

Der »Kyknos« schlug mit geblähtem Segel den Kurs nach der Felseninsel ein, die nach längerer Fahrt, rot und von der Sonne beleuchtet, fern am Horizont in Sicht kam. Eine unendliche Kette von Fahrzeugen folgte dem Königsschiff, es waren noch viele von weither gekommen. Am Strand riefen und winkten die Frauen.

Die Sonne stand in Mittagshöhe, als man die Felsen in einiger Entfernung umrundete, die Brandung rollte wild und schäumend dagegen an – trotz des schönen und ruhigen Wetters. Dann ruderten die Männer des »Kyknos« so nahe an den höchsten und schroffsten der Felstürme heran, wie man es irgend wagen konnte. Die anderen Boote und Flöße hielten sich noch mehr zurück.

Nauteas ließ sich die Krone geben und setzte sie auf. Es war mühsam und schwierig, im schwankenden Boot zu stehen und mit dem schweren Gewicht auf dem Kopf zur Höhe hinaufzublicken. Doch es gelang ihm.

Ganz weit dort oben am äußersten Feldrand war jetzt eine Gestalt erschienen. Zart umrissen, dünn und hell, fast wie durchsichtig hob sie sich vor dem blauen Himmel ab. Hymon war nackt.

Nauteas wußte, daß ein Boot den Knaben zu einer verborgenen Landestelle gebracht und daß er auf steilem Kletterpfad die Spitze des Felsens erreicht hatte. – Er sieht mich stehen, dachte er, er sieht die Krone.

Hymon hob die Arme, er betete, der Sonne zugewandt. Dann senkten sich die Arme, die schwerelose, lichte Gestalt stand im Sommerwind und rührte sich nicht.

Die Lurenbläser vorne im Schwanenschiff setzten die Hörner an und schickten einen metallischen Ruf zur Felsenkrone hinauf, der schwebend mit leisem Echo verklang.

Droben hob Hymon wieder die Arme. Ein Schrei, grell und frei wie der eines Raubvogels, antwortete aus der Höhe den Luren. Und dann schnellte sich die Gestalt mit kurzem Anlauf ins Blaue hinaus. Lang und schmal mit gestreckten Armen und Beinen, den Kopf voran, schoß der Körper in die Tiefe, ein fliegender Schatten, der im weiß aufzischen-

den Wasser verschwand. Das spritzte hoch empor, gurgelte und wallte und beruhigte sich dann langsam wieder.

Nauteas starrte hin. Tauchte nichts mehr auf, gar nichts? Grün und gläsern rollten die Wogen dahin, brachen sich gischtend am Fels – was geschah in der Tiefe? Man hatte ihm erzählt, es gäbe dort verborgene Klippen. Hymon mochte die Kunst verstehen, sich da unten festzuklammern. Nein, nichts tauchte mehr auf, kein Kopf, keine Hand, nichts.

Der Hund neben Nauteas begann zu winseln und dann zu heulen. »Still.« Nauteas legte ihm die Hand auf den Kopf, seine Finger krallten sich in dem wolligen Gelock fest. Dies ertrage ich nicht, dachte er. Gleich werde ich mit der Krone niederstürzen auf das Deck und heulen wie der Hund. – Aber er blieb aufrecht mit unbewegtem Gesicht stehen, während über das Wasser her von allen Booten ein großer, lang anhaltender Jubelschrei zu ihm drang: Das Unheil war für alle Zeiten auf dem Meeresgrund verborgen, und die guten Tage würden anbrechen – für alle.

Auch der weise Alte war im Boot. Er wandte sich zu Nauteas um. »Es ist gut so«, sagte er.

»Ja«, antwortete Nauteas und streichelte den Hund.

XI

HERRAD

Bei der Rückfahrt bog der »Kyknos«, gefolgt von einem Teil der Fischerflotte, in den Kanal zur Insel ein.

Dort erwarteten etliche der angesehensten Männer des Landes ihren König, dem sie ein Essen geben wollten. Als Wohnung, wenn er auf der Insel weilte, hatten ihm diese Männer ein großes Zelt geschenkt, das jetzt zwischen den spärlichen Ruinen des ehemaligen Königshofs stand. Es war prächtig aus dichtem, scharlachrotem Tuch gefertigt, sehr geräumig und im Inneren mit allem ausgestattet, was ein König brauchte; über dem Eingang hing ein Rundschild mit Nauteas' Schwanenzeichen. Diese Männer, die man als die Wohlhabendsten im Lande kannte, hatten sich mit dieser Gabe selbst übertroffen. Das Material stammte vom Markt am weißen Strom, und Nauteas hatte den Verdacht, den er freilich nicht aussprach, daß beim Ankauf noch einige verborgengehaltene Glieder des goldenen Gottes hatten daran glauben müssen.

Auf dem Grasplatz vor dem Zelt wurde das Mahl eingenommen. Nauteas thronte vor einem kleinen, hochbeinigen Tisch auf einem Faltstuhl, die anderen saßen auf roh gezimmerten Bänken.

Die Sonne warf schon schräge Strahlen. Nauteas fühlte sich müde und erregt zugleich, sein Kopf schmerzte. Aber er zwang sich, den Männern zuzutrinken, auf ihre Reden zu antworten und sogar von den erstaunlich reichhaltigen, auf einem Herd hinterm Zelt köstlich zubereiteten Speisen zu essen. Bier und Met waren reichlich vorhanden, aber es

gelang Nauteas, das Mahl zu beenden, ehe die Stimmung allzusehr gestiegen war.

Er ging noch, die Vorbereitungen für das Sonnenwendfest zu besichtigen, das in der Mitte dieser kurzen Nacht beginnen sollte, und seine Gastgeber begleiteten ihn, eifrig redend.

Das große Rund vor der Heiligen Säule war bereits mit Haselruten abgesteckt. Dunkel ragten die drei gewaltigen, aufrechtstehenden Steinriesen in den Abendhimmel. Das Fundament der Säule war jetzt gänzlich ausgegraben, drei sehr breite und hohe, behauene Steinstufen führten zu dem Stumpf empor, der aber mit Grün und Blumen so dicht umwunden und geschmückt war, daß er einem kleinen, freundlich blühenden Baum glich. Auf der untersten Stufe sollte nach Nauteas' Willen in der Nacht das Heilige Feuer entzündet werden, vor der Säule aber thronte jetzt schon Posides Bild, das vorerst einmal das zerstörte ersetzen sollte. Ein Mann, von dem es hieß, er sei ein guter Schnitzer, hatte es aus Holz gefertigt, aber es war eine schlechte Arbeit geworden, ein plumper Klotz, kaum eine Figur, die Züge des Gesichtes schienen eher die eines Tieres. Nauteas hatte kurzerhand dem Bild den Kopf abschneiden und ihm das goldene Gesicht der alten Götterstatue aufsetzen lassen. Es saß nun seltsam genug auf der hockenden Holzgestalt, aber es war immerhin ein Antlitz, fremd und unmenschlich zwar, aber doch glänzend, und wie Nauteas es jetzt betrachtete, schien es ihm trotz allem etwas von Macht und Geheimnis auszustrahlen.

Während er dort stand, kam ihm so recht zum Bewußtsein, wie vorläufig alles das war, was sie in der kurzen Zeit hier hatten schaffen können. Behelf, unvollkommen, einfältig – der Gott würde darüber lächeln. Aber er würde wohl wissen: Es war Anfang und Versuch, ein erstes Tasten, und darum auch voller Hoffnung und Eifer. »Sei nicht böse, Poside«, sagte er lautlos vor sich hin, »wir werden es eines Tages besser machen.«

Um das Mahl vorzubereiten und das Heiligtum zu

schmücken, waren auch junge Leute und Frauen zur Insel gekommen. Manche von ihnen trieben sich jetzt im Heiligen Rund herum, einige sangen und tanzten, andere hockten im Gras beieinander. Das hätte wohl eigentlich nicht sein dürfen, aber da das Rund noch nicht geweiht war, konnte man es hingehen lassen.

Im Vorübergehen sah Nauteas auf dem liegenden Felsstück, das man den Sonnenstein nannte, ein Mädchen sitzen, allein, zu beiden Seiten des gesenkten Gesichtes fielen die langen, goldfarbenen Zöpfe herab. Die braunen Fäuste lagen geballt rechts und links neben den Falten des groben Rockes. Das Mädchen starrte vor sich hin, es sah nicht auf. Die feinen Züge weckten eine Erinnerung in Nauteas, die ihn Augenblicke lang wie mit unbestimmtem Schrecken durchzuckte.

Er konnte nur flüchtig hinblicken, der weise Alte trat auf ihn zu und sagte: »Willst du kommen, König? Sie begraben jetzt die Sonne.«

Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber er ging mit, und alle die Männer folgten.

Doch während sie zum Rand des Hügelrundes vortraten, dachte er plötzlich: Auf jenem Stein saß Kleito, als Poseide sie zuerst erblickte . . . Das hatte der Alte einmal gesagt . . .

Der führte ihn jetzt in die vorderste Reihe der Wartenden. Man konnte von hier aus weit übers Meer sehen. Am westlichen Horizont sank die Sonne blutrot in die See.

Es geschah nichts weiter, als daß die Menschen ein Lied sangen. Es mochte so alt sein wie jenes, das den Gott aus der Unterwelt emporrief, und hatte die Worte einer Totenklage. Im ganzen Land aber wurden jetzt, nachdem der letzte rote Funke versunken war, die Feuer gelöscht – das Licht war gestorben, begraben und in die Unterwelt gegangen.

Die Menge zerstreute sich. Nauteas machte sich von den Männern, die ihn, eifrig redend, gleich wieder umdrängten, frei. Er wollte ins Zelt gehen und ruhen. Die Dämmerung

sank, der Wind wehte kühl. Ihn verlangte danach, endlich allein zu sein, die kurze Spanne Zeit bis zur Mitternacht mit keinem Menschen mehr sprechen zu müssen.

Im Zelt war die Krone. Darum stand Antinos mit einigen Schiffsgenossen vor dem Eingang, sie zu bewachen. Nauteas hatte seine Gastgeber gefragt, wo eigentlich dieses gewaltige Heiligtum und Würdezeichen aufbewahrt gewesen sei, daß es alle Vernichtung überstanden habe. Aber niemand hatte ihm Auskunft geben können. Die Krone sei auf einmal dagewesen, mehr wußte man nicht. Hymon habe sie gebracht . . .

Eumenes hielt den Zeltvorhang für Nauteas in die Höhe. Antinos hatte den Hund am Halsband gefaßt, der Nauteas entgegenwinkelte.

Aber plötzlich änderte Nauteas seinen Entschluß. Er wandte sich um und schritt schnell wieder zum Heiligen Rund. Trotz der Dämmerung sah er sofort, daß der Stein leer war, das Mädchen saß nicht mehr dort. Augenblicke lang versuchte er, das Dunkel ringsum mit den Blicken zu durchdringen. Von einem der aufrecht stehenden Steine drang helles Lachen herüber . . . Dann drehte er sich um und ging zum Zelt zurück.

Eumenes hob wieder den Vorhang. Er wollte seinem Herrn ins Innere folgen. Aber Nauteas wies ihn zurück. »Nein. Bleib. Auch du, Antinos. Binde den Hund irgendwo an. Ich will und muß jetzt allein sein, versteht.«

Sie verstanden und traten zurück.

Nauteas ließ den Vorhang hinter sich zufallen. Es war fast dunkel und sehr warm hier drinnen. Auf einer Truhe brannte das Öllämpchen, das er aus dem Süden mitgebracht hatte, ein kleiner rötlicher Funke in der Finsternis. Die Zacken der Krone, die auch auf der Truhe stand, blitzten und funkelten ungewiß auf.

Nauteas warf seinen Mantel ab. Er näherte sich dem mit Decken belegten Ruhebett.

Aber ganz plötzlich blieb er stehen. Er hatte gemerkt, daß er nicht allein im Raum war. Im äußersten Winkel des

Zelt es rührte sich etwas in der Schwärze. »Wer ist da?« fragte er.

Da schoß es vor, geduckt wie eine Katze. Ein leichter Sprung – er sah das Aufblitzen des Messers, warf sich nach vorn, griff zu, umfaßte und drehte ein schmales Handgelenk, das Messer klirrte zu Boden. Auch das zweite Handgelenk konnte er, schnell und im Ringen geübt, wie er war, mit festem Griff umschließen. Die er so wie in Eisenklammern hielt, war eine Frau, er merkte es nun. Sie keuchte und rang wild gegen ihn an, stieß mit den Füßen, drehte und wand sich, aber alles fast lautlos. »Ruhig«, sagte er leise. »Was tust du denn? Willst du, daß ich dir das Handgelenk zerbreche?«

Sie stand plötzlich still, vielleicht war ihr klargeworden, wieviel stärker er war als sie. Sie ließ es ohne Gegenwehr zu, daß er ihr, sie an sich drückend, mit ihrem eigenen Gürtel die Hände auf den Rücken band.

Dann griff er nach der Öllampe und leuchtete seiner Gefangenen ins Gesicht. Es war das Mädchen, das auf dem Stein gesessen hatte. Das Haar fiel jetzt zerzaust in die Stirn, die Zöpfe waren halb gelöst. Aus dem feinen, zarten Gesicht starrten ihn die Augen groß und böse an.

»Töte mich«, flüsterte das Mädchen.

»Nein«, sagte er einfach. »Ich will wissen, wer du bist. Sprich leise, damit meine Wächter dich nicht hören.«

»Ich bin Herrad, Laodamos' Tochter. Du hast mir und den Meinen den Ernährer genommen. Um deinetwillen starb er.« Sie stieß die Worte zischend hervor.

»Hymon?«

»Ja, er. Mein Bruder. Du hast ihn verzaubert. Er war der beste Bruder, der beste Mensch überhaupt. Einer, wie man ihn nicht alle Tage findet. Ein Mensch voller Gedanken, zu Großem bestimmt. Und du ließest ihn in die Tiefe springen. Durch deine Künste verhext, war er nicht mehr er selbst. Er wollte nichts mehr, als sich für dich opfern. Für dein jämmerliches Glück, für deine Herrschgier . . .« Sie schwieg keuchend.

»Nein, Herrad«, antwortete er ruhig. »Du irrst dich. Ich habe keinen Zauber angewendet, ich kann gar nicht zaubern. Es war sein eigener Traum, der deinen Bruder in die Meerestiefe zwang. Ich wollte ihm nicht willfahren, als er zu mir kam. Aber er war nicht umzustimmen.«

»Ich weiß, ich weiß«, sie unterbrach ihn. »Was habe ich geredet, ihn zu überzeugen. Du sagst Traum: Auch du glaubst nicht an diese Lügen, daran, daß der Sprung das Unheil bannen könne, daß der Springer als Schwan gen Himmel steigt, und was dergleichen Kindermärchen mehr sind. Du glaubst so wenig daran wie ich. Für ein Nichts, einen Wahn hast du ihn in den Tod gejagt . . .«

»Ich bin, weil ich mir keinen Rat wußte, zu dem weisen Alten in den Wald gegangen. Er sagte mir: Willfare seinem Wunsch, du gibst ihm mehr, als du ihm nimmst. Was wäre sein ferneres Leben, wenn du ihm die Erfüllung seiner selbst verweigert hättest?«

Sie atmete schwer. »Das verstehe ich nicht. Wie kann sich erfüllen, wer nicht lebt?«

»So habe ich auch gedacht. Aber als ich ihn heute sah, wie er sich jauchzend hinausschwang in die blaue Luft wie ein Vogel, da begriff ich, daß es doch mehr sein muß als ein Wahn, das, wofür er starb. Sieh, Herrad, ich bin kein Priester und ungelehrt und kann dir nicht viel über den Sinn des Opfers sagen. Hymon starb nicht für mich, soviel weiß ich, er starb für ein Größeres, das ich vertrete, unser aller Zukunft, eure wie meine, für den Segen der Sonne über diesem Land, für die Wiederkehr des Gottes. Er glaubte, zur Sonne zu gehen. Und wer ihn springen sah, glaubte dasselbe wie er. Er setzte ein Zeichen, ein Bild. Nun fürchtet sich keiner mehr. Nun ist die Kraft seines Opfermutes als Kraft und Mut in uns alle eingegangen . . .« Er suchte nach Worten. Es war so schwer, das alles zu erklären. »Ich trauere um deinen Bruder wie du«, schloß er, »aber ich glaube, was er tat, war gut und mußte so geschehen.«

Sie starrte ihn aus groß geöffneten Augen an. Er hielt noch das Licht, es hob sein von der Erschütterung geprägtes

Gesicht aus dem Dunkel und spiegelte sich in seinem ersten Blick, der eindringlich auf ihr ruhte. Sie zitterte und schluckte. »Es ist schwer zu verstehen«, flüsterte sie.

»Ja«, sagte er.

Er merkte, daß sie mit den Tränen kämpfte. suchte nach seinem eigenen Dolch und schnitt ihre Fessel entzwei. Dann rieb er ihre Handgelenke und auch ihre Hände, aus denen das Blut gewichen war.

Sie ließ es geschehen, sie merkte wohl kaum, was er tat. Plötzlich aber begriff sie es und entzog sich ihm. »Was machst du?«

»Es wäre ohne Sinn, wenn Feindschaft zwischen uns wäre, Herrad«, sagte er. »Ihr seid jetzt ohne Ernährer, ich weiß. Aber Hymon bat mich, für euch zu sorgen, und es wird geschehen, fürchte dich nicht.«

Sie warf den Kopf auf. »Aber ich habe dich töten wollen. Du mußt mit mir tun, was ich mit dir tun wollte.«

»Nein.«

»Du mußt. Oder mich deinen Wächtern übergeben und das Thing anrufen. Ich bin wie ein Dieb in der Nacht zu dir geschlichen und wollte mein Messer in dein Herz stoßen. Du warst schneller und stärker als ich, aber das besagt nichts.«

»Du willst es jetzt nicht mehr, denke ich.«

»Nein. Nein, nein«, flüsterte sie heftig. »Aber auch das besagt nichts. Warum willst du mich nicht strafen?«

»Weil ich gesehen habe, daß dich ein Irrtum verführte. Und weil ich deine große Liebe zu deinem Bruder achte, Herrad.«

Sie stand mit gesenktem Kopf und rieb sich die Gelenke. »Ich will es nicht, ich will nicht«, stöhnte sie.

»Ich halte dich für ein Mädchen, das Kraft genug hat, meine Verzeihung anzunehmen, und sich nicht in dummem Stolz dagegen wehrt wie ein Kind, das ein Spielzeug in seinen Händen behalten will, obwohl es weiß, daß es längst zerbrochen ist.«

»Wie klug du bist«, sagte sie. Es klang eine Spur von

Spott in ihrer Stimme mit. Jetzt liefen ihr die Tränen über die Wangen, aber sie lächelte.

Sie öffnete die Hände, in die das Blut zurückgekehrt war, und reichte sie ihm.

Er faßte sie. Das Licht stand wieder auf der Truhe. Das Gold der Krone flimmerte herüber.

Herrad löste ihre Hände aus den seinen und legte sie um die Krone. Sie hob sie auf und hielt sie Nauteas hin. »Setze sie auf.«

»Warum?«

»Ich habe gesehen, daß du ein echter König bist. Ich bin tief beschämt. Diese Zacken sollten mich durchbohren.«

»Es sind die Strahlen der Sonne. Sie segnen, sie durchbohren nicht.«

»Du willst sie nicht aufsetzen?« Sie trug die Krone zurück. Ihre Finger strichen über das Gold der hohen Spitzen. »Ich weiß«, sagte sie. »Ich weiß, daß sie Sonnenstrahlen sind, ich habe sie schon einmal als Kind gestreichelt.«

»Du weißt, wo sie verborgen war?« fragte er. »Niemand hat mir darüber etwas sagen können.«

»Sie war bei uns. Eingegraben unter dem Boden unserer Hütte. Es war ein Geheimnis, das jeweils nur der älteste Sohn erfahren sollte. Aber ich erfuhr es wie mein Bruder. Und einmal gruben wir sie heimlich aus und spielten mir ihr.«

»Und auf welchem Weg ist sie zu euch gekommen?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht wußte es Hymon. Ich könnte mir denken, daß einer unserer Ahnen sie entwendete, damit sie nicht in die Hände der Königin Helia falle. Einmal hörte ich Hymon sagen, man habe sie nie hervorgeholt, weil kein echter König mehr in unserem Lande war.«

»Der Dänenkönig hätte wohl viel darum gegeben, wenn er sie hätte bekommen können. Und ihr wart arm.«

»Was glaubst du, wer wir sind?« Sie stand hoch aufgerichtet mit zurückgeworfenem Kopf vor ihm.

»Ich weiß: Ihr seid Atlantiden und Kinder der Zwillinge wie ich.«

Der Vorhang am Zelteingang bewegte sich. Nauteas sah es. »Du mußt gehen, Herrad«, sagte er schnell. »Nicht dort hinaus . . .«

Er trat zur Rückwand des Zeltcs und wollte sie mit seinem Dolch aufschlitzen. »Laß«, sagte Herrad. Da sah er den Spalt, den eine Falte verhüllt hatte. Sie flüsterte: »Deine Wachen sind dumm. Sie glauben, man könne nur durch den Eingang in dein Zelt gelangen.«

Er bückte sich und suchte das Messer, das er ihr aus der Hand gewunden hatte. »Da du so schlau bist, vergiß deine Waffe nicht.«

»Ich bin nicht schlau«, sagte sie.

Er schlüpfte durch den Spalt ins Freie und zog sie nach. Er merkte, daß ihre Hand noch zitterte, und hielt sie sehr fest. Nein, hier standen keine Wachen. Am schwarzen Himmel funkelten die Sterne.

Eine kurze Zeit standen die beiden ganz still nebeneinander, ohne sich zu rühren. Dann flüsterte Herrad, zu den Sternen aufblickend: »Glaubst du, daß es dir gelingen wird, das, was du dir vorgenommen hast? Es wird ein schweres Werk sein.«

»Ja. Aber das schreckt mich nicht. Ich werde tun, was ich kann.«

»Du verzagst nicht?«

»Solange ich Hände zum Arbeiten habe, nicht.«

»Und den klaren Kopf, um zu denken, nicht zu vergessen.«

»Allerdings.« Er lächelte.

»Und wenn du enttäuscht wirst? Wenn die Götter deiner spotten, wenn sie Plagen schicken, wie sie es auch früher getan haben, und dein Werk vernichten?«

Er ballte im Dunkel die Fäuste. »Dann fange ich von vorne an.«

Sie schwieg. »Du bist, wie ein Mann und ein König sein soll«, sagte sie dann und entlief, ein flüchtiger Schatten im Sternenlicht.

»Warte, bis der Holzstoß brennt«, rief er ihr leise nach. Er

wußte nicht, ob sie es noch gehört hatte. Langsam drehte er sich um und kroch wieder ins Zelt. Eine Weile saß er auf seinem Lager, den Kopf in den Händen. Dann rief er nach Antinos.

Der kam sofort, stand und wartete. »Nimm dir den Faltstuhl dort, setze dich. Ich möchte mit dir sprechen.«

»Du solltest ruhen.«

»Mir gehen zu viele Dinge im Kopf herum. Höre: Nun ich König bin, muß es unser erstes sein, daß wir Fühlung mit Kleitros aufnehmen. Wir müssen unser Vieh zurückhaben. Du weißt, der Alte meinte, daß meine Abgesandten dort keinen schlechten Empfang zu gewärtigen hätten. Ich habe vor, dich zu schicken, Antinos.«

»Ich bin kein sehr guter Redner.«

»Darauf kommt es weniger an als darauf, daß mein Gesandter ein durchaus ehrenwerter Mann ist, dem ich voll vertrauen kann. Ich werde dir einen Trupp verlässlicher Männer mitgeben. Was zu sagen ist, wirst du ohne Mühe aussprechen können: Daß wir nicht Feindschaft, sondern gute Nachbarschaft suchen. Daß hier an meiner Seite kampferprobte Männer stehen und daß wir im Notfall auch zu einem Waffenbündnis bereit seien. Du brauchst nicht zu sagen, wie gering unsere Stärke noch ist. Auch, daß ich mein Erbe mit aller rechtmäßigen Beglaubigung angetreten habe, kannst du einfließen lassen. Und daß meine Freundschaft ein hoch zu schätzender Wert sei. Daß aber, was von der Seite derer aus Kleitros an Unrecht in der Teuta geschehen ist, wiedergutmacht werden müsse, ganz und gar bis aufs letzte, damit gegenseitiges Vertrauen wachsen könne. Du kannst sagen, du glaubtest, er, der König, habe nichts gewußt von dem widerrechtlichen und gewaltsamen Vorgehen seiner Vögte.«

»Ja«, antwortete Antinos.

»Wenn unsere Häuser hier stehen, wäre es mir ein Vergnügen, seinen Besuch zu empfangen, magst du weiter sagen . . .«

»Er wird denken, es sei eine Falle.«

»Er wird dir ins Gesicht schauen und wissen, daß dem nicht so ist. Und noch eins, Antinos: Sollte er davon sprechen, seine jüngste Tochter mitzubringen, so winke vorsichtig und freundlich ab. Wenn er deutlicher wird, magst du ihm sagen, ich hätte bereits gewählt.«

Sie saßen beide, ohne sich zu rühren. Antinos' Blick wanderte zu dem Spalt in der Zeltleinwand hinüber, aber er sagte nichts. Erst nach einer kleinen Zeit stand er auf und ging zu dem Spalt. »Wir müssen eine Wache auch hierher stellen«, sagte er.

»Tue es, wenn es dich beruhigt«, Nauteas lächelte im Dunkel.

Da ertönte von draußen der Ruf eines Horns.

Nauteas erhob sich. »Laß uns gehen und das Feuer entzünden«, sagte er, noch immer lächelnd.

XII

DAS NEUE LICHT

Alle, die auf der Insel waren, warteten auf der Wiese im Sternenlicht. Der Weise führte Nauteas, der die Krone auf dem Haupt und den Königsmantel um die Schultern trug. Der Zug bewegte sich schweigend zum Heiligen Rund hinüber.

Im ganzen Land waren jetzt alle Feuer gelöscht. Das Neufeuere mußte durch Zwillinge aus dem Holz geweckt werden, die die göttlichen Brüder Atlas und Gadeiros darstellten. Man hatte Nauteas gesagt, daß bei der Säule ein Bruderpaar bereitstünde. Er konnte die Knaben kaum sehen, sie schienen ihm nicht groß zu sein, Halbwüchsige, ihre weißen Gewänder leuchteten matt im Dunkel.

Ein Lurenruf durchdrang tief und geheimnisvoll die Nacht. Die Zwillinge begannen, an Lederriemen ziehend, den Bohrer zu drehen, schnell und immer schneller drang er in die Unterlage aus Holz ein, schuf ein Loch, in das trockenes Moos gesteckt wurde. Die Jungen keuchten, so schnell drehten sie, immer wieder riefen die Luren, als feuerten sie sie an.

In schweigender Spannung warteten alle. Dann – auf einmal – glomm ein winziger Funke im Moos auf, verlösch wieder, kam aufs neue – jetzt züngelte ein Flämmlein auf. Ein erlöster Seufzer stieg aus der Menge, das Licht kam, wieder würde es der Erde leuchten, die es so bitter nötig hatte – Licht, Feuer, Wärme, Tag.

An der kleinen Flamme entzündete Nauteas einen Span. Die Nacht war windstill. Dann flammte das Heilige Feuer

auf der Stufe vor der Säule auf. Das Reisig war trocken, die Flamme wurde rasch groß und hell. Sie züngelte zu dem Bild Posides empor, das goldene Gesicht gewann im spielenden Schein ein seltsames Leben. Unter denen, die im Kreis standen, waren Frauen, die weinten. Die meisten aber sangen. Die alten Lieder kannte man noch.

Ein Lamm wurde gebracht, das von einem Hof in der Heide stammte. Der weise Alte tötete es mit sicherer Hand. Das Blut spritzte er über die Säule, das Bild und über alle, die umherstanden. Einige Tropfen fielen in einen Becher mit Met, den leerte Nauteas, dem Bild zugewandt.

Dann nahm er eine Fackel vom neuen Feuer und umschritt mit ihr dreimal das Tempelrund, um es zu weihen.

Außerhalb des Runds, auf der Wiese, hatten die jungen Leute einen hohen Stoß aus Treibholz aufgeschichtet. Nauteas entzündete ihn mit seiner Fackel. Das große, rote Licht würde in der Klarheit dieser Nacht weit hinüber bis zur Küste zu sehen sein, und dort würden alsbald andere Stöße aus sorgsam gesammeltem und gespartem, oft weither getragenen Holz aufflammen, und die Leute würden sich von ihnen das junge, gereinigte Neuf Feuer in ihre Hütten und auf ihre Herde holen.

Der Stoß flammte noch, als Nauteas umgekleidet aus seinem Zelt trat. Aber man sah jetzt auch, daß der große Lichtzauber gewirkt hatte. Der Horizont wurde im Osten immer heller, das Himmelslicht würde die Erde nicht verlassen, es kam.

Der Stoß brannte rasch herab, man hatte nur wenig Holz, das Feuer zu nähren. Nun war der Augenblick gekommen, da die jungen Paare durch die letzten Flammen springen würden, um sich für die gemeinsame Zukunft zu weihen.

Nauteas blickte sich suchend um. Dann sah er Herrad in dem flackernden Schein zur Seite stehen, dunkel und allein, während hier und dort die jungen Leute einander riefen.

Er ging auf sie zu und faßte ihre Hand.

Sie zögerte einen Augenblick, dann folgte sie ihm.

Hand in Hand nahmen sie den Anlauf. Aber kurz vor dem Ziel warf er den Arm um sie. Sie stießen sich gemeinsam ab, er hob sie hoch auf, sie flogen durch die leicht aufzüngelnden Flammen und waren schon drüben, standen und liefen dann Hand in Hand weiter, während in der Runde lauter Zuruf und Jubel ertönte. »Er ist mit der Schwester Hymons durchs Feuer gesprungen«, riefen die Leute.

Die beiden aber liefen weiter. Es war, als könnten sie nicht mehr innehalten, als müßten sie so bis ans Ende der Welt miteinander laufen. Nauteas lachte vor Freude, Herrad blieb ernst.

Sie liefen auf das helle Licht zu, das durch die aufsteigende Dämmerung strahlte, Posides Feuer. Es brannte, und das goldene Gesicht sah sie an, rätselhaft und wie mit einer Frage.

Der Lauf war zu Ende, rasch atmend standen sie vor der geschmückten Säule, dem Gott und dem Feuer.

Nauteas wandte sich zu dem Mädchen um und nahm seine beiden Hände. »Herrad, Laodamas' Tochter, hier vor dem Gott frage ich dich: Willst du meine Königin sein?«

Nach einem Stillschweigen antwortete sie mit herber Stimme: »Ich wollte es wohl, aber ich darf nicht.«

»Warum nicht?«

»Meine Schuld ist nicht gesühnt. Du hast mir verziehen. Aber was ich tun wollte, war auch ein Unrecht gegen ihn – sie wies mit dem Kopf – »und er hat mir nicht verziehen.«

»Willst du, daß ich dich entsühne?«

Sie starrte ihn mit heißer Frage an. »Ja«, sagte sie inbrünstig.

Er suchte ein schmales Holz und hielt es ins Feuer, bis es aufflammte. Es glomm noch, als er es kurz und leicht gegen Herrads Stirn drückte. Dann warf er es weg und legte beide Hände auf ihre Schultern. »Im Namen des Gottes, dessen heiliges Feuer rein machen kann von aller Schuld«, sagte er.

Sie hatte nicht gezuckt. Ihre Augen sahen ihn stetig an, es war jener Blick voll unbegrenzter Hingabe, den er in

Hymons Augen gesehen hatte, als der Knabe ihm die Krone darbot.

Er hielt sie eine kurze Weile, dann küßte er die kleine, geschwärmte Wunde auf ihrer Stirn.

»Komm, meine Königin«, sagte er.

Hinter der Säule hervor schlüpfen zwei weißgekleidete Knaben, frische, schöne Kinder, jetzt gut zu sehen in der steigenden Helle. Sie brachten Holz, um das Feuer auf der Stufe weiter zu nähren.

»Meine Brüder«, sagte Herrad.

»Hütet es gut«, rief Nauteas den Knaben zu. »Es darf nicht mehr erlöschen.«

»Das tun wir auch, König«, antworteten sie zweistimmig. »Wir haben Glas hineingeworfen, darum riecht es so gut«, rief einer von ihnen noch dem König und der Schwester nach.

»Wir werden sie zu uns nehmen«, sagte Nauteas, während er Herrad durch das Heilige Rund führte. »Und sie zu tüchtigen Männern machen. Unsere Häuser dort drüben werden von Kindern wimmeln, denke ich.« Er warf den Kopf zurück: »Die Söhne der Zwillinge – bis in fernste Zeit . . .« rief er, als spreche er einen Vers.

»Ja«, sagte sie. Und dann: »Die Sonne geht auf.«

Sie wandten sich um. Neben einem der wiederaufgerichteten Steinriesen stehend, sahen sie, wie der erste, rote Strahl scharf an der Säule vorbei auf den Sonnenstein fiel, den Stein, auf dem Kleito gesessen hatte und Herrad auch . . .

Nauteas vernahm das Jauchzen vom Grasplatz her, mit dem die Leute die Sonne begrüßten, hörte, wie der Jubel in Gesang übergang, und sah die aufgereckten Hände.

Aber es war ihm nicht möglich, in diesem Augenblick zu den anderen, den vielen zurückzugehen. Er führte Herrad zum alten Steinwall am Hügelrand.

Die Luft war ganz klar. Aber von der roten Sonne her kam etwas wie ein schmaler dunkler Wolkenstreifen herangeschwommen. »Was ist das?« fragte er.

»Ich glaube . . .« begann Herrad und verstummte.

Er hatte auch schon erkannt, was es war, das da kam. Er hörte das Schlagen großer Schwingen.

Schwäne zogen heran, in langer Reihe, gleichmäßig mit den Flügeln schlagend, mit gestreckten Hälsen. Und wieder einmal, wie schon so oft, schob sich ein Bild für Atemzüge vor die helle Weite, die Nauteas' leibliche Augen sahen: Da stand der Knabe Hyllos und hielt ein Mädchen, ein frisches strahlendes Kind, das Nauteas ähnelte, an der Hand. Verlangend, fast ungläubig staunend wandten sich die kindlichen Gesichter empor, dem Zug der Schwäne zu, der schon beinahe über ihnen war. Das Mädchen aber warf die Haare in den Nacken und rief: »Siehst du, siehst du! Jetzt wird alles gut.«

»Jetzt wird alles gut«, wiederholte Nauteas leise, während das Bild vor seinen Augen durchsichtig wurde und schwand.

Auch Herrad und er hatten die Köpfe im Nacken, und die Hände umklammerten einander. Dem Schwanenzug voraus kam ein großer Weißer gezogen, der Schlag seiner mächtigen Flügel dröhnte, er streckte den glänzenden Hals und sang. Der dunkle Lurenruf, weich und tief, voll von Sehnsucht wie von Verheißung, zog über die Insel hin und füllte die Luft.

»Siehst du ihn?« fragte Nauteas leise. »Er kommt von den Göttern zurück und trägt ihren Segen mit sich.«

In diesem Augenblick glaubten sie es beide. In Herrads Augen standen Tränen. »Nauteas, ach Nauteas!« rief sie und warf ihm die Arme um den Hals. Der Sturm ihrer Leidenschaft ließ ihn taumeln.

Dann aber, wie das rhythmische Klatschen der Schwingen sich entfernte, lösten sie sich voneinander. Die Schwäne senkten sich. Als letzter flog ein kleiner, dunkler. Unbeholfen aber eifrig versuchte er, den anderen zu folgen. Nauteas mußte über ihn lächeln, während er dem Zug nachblickte. Merkwürdigerweise streifte ihn einen Augenblick der Gedanke an Njördis, die Närrin, und ihm war, als höre er

wieder ihre schmerzlichen Rufe, die auf der Höhe verklangen.

Er schüttelte den Gedanken ab. Langsam führte er Herrad am Hang hin. »Bei unserer Hochzeit werden sie singend um das Heiligtum kreisen«, sagte er, »so wie man sagt, daß sie es früher bei den großen Festen getan haben.« Er blickte seine Braut mit leuchtenden Augen an. »Du wirst einen Kranz aus gelben Blumen tragen. Und ehe wir den Heiligen Ring betreten, werde ich dir ein Schmuckstück um den Hals hängen – eins, das Artos gefertigt hat«, setzte er nachdenklich hinzu.

Sie standen und schauten auf das Wattenmeer hinaus. »Es soll sein Gesellenstück werden. Wir brauchen gute Schmiede. Er wird es schaffen«, sagte Nauteas.

Herrad spürte, daß die Gedanken des Königs an ihrer Seite bereits wieder von ihr weg und zu den anderen glitten, den vielen, für die er die Verantwortung trug. Sie wußte, daß dies ihr Königinnenlos war, und preßte die Lippen zusammen.

»Wir könnten Njördis auf unseren Hof nehmen. Irgendwelche kleine Kunstfertigkeiten werden ihr wohl beizubringen sein. Artos zog sie heute recht unsanft auf den Hof zurück – aber im allgemeinen – es ist kaum zu glauben, wie der Brummbär sich verändert hat.«

Herrad schwieg und lächelte vor sich hin.

Er legte den Arm um sie. »Sagst du nichts?«

»Ich bin eifersüchtig auf alle, an die du liebend denkst, mein König«, sagte sie. »Aber ich werde mir das wohl abgewöhnen müssen.«

Er küßte sie. »Ich bin für alle da«, sagte er, »aber nur du bist meine Liebste.«

Die beiden Glücklichen aber ahnten nicht, was es war, das Artos, der Bär, in diesem Augenblick tat. Fern, drüben im Hafen der Fischersiedlung, zog er den Körper seiner Tochter, den die Wellen an den Strand gespült hatten, aus dem Wasser und trug ihn zum Hof hinauf. Njördis hatte den fernen Schein des Holzstoßes von der Insel am Horizont

gesehen und war, laut nach Nauteas rufend, vom Hof herab und immer weiter ins Meer hinaus gelaufen, bis sie den Grund unter den Füßen verloren hatte.

Nauteas wußte es nicht. Er sagte heiter: »Das Schmuckstück wird vielleicht noch etwas plump ausfallen, so wie das Bild unseres Gottes drüben. Aber ich möchte trotzdem, daß Artos es schmiedet. Alles ist Anfang bei uns, wir müssen die Dinge so machen und nehmen, wie es eben möglich ist. Auch dein Palast, Königin, wird nur eine Hütte sein – du wirst kaum besser wohnen, als du es bisher getan hast.«

»Was schadet das?« fragte sie, mit groß geöffneten Augen geradeaus sehend. »Da alles Anfang ist, ist auch alles Zukunft. So, wie wenn ich an einem solch goldenen Frühmorgen wie heute aus meiner Tür trete und die Welt vor mir sehe, halb im Nebel, halb im Licht. Vieles ist noch verborgen, aber alles ist möglich.«

Sie beugten sich über den Wall. Von hier oben ließ sich im Grasland noch schwach erkennen, wie einst die Wasser- und Erdringe den heiligen Hügel umrundet hatten. Dann kam das Watt. Da Ebbe war, hatte sich das Wasser weit zurückgezogen, man sah den dunklen, gewellten Grund, der einst der fruchtbare Ackerboden der Insel Basileia gewesen war. An manchen Stellen waren Schlamm und Schlick hochaufgeschwemmt, doch auch einige Ruinenreste ragten, deutlich sichtbar, aus der Wüstenei empor.

»Man sagte mir«, begann Nauteas wieder. »daß das Meer in jedem Jahr weiter zurückweiche. So werden wir immer mehr Land wiedergewinnen. Wir werden Dämme und Deiche errichten, die Heilige Insel wird wachsen, und aus jenen Ruinen dort werden wieder Häuser werden. Auch die Oreichalkosbänke will ich suchen lassen, so daß wir das schimmernde ›Glas‹ aus der Erde graben können wie einst.« Wieder küßten sie einander. Dann sagte er: »Ich muß zu den anderen gehen. Sie erwarten mich. Ich werde einen Freiwerber in dein Haus senden, Herrad, Ladamos' Tochter.«

»Da ich keine Verwandten besitze außer den Knaben, werde ich ihn selbst empfangen«, antwortete sie.

Sie schieden voneinander, und Nauteas ging zum Zelt zurück. Viele Augen blickten ihm entgegen. Hinter dem Zelt heulte der Hund.

»Antinos, laß ihn frei«, rief Nauteas im Heraneilen. »Der Arme, er hat so lange auf mich warten müssen.«

Zweiter Teil

I

DIE BOTEN

Antinos war mit einem Gefolge von zwanzig Männern, meist Schiffsgenossen, zum Dänenkönig nach Kleitros gezogen. Die Zeit verging, er kam lange nicht zurück, und auch keine Nachricht drang aus dem Nordosten herüber, so daß Nauteas zunächst ungeduldig, dann aber sehr besorgt wurde. Er warf sich vor, Antinos viel zu wenig Männer mitgegeben zu haben. Wer widerrechtlich Vieh beschlagnahmte, mochte sich auch kein Gewissen daraus machen, Gesandte, die doch heilig waren, zu töten . . .

Der weise Alte, der, entgegen seiner ersten Versicherung, dennoch bei Nauteas geblieben war, beruhigte ihn immer wieder. »König Orm steckt in solchen Schwierigkeiten, daß er es niemals wagen würde, uns hier derart zu Feinden zu machen. Glaube doch nicht, daß er nicht erfahren hat, welch ein neuer, frischer Wind jetzt in der Teuta weht. Es wird längere Verhandlungen und einige Zeit kosten, aber Antinos wird Vieh zurückbringen, glaube es mir.«

Nauteas spielte mit dem Gedanken, selbst mit einer weiteren Gruppe von Männern auf dem »Kyknos« nach Kleitros zu segeln, um Antinos seine Unterstützung zu geben. Aber da riet der Alte ab: »Das allerdings wäre ein zu großes Wagnis. Orms Neffe ist ein herrschsüchtiger Mensch. Wenn du dich so ohne weiteres in seine Gewalt begäbest, das wäre eine zu große Versuchung für ihn, denke ich. Mit den bloßen Abgesandten einer Macht, deren Stärke man

nicht genau kennt und die im Hintergrund bleibt, ist das etwas ganz anderes. Außerdem braucht man dich hier. Sei nicht ungeduldig, warte. Es wird alles recht werden.«

So wartete Nauteas weiter. Es gab viel zu tun. Er wohnte auf dem Festland auf Artos' Hof in jener Fischersiedlung am Flußhafen, die überhaupt keinen Namen hatte, die man jetzt aber anfang »Königsförde« zu nennen. Nauteas' Männer hatten für ihren König noch innerhalb des Hofhags ein Holzhaus erbaut, sie hatten es in aller Eile recht und schlecht zusammengezimmert, ein Vorhang ersetzte die Tür, der Wind blies zu allen Ritzen herein, aber in der Mitte des Raumes gloste ein Feuer auf rundem Herd, und an den Wänden hingen einige schöne Tierfelle und Nauteas' bronzenener Rundschild mit dem Zeichen der Herakliden. Hier empfing er die zahlreichen Rat- und Hilfesuchenden, die nach wie vor aus der ganzen Teuta und noch von weiter her zu ihm kamen. Manche trieb nur die bloße Neugier her, aber auch diese nahm er mit der gleichen Freundlichkeit auf wie alle anderen. Wenn, was einigemal vorkam, der Besucher dann sagte, er habe nur wissen wollen, wie ein König eigentlich aussehe, dann drehte er sich geduldig um sich selbst und ließ sich von allen Seiten betrachten und lachte dazu; aber sein Besucher blieb ernst, nickte mehrfach mit dem Kopf und sagte schließlich, jetzt wisse er es, und das sei gut, und ging befriedigt von dannen.

Frauen kamen auch mit kleinen Kindern, die er durch Handauflegen von Milchschorf und Skrofeln befreien sollte. Es war eine alte Eigenschaft der Könige aus dem Atlasgeschlecht, daß sie das konnten, und wären sie dieser Kunst nicht mächtig gewesen, hätte man sie nicht für »echt« angesehen. Nauteas war zuerst ziemlich verlegen, denn er wußte wirklich nicht, ob er so »echt« sei, daß er diese Heilkraft besaß. Doch er hatte sie, das zeigte sich bald, die Skrofeln vergingen, der Milchschorf heilte, und vor Nauteas' Schwelle fand sich am nächsten Morgen ein Säckchen mit gerösteten Körnern oder eine Rehkeule.

Das Verwirrendste war, daß die Leute auch Wahrsprüche

von ihm verlangten. Sie meinten, da er doch göttlicher Herkunft sei, müsse er auch Zukünftiges schauen können. Aber die seherische Gabe besaß er nun wirklich nicht, und es gelang ihm auch nicht, sie in sich zu erwecken. Vermutungen dieser oder jener Art, die ihm seine praktische Vernunft eingab, waren das einzige, was er den Fragenden mitgeben konnte. Er stellte sie damit einigermaßen zufrieden, aber ganz das Richtige war es eben doch nicht. »Wir sollten eine Seherin haben, eine, die tatsächlich die Gabe hat«, sagte der weise Alte »und neun Mädchen dazu, die das Heilige Feuer hüten, wenn der Tempel auf der Insel erst einmal fertig sein wird.«

Die Arbeiten auf der Insel gingen weiter. Immer wohnte eine Schar Männer draußen in Zelten, sie fuhren nebenbei auf Fischfang und arbeiteten dann wieder an dem heiligen Werk, gruben und setzten neue Pfähle und Fundamente, das Holz ließ Nauteas aus dem Wald holen und zu Schiff hinüberschaffen. Manchmal fuhr er selbst hin, übernachtete in seinem roten Zelt und überzeugte sich vom Fortgang der Arbeiten, griff auch wohl einmal selbst mit zu.

Am Meeresstrand hatte Nauteas einen Gedenkstein für Njördis setzen lassen. Er ging manchmal hinunter und legte ein paar Blumen oder einen glänzenden kleinen »Glas«-Stein auf das graue, ungeschmückte Mal. Dann dachte er an das verzweifelte Weinen der kindlichen Stimme, als er, die Krone auf dem Haupt, vorüberging, und an den kleinen grauen Schwan, der so eifrig und ungeschickt versucht hatte, dem Zug der großen, lichten Brüder zu folgen.

Niemand begriff seine Trauer um das törichte Mädchen, das ja doch keine Zukunft gehabt hätte, selbst Artos, der Vater, nicht. Er arbeitete, begeisterter Lehrling trotz seines vorgerückten Alters, täglich am Amboß, und der Meister Schmied lobte ihn und sagte, es sei erstaunlich, was er alles zustande bringe.

Es war wirklich ein glückhafter Sommer. Ein Wind der Hoffnung und der Arbeitslust wehte über das ganze Land. Neue Äcker entstanden, Bienenvölker wurden eingefangen,

baufällige Häuser abgebrochen und neu errichtet. Was zuvor unmöglich geschehen hatte, wurde plötzlich möglich, man wußte selber kaum wie. Aber da war keiner, der nicht dieses Wunder Nauteas zuschrieb. Es gab ja nun wieder einen König – und was für einen –, mußte da nicht alles wohl gelingen?

Vor allem freute man sich nun mit ihm auf seine Hochzeit. Die Freiwerber hatten gute Antwort auf dem Hymons-Hof bekommen. Der Termin für die Hochzeit war festgesetzt, Herrad, Laodamas' Tochter, rüstete sich dafür, so gut es möglich war. Ein paar selbstgefertigte Kleider – mehr konnte Herrad nicht in die Ehe mitbringen. »Ihr habt mir die Krone gebracht«, sagte Nauteas zu seiner Braut und ihren Brüdern, »ein größeres Geschenk hatte wohl niemand zu bieten.«

Am Tag vor der Hochzeit aber drang plötzlich lautes Geschrei in das Königshaus, in dem Nauteas eben mit einigen Freunden sein Mahl verzehrte. »Was ist das?«

»Sie kommen – es wird ›sie kommen‹ gerufen«, schrie Thoon und stürzte zum Eingang. Auch Nauteas sprang auf.

Sie drängten sich ins Freie und stürmten vor den Hofzaun hinaus. Und da sahen sie sie denn über eine Düne herabreiten, Nauteas' Boten, die im Dänenland gewesen waren, voraus Antinos, deutlich zu erkennen an seiner roten Thra-kermütze, die er immer trug. Er ritt auf einem kleinen braunen Pferd und führte am Zügel ein größeres, schneeweißes, dem ein zweites ebenso leuchtend helles folgte. Und dahinter schob sich der lange Zug über den Hügel, ein paar weitere Pferde, dann Rinder, braun und gefleckt, Schafe, Ziegen, Schweine, die die Männer vor sich hertrieben. Alle zogen sie vor dem hellen Himmel dahin, eine lange Kette kleiner feingeschnittener Schattenfiguren, die sich langsam vorwärtsbewegte. Jetzt bogen sie ins Grasland ein und näherten sich der Siedlung.

Die Männer rings um Nauteas brüllten vor Freude. Der junge Alkos führte einen wahren Jubeltanz auf, Kinder rannten schreiend dem Zug entgegen: »Vieh, Vieh, Vieh!

Sie bringen unser Vieh. Sie bringen Pferde, schöne Pferde, seht die weißen Götterpferde!«

Nauteas erkannte zwar auf den ersten Blick, daß das, was da kam, nur einen Bruchteil dessen ausmachte, was die Dänen geraubt hatten. Aber wir werden Zuchttiere haben, tröstete er sich schnell. Seine Freude war im Augenblick zu groß, ihm fielen Steine vom Herzen.

Auch er ging den Freunden entgegen. Der Hund riß sich von seiner Seite los und stürmte, laut bellend, allen voraus.

Die Pferde wurden unruhig und scheuten. »Hund«, rief Nauteas scharf. Der Getreue hatte keinen Eigennamen erhalten, er war und blieb eben »Hund«, der Hund, den man stets an Nauteas linker Seite sah und der als »der Hund des Königs« selbst der König aller Hunde zu sein schien. »Zurück! Laß die Pferde in Ruhe! – Antinos!«

Antinos war abgestiegen. »Da sind wir, König.«

Nauteas eilte mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. »Da seid ihr. Ich glaubte euch schon verschollen.«

Antinos' düsteres Gesicht hellte sich zu einem Lächeln auf. »Wir bringen mit, was wir eben bekommen konnten, es ist nicht viel«, sagte er.

Nauteas legte ihm den Arm um den Hals und drehte ihn um. »Pferde«, sagte er. »Und schöne Pferde, wie ich sehe.«

»Der Königshengst heißt Alvis, die Stute Almut.«

»Setz dich«, befahl Nauteas dem Hund, der immer noch Lust bezeugte, den Pferden an die Beine zu fahren. »Das sind edle Geschöpfe, mit denen man vorsichtig Freundschaft schließen muß, merk dir das.« Er ging, während der Hund sich zögernd setzte, zu dem Hengst, legte ihm sachte die Hand auf den Hals, strich darüber hin und umfaßte dann zärtlich das feine, rosige Maul des Tieres. »Alvis«, flüsterte er, »Alvis, mein Lieber. – Bringt Honig«, rief er dann, und einer der jungen Burschen lief zum Hof, um das Gewünschte zu holen.

In gleicher Weise begrüßte Nauteas auch die weiße Stute, die ihren langen, schönen Kopf gleich liebevoll auf seine Schulter legte. Und dann kamen die Männer dran. Jeder

erhielt einen Handschlag, einen Klaps auf die Schulter. »Wie gut, daß ihr wieder da seid!«

»Daß die Dänen uns nicht gefressen haben, was?« grinste einer.

»Ja, die Götter wissen: Ich sah euch schon an ihren Spießen braten.«

Alle Umstehenden brüllten vor Lachen.

Auch sämtliche Haustiere, sogar die Schweine, begrüßte Nauteas, jedes einzeln. Dabei tönte immer wieder Gelächter auf. Den Höhepunkt erreichte der Jubel, als Nauteas mit einem Sprung den Hengst Alvis bestieg und dieser sich, ohne Schwierigkeiten zu machen, von ihm leiten ließ. Nauteas hatte als Knabe in Doris oftmals wilde Pferde zugeritten, die dort aus Thrakien eingeführt wurden. Alvis aber war bereits gezähmt, ein vollendet geschultes Reittier. Die Hände in seiner Mähne, ritt Nauteas zum Hof zurück.

Am Abend erstattete Antinos Bericht.

Nauteas saß am Feuer, zu seinen Füßen lag der Hund. Antinos stand vor ihm. In der Ecke hockte in einem Lehnstuhl der weise Alte, sonst war niemand im Raum.

»Setz dich, Antinos, erzähle. Ihr habt lange gebraucht. Und die Ausbeute ist zwar schön, aber . . .«

»Gering«, vollendete Antinos. »Ich weiß es, König. Du brauchst es mir nicht vorzuhalten.«

»So setz dich doch. Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich bin viel zu froh, daß euch nichts geschehen ist, um wegen des Viehs zu hadern. Wir werden mit der Zeit schon noch einiges mehr aus den Dänen herauspressen.«

»Das wird schwerhalten.« Antinos setzte sich endlich und erzählte.

Sie waren von Orm, dem Alten, nicht unfreundlich aufgenommen worden. Aber die Verhandlungen hatten sich nur zäh hingeschleppt. »Er hat einen Neffen, Hara mit Namen, vor dem scheint er gewaltige Angst zu haben.«

Nauteas drehte den Kopf zu dem Alten im Winkel. »Das ist, was du sagtest. Weiter, Antinos.«

»Dieser Neffe wohnt nicht auf der Seehundsinsel, son-

dern auf Pynen. Im Gegensatz zu König Orm ist er uns nicht wohlgesinnt. Ich hörte, er sei ein übler Gewalttäter. Er sammelt Männer um sich und hat König Orm seinen besten Schmied abspenstig gemacht, der schmiede gute Waffen für diese Männer, heißt es. König Orm fürchtet, er trachte nach dem Königssitz in Kleitros, und da seine eigenen Abwehrkräfte gering sind . . .«

» . . . wünscht er unsere Freundschaft?«

»Im Grunde – ja. Aber er sagte das natürlich nicht geradeheraus. Es gibt viele dortzulande, die behaupten, wir seien nichts als hergelaufene Bettler und hätten hier im Norden nichts zu suchen. Und was könne ein einzelnes Schiff mit ein paar Leuten darauf schon groß zu bedeuten haben? Ich versuchte ihnen klarzumachen, wie die Dinge eigentlich liegen. König Orm glaubte mir . . .«

»Das dachte ich.«

»Das mit der Rückgabe des Viehs bedeutete trotzdem eine harte Nuß. Der König rief seine Berater und Weisen. Sie erklärten rundweg, den Dänen stehe die Oberherrschaft über die Teuta zu. Sie sagten, sie hätten das Recht, Zins zu fordern, und da ihnen der verweigert worden sei, hätten sie einiges Vieh zum Pfand genommen.«

»Einiges! Sie hatten nicht das geringste Recht.« Nauteas blickte den Alten an, der eifrig nickte.

»Sie sagen auch, die Leute in der Teuta und in Kimberland und Ambros hätten nicht das Recht, einen König zu wählen ohne Rat und Zustimmung des dänischen Things und des dänischen Königs.«

»Lüge.« Der Alte nickte wieder.

»König Orm sagte schließlich, nachdem wir wochenlang verhandelt hatten, er sei nicht ganz abgeneigt, seine Zustimmung zu geben und vielleicht auch einiges Vieh – unter gewissen Bedingungen –, und auch ein paar schöne Götterpferde wolle er dir als Königsgabe senden. Allerdings mußte ich schließlich doch etwas Gold an sie wenden«, fügte Antinos bei und verzog ein wenig die Mundwinkel.

»Gold?«

»Etliche Ringe und Ketten.«

»Unverschämtheit. Hattest du denn Gold? Woher?«

»Meinen Schmuck.«

Nauteas fuhr auf. »Was, du hast deinen eigenen Schmuck gegeben?«

»Was blieb mir anders übrig? Sie wollten Gold sehen, und die Pferde sind wirklich gut. Sie verlangten noch mehr, aber ich sagte, da müsse ich erst deine Einwilligung einholen.«

»Wahrhaftig, ja. Nichts bekommen sie mehr, gar nichts. Ich werde dich entschädigen, Antinos!«

Antinos winkte geringschätzig ab. »Was brauche ich Gold? Laß es gut sein, König. Aber du mußt begreifen, daß ich nicht mehr erlangen konnte. Und das Oberrecht über die Länder und Völker der Teuta, das wurde mir zum Abschied nochmals deutlich gemacht, behalten sie sich vor.«

»Leeres Gerede.«

»Nicht unbedingt. Sollte es König Orm gelingen, sich mit seinem Neffen auszusöhnen, was durchaus im Bereich des Möglichen liegt, dann werden sie kaum zögern, den Zins für das nächste Jahr mit Heeresmacht einzutreiben und dich so nebenbei von deinem neuen Königssitz zu stoßen.«

»Sie haben kein Recht«, wiederholte Nauteas und schlug mit der Faust auf die Lehne seines Armstuhls. Dann mäßigte er sich. »Ich weiß es, wir haben nicht Macht genug, sie zu hindern.«

»Du hast etwas einzusetzen, König, das so gut wie Macht ist.«

»Was?«

»Dich selbst.«

Erstaunt, halb lächelnd blickte Nauteas in das ernste Gesicht seines Vertrauten. »Mich selbst? Meinst du, ich solle in eigener Person nach Kleitros fahren, um weitere Verhandlungen zu führen?«

»Das würde ich nicht raten.«

»Was dann?«

»Du hast noch nicht nach jenen Bedingungen gefragt, die

König Orm stellte, wenn es so weit kommen solle, weiteres Vieh an die Teuta zu liefern.«

»Es kann da gar keine Bedingungen geben«, rief Nauteas ungeduldig.

»Es gibt sie aber. König Orm würde sich sogar bereit erklären, Saatgut zu senden, falls die Ernte in seinem Land einigermaßen gut ausfalle, wenn . . .« Antinos stockte.

»Wenn?«

Antinos blickte zu Boden. »Er sagte, er habe Gutes über dich gehört. Und wenn du wirklich ein Atlantide seiest, und es sei anzunehmen, daß es sich so verhalte, dann sei er nicht abgeneigt, dir seine jüngste Tochter zu geben.« Antinos atmete tief, jetzt war es heraus.

Nauteas runzelte die Brauen. Seine Augen wurden schmal, seine beiden Fäuste lagen geballt auf den Lehnen. »Weißt du etwa nicht mehr, was ich dir sagte, ehe du fortzogst?« fragte er leise.

»Ich weiß es«, antwortete Antinos ebenso.

»Und da wagst du noch mit einem Wort . . .«

Antinos hob den Kopf. »Ich mußte dir sagen, was König Orm mir aufgetragen hat, was er als Bedingung für Bündnis und Freundschaft festsetzt. Er erklärte, seinem Schwiegersohn in Frieden und Güte behilflich zu sein, das sei ein anderes Ding, als einem Fremden – den man vielleicht als Landräuber betrachten müsse – Frieden zu geben. Die Dänen haben übrigens ein Bündnis mit den Saxonen und mit jenen Stämmen, die sich neuerdings Friesen nennen und keinen König über sich dulden wollen.«

Noch immer behielt Nauteas seine gefährliche Ruhe bei. »Meine Hochzeit ist für den morgigen Tag angesetzt. Ich heirate Herrad, Laodamas' Tochter, die Schwester Hymons, der den Königssprung tat.«

»Ich hörte davon«, sagte Antinos. »Darum mußte ich dir ja noch heute von König Orms Bedingung sprechen.«

»Was?« Jetzt fuhr Nauteas auf. »Wieso heute? Nimmst du im Ernst an, ich könnte auch nur einen Gedanken an die lächerlichen Wünsche dieses alten Narren wenden?«

»Es wäre jedenfalls gut, wenn du es tätest«, sagte Antinos störrisch.

Nauteas sprang auf. Er stieß den Stuhl zurück. »Du wagst mir so etwas zu sagen? Was hast du dem wahnsinnigen Greis geantwortet? Rede, aber schnell.«

»Daß du Bedenkzeit brauchtest.«

»Bedenkzeit! Konntest du annehmen, daß es da noch irgend etwas zu bedenken gäbe, nachdem ich dir eine klare und deutliche Weisung mitgegeben hatte?« Nauteas war rot im Gesicht. Seine Augen blitzten. Er schrie Antinos an. »Du hast mein Vertrauen mißbraucht . . .«

»Beherrsche dich, Nauteas«, mahnte der weise Alte aus seinem Winkel.

»Ich heirate morgen. Herrad, Laodamas' Tochter, heißt meine Braut«, schrie Nauteas.

»Man kann dich draußen hören.«

»Was schert mich das? Wenn dieser Tölpel hier jenen Viehräubern Zusagen gemacht hat . . .«

»Ich habe ihnen keine Zusagen gemacht«, sagte Antinos dumpf. »Ich habe fünfundzwanzig Tage und Nächte mit diesen zähen Burschen gerungen und endlich dem König nicht mehr zugesagt als dies: Du wollest dich bedenken. Wenn du dich nicht bedenken willst, nun gut, so wird es eben keine Freundschaft zwischen euch geben . . .«

»Du handelst ungerecht, wenn du Antinos schiltst«, mahnte der Weise.

Nauteas fuhr zu ihm herum. »Du selbst hast mich gewarnt und mir von Helia, der Bösen, gesprochen.«

»Das habe ich getan. Vielleicht war ich voreilig.«

»Hast du jenes Mädchen gesehen?« fuhr Nauteas den schwer atmenden Antinos an.

»Mehrere Male. Sie kam in die Halle, mir einen Trunk zu bieten.«

»Und? Wie sieht sie aus?«

»Sie ist klein, unscheinbar und hinkt ein wenig.«

Nauteas lachte kurz auf. »Wahrhaftig? Sollen meine Kinder etwa mit Hinkefüßen herumhumpeln?« Er trat dicht vor

Antinos hin, der aufgestanden war. »Meine Braut ist eine Atlantidin, sie hat Kraft und Feuer, und sie ist schön. Ihre Kinder werden sein wie sie. Und wer mir raten will, sie zu verstoßen einer hinkenden Dänin wegen, den schlage ich mit dieser meiner Faust zu Boden.« Er hob den Arm.

Antinos starrte ihn an, ohne sich zu rühren. »Ich habe es dir nicht geraten«, sagte er dann.

»Dein Glück.« Nauteas wandte sich wieder an den Alten. »Und du wirst es auch nicht tun? Du warst der erste, der mir abriet.«

»Es ist nicht jede Dänin so, wie jene Helia war«, sagte der Alte nachdenklich. »Gewiß, ich habe dir abgeraten, und ich rate dir auch jetzt nicht, Herrad, Laodamás' Tochter, zu verstoßen. Es würde deinem Ansehen schaden, wenn du sagtest, du seist am Tag vor der Hochzeit anderen Sinnes geworden. Aber ich habe Antinos' Worte gehört. Auf keinen Fall dürfen wir König Orm vor den Kopf stoßen, das hieße die gesamte Macht des Nordens gegen uns aufrühren, die Verhandlungen müssen wiederaufgenommen werden. Schreien und Toben, das ist kein gutes Benehmen für einen König, Nauteas. Und auch kein Ausweg. Ich rate dir, nachzudenken.«

Nauteas setzte sich wieder. »Ich möchte wissen, was es da noch zu bedenken geben könnte. Wenn dieser Narr hier . . .«

Antinos trat einen Schritt vor. »Ich weiß nicht, warum ich mich unablässig beleidigen lassen soll, nur weil dem König mißfällt, was ein anderer als ich gesagt hat . . .«

Nauteas fuhr sich über die Stirn und stützte dann den Kopf in die Hand. »Komm, Antinos, setz dich. Das würde mir gerade noch fehlen, wolltest du jetzt den Empfindlichen spielen. Ich glaube, es ist zu verstehen, wenn ich mich über ein solches Ansinnen, wie es mir da gestellt wurde, erregte – oder nicht? Nie würde ich das Mädchen, das ich liebe, aufgeben. Was also sollten weitere Verhandlungen nützen?«

»Es bliebe«, sagte der Alte leise und zögernd, »noch die Möglichkeit der Doppelehe.«

»Doppelehe?« Nauteas setzte sich beunruhigt auf. »Was ist das?«

»Soweit ich das Gesetz kenne – allerdings sind meine Kenntnisse lückenhaft, ich sagte es schon – erlaubt es Königen und Häuptlingen, eine zweite Gattin zu der ersten zu nehmen, wenn die politischen Verhältnisse es rätlich erscheinen lassen.«

»O ihr Götter! Auch das noch. Zwei Frauen, die sich tagtäglich in den Haaren liegen? Wie ich Herrad einschätze, würde sie niemals in eine solche Sache willigen.«

»Ich denke«, sagte der Alte, »daß dein Wille und nicht der ihre da maßgebend sein dürfte. Aber lassen wir das jetzt, über diese Dinge kann später noch gesprochen werden. König Orm braucht nicht morgen schon eine Antwort zu bekommen.« Er erhob sich. »Entlasse uns jetzt, König. Wir sind müde. Und morgen ist ein festlicher Tag.«

Nauteas stand auf. »Geht und schlaft wohl. Ich für mein Teil wünsche überhaupt kein Wort mehr über diese Angelegenheit zu sprechen.«

Draußen vor dem Hause sagte der Alte leise zu Antinos: »Nimm ihm seinen Zorn nicht übel. Er ist, obwohl er im allgemeinen reifer wirkt als seine Jahre erwarten lassen, im Grund doch noch sehr jung. Das Ansinnen hat ihn erschreckt, und das ist kein Wunder bei einem glücklich Verliebten. Du hast dein Bestes getan, er wird es einsehen. Und er wird auch noch manches Wort über die Angelegenheit sprechen müssen, ob er will oder nicht.«

Schon am nächsten Tage bewahrheitete sich die Rede des Alten. Die Hochzeit sollte auf der Insel stattfinden. Schon am frühen Morgen steuerte der »Kyknos« aus der Flußmündung aufs Meer hinaus. Es war ein freundlicher Tag im späten Sommer. Noch hatten die Herbststürme nicht eingesetzt. Die See lag ruhig. Zwar hing wieder Nebel über dem Wasser, aber er zerflatterte auch heute, während man sich der Insel näherte und der grüne Hügel, von sanfter Sonne beschienen, aus den Dunstschwaden tauchte. Seevögel

umflogen ihn. Menschen standen auf der Kuppe und winkten. Der »Kyknos« schob seinen bekränzten Bug zwischen die anderen Boote, die auch mit Blumen geschmückt waren.

In seinem großen roten Zelt wurde Nauteas in die festlichen Gewänder gekleidet, die bereitlagen.

Plötzlich aber schlug der Zeltvorhang heftig zurück, und herein stürmten die Zwillinge, Herrads Brüder Rexenor und Rautenor, festlich gekleidet auch sie, aber erregt und außer Atem.

»Was wollt ihr? Warum laßt ihr euch nicht anmelden?« fuhr Nauteas sie an.

»Wir wollen dich sprechen. Allein.«

»Muß das sofort sein?«

»Ja. – Bitte«, fügte Rexenor etwas höflicher hinzu. Beide Jungen starrten Nauteas fast flehend an.

Er gab nach. »Geht einen Augenblick aus dem Zelt«, sagte er zu dem alten Eumenes und dessen Gehilfen, die eben dabei waren, seine Haare kunstvoll zu legen und mit Wohlgerüchen aus dem Südland zu überstäuben.

Sie entfernten sich. Die beiden Jungen stellten sich feierlich vor Nauteas auf, zwei Paar heller Augen waren anklagend und tiefernt auf ihn gerichtet. »König, wir wollten dir etwas sagen, das wichtig für uns wie für dich ist: Solltest du die Ehre unserer Schwester nur im geringsten verletzen, so sind wir da, um sie zu verteidigen.«

»Die Ehre eurer Schwester? Wie kommt ihr dazu, mir so etwas zu sagen?«

»Wir sind deine Schwäger.«

»Noch nicht. Aber ihr werdet es sein. Und nun sagt mir endlich, was eure feierliche Rede bedeuten soll.«

»Du weißt es. Solltest du im letzten Augenblick die Hochzeit absagen wollen oder eine andere Frau . . .« Rexenors Stimme erstarb. Nauteas war aufgestanden.

»Wie kommt ihr dazu?« wiederholte er heftig. »Wer hat euch von Plänen solcher Art gesprochen? Redet!«

»Niemand«, bekannte Rautenor kleinlaut. »Wir selbst

hörten dich. Die Wände deines Hauses sind dünn, und du sprachst sehr laut.«

»Lauscher an der Wand also?« Nauteas' Ton klang drohend.

»Nein. Wir standen mindestens drei Schritt von der Wand entfernt.«

Nauteas mußte trotz allem ein wenig lachen. Es sind doch Kinder, dachte er. »Wenn ihr mich reden gehört habt, so habt ihr auch vernommen, daß ich jenes Ansinnen scharf abgelehnt habe, ja?«

»Wir waren nicht ganz sicher.«

Nauteas setzte sich wieder. »Kommt her.«

Sie traten zögernd vor ihn hin. Er legte jedem der beiden einen Arm auf die Schulter. »Meine lieben Schwäger«, sagte er, »ich habe durchaus nicht vor, die Hochzeit abzusagen. Seht und riecht, wie festlich ich bereits geschmückt bin. Eure Schwester und keine andere wird meine Königin sein.«

»Wir möchten ein Versprechen.«

Nauteas wollte antworten, und – schwieg dann doch. Plötzlich war es, als liege ein Zentnergewicht auf seiner Brust.

»Du wirst ihre Ehre nicht verletzen?« Die Kinderaugen baten verzweifelt und dringend.

»Nein, das werde ich nicht tun. Seid ruhig. Ich liebe sie von ganzem Herzen. Sie wird immer und zu jeder Zeit als Königin an meiner Seite stehen. Genügt euch das?«

Die beiden liebten Nauteas, wie alle jungen Leute taten. Sie spürten den Vorbehalt, aber sie hatten jetzt, von seinen Armen und seinem Blick gefangen, nicht mehr die Kraft zu widerstehen. »Vielleicht – ja.«

»Es ist gut. Ich bitte euch nochmals, seid ohne Sorge. Wir Atlantiden halten zusammen, unverbrüchlich. Und nun habe ich noch eine Bitte an euch: Sprecht zu niemandem von diesen Dingen. Kein Wort. Wollt ihr?«

»Ja.«

»Ich lege euch das ans Herz als zwei fast erwachsenen

Männern. Geschwätz taugt nichts und schafft Unheil. Vor allem – schweigt eurer Schwester gegenüber. Laßt keinen Schatten unbegründeten Argwohns über das Licht ihrer Hochzeit fallen, tut ihr nicht weh mit unbedachten Worten. Wollt ihr das schwören?»

»Wir wollen. Aber du darfst nie – nie . . .«

»Seid ohne Sorge.«

Die Hochzeit verlief mit allem Glanz, den der zurückgekehrte Gott nur immer über sein neu erstehendes Heiligtum auszugießen vermochte. Herrad trug einen Blumenkranz über dem weißen Brautschleier, und Nauteas hängte ihr, so wie er es vorausgesagt hatte, ein Schmuckstück um den Hals, das Artos gefertigt hatte. Dreimal wurde das Heilige Feuer vor der geschmückten Säule umschritten, und der weise Alte rief mit emporgereckten Händen Posides Segen auf das Königspaar herab. Die Hochzeitsgäste, Schiffsfahrten, Fischer und sogar einige Hofbesitzer aus dem Norden des Landes sowie jene Männer, die Nauteas am Tag nach der Königswahl bewirtet hatten, standen im Kreise und riefen dem schönen Paar ihre Glückwünsche zu. Es wurden Hymnen gesungen, wobei die metallisch hellen Stimmen der königlichen Zwillinge alle übrigen übertönten. Die beiden Knaben waren es auch gewesen, die Nauteas die Braut zugeführt hatten, da keine weiteren Verwandten – weder von ihrer noch von seiner Seite – anwesend waren. »Es ist schon seltsam – solch eine Hochzeit ganz ohne Sippenangehörige, das will mir nicht gefallen«, sagte ein alter Mann leise zu seinem Nachbarn. – »Die Toten stehen um sie her, sie ersetzen Lebende«, antwortete der ebenso. »Große Tote – Atlassöhne . . . Hoffen wir, daß das Geschlecht wieder zahlreich werde und die Nachfahren der Toten würdig«, antwortete der Alte.

Nauteas lächelte und grüßte alle, als sie zum Festmahl gingen. Niemand merkte, daß für ihn ein Schatten über dem lichten Tag lag. Auch Herrad nicht. Sie sah nicht, daß er einmal, nur ein einziges Mal, am Hügelrand stehenblieb

und über das zartblaue, leicht bewegte Meer hin nach Osten blickte, um sich dann rasch wieder ihr zuzuwenden. Sie strahlte vor Glück. In der Nacht im Zelt auf dem mit wunderschönen Decken gezierten Lager gab sie ihm alles, was er sehnsüchtig erhofft hatte, und der Rausch ihrer Leidenschaft trug ihn wie auf mächtigen Flügeln über alle Königssorgen hinaus, so daß auch er am nächsten Morgen vor lauterem Glück strahlte.

II

AUF MIMAS' HOF

Da das Wetter mild und freundlich blieb, brachen der König und die Königin kurz nach der Hochzeit zu einem großen Umritt auf. Sie mußten sich im Lande zeigen. Nauteas wollte überdies die Hofbesitzer im Norden besuchen und sich mit ihnen über die vielen anstehenden Fragen beraten, das hatte der weise Alte ihm anempfohlen. Im Norden, wo die Ambronon und Kimbern wohnten, ging es nicht ganz so ärmlich zu wie hier an der Westküste, dort gab es wie auch im Dänenland noch etliche große Höfe. Einige ihrer Besitzer waren zur Königswahl gekommen und hatten Nauteas bestätigt, ja sogar das Gewicht ihres Ansehens für ihn in die Waagschale geworfen. Diese hatten sich auch zu seiner Hochzeit eingefunden und würden ihn nach Norden begleiten.

Daß aber andere Männer von Ansehen sich zurückgehalten hatten, war auch kein Geheimnis geblieben. Vor allem die Kimbern, so hieß es, seien stolze Leute, die sagten, sie brauchten keinen König und die Teutanan sollten machen, was sie wollten, das Kimberland aber in Ruhe lassen. Die Männer, die zur Hochzeit gekommen waren, meinten, Nauteas müsse unter allen Umständen mit den Großen dieses Stammes reden, denn die Kimbern hätten von jeher zur Teuta gehört, und es wäre gefährlich, wenn diese Leute sich etwa den Dänen anschlössen.

Zunächst glich die Reise einem Triumphzug. Nauteas ritt den Schimmel Alvis, neben ihm lenkte Herrad mit sicherer Hand die weiße Stute. Sie hatte als Kind ein Pony besessen

und ritt fast so gut wie ihr Gatte. Die beiden sahen wunderschön aus in ihren lichten Überwürfen, mit dem blitzenden Schmuck und den verzierten Bronzereifen auf den hellen Häuptern. Ihre Jugend, ihr Lebensmut und das Glück ihrer Zweisamkeit strahlte aus ihnen, und alle die armen Leute auf den elenden kleinen Höfen auf dem Geestrücken hatten das Gefühl, zwei junge Götter kämen, geradewegs vom Himmel herabgestiegen, sie zu besuchen, und ein unvorstellbarer Segen werde mit ihnen übers Land kommen. Sie jubelten und riefen und streckten die Hände aus, um nur wenigstens einmal rasch die Flanke solch eines Götterpferdes zu berühren, was schon Gesundheit für das ganze nächste Jahr bringen konnte.

Nauteas redete mit einem jeden, ließ sich Sorgen vortragen, versprach Abhilfe: »Noch nicht heute, noch nicht morgen – wir sind im Aufbau, versteht ihr? Aber es wird kommen, seid getrost.«

Es gab noch Heiligtümer im Land, aber sie waren verwahrlost, auch wo das Meer sie nicht erreicht hatte: die Bäume der Haine abgestorben, die Gebäude zerfallen und von Grün überwuchert. Die Leute, denen sie gehörten, gingen noch manchmal hin, um zu opfern. Aber es gab ja fast nichts, was man den Göttern geben konnte. Manchmal wußten die Menschen nicht einmal mehr die Namen der Himmlischen, denen die Haine geweiht waren. »Er heißt Herr«, sagte ein alter Mann auf Befragen, »und sie Herrin, wenn mir recht ist. Aber gekümmert haben sie sich nie um uns. – Im Sachsenland sollen sie jetzt einen neuen Gott haben mit einem blauen Mantel und nur einem Auge, der soll viel stärker sein, ein Händler sagte es mir.«

»Ach was«, erwiderte Nauteas ärgerlich. »Was gehen uns fremde Götter an? Ihr habt euch nicht um die euren gekümmert, wie sollen sie dann an euch denken? Stellt das Heiligtum wieder her, so wird alles besser werden.« Er ließ sofort seine Leute das Dickicht roden, den Zaun wiederherstellen und die Wände des Feuerhauses ein wenig flicken. »Das übrige bleibt euch«, sagte er. Inzwischen plauderte und

lachte Herrad mit den Bäuerinnen. Diese reichten ihr die kleinen Kinder, und sie ließ sie auf ihrem Götterpferd reiten.

Als das Königspaar weiterzog, blickte ihm der alte Mann kopfnickend nach. »Herr und Herrin! Am Ende waren sie es doch selbst. Nun wird sicherlich alles besser werden.«

Sie ritten auf den alten, breitausgefahrenen, staubigen Straßen nach Norden. Das Gefolge war nicht groß. Nauteas konnte den verarmten Leuten dieses Landes nicht zumuten, viele Menschen zu ernähren und zu beherbergen. Auf zwei Ochsenwagen hatte man Lebensmittel und Zelte gepackt, um den Bauern nicht allzusehr zur Last zu fallen.

Es waren vier von den Rindern König Orms, die die beiden Wagen zogen. Übrigens hatte es viel Ärger wegen dieses Viehs, das Antinos mitgebracht hatte, gegeben. Daß der König etliche der Tiere – nur soviel, wie er zur Zucht brauchte – für sich behielt, machte sofort böses Blut. Jeder meinte, ihm käme das Vieh zu, er habe doch so viel verloren . . . Nauteas verteilte, was er nicht behielt, an die Bedürftigsten. Eine Milchkuh erhielten nur Familien mit vielen kleinen Kindern. Darüber aber murrten diejenigen, die sich zu den Großbauern rechneten. Schließlich brauchte der König ihre Schwerter, wenn es einmal zum Krieg kam, was konnten ihm schon die kleinen Hungerleider nützen? Nauteas war sich klar darüber, daß er noch sehr viel mehr Vieh erhalten mußte oder aber gar keines, sonst würde des Streitens kein Ende sein.

In den reicheren Gehöften des Nordens wurden sie festlich empfangen. Hier gab es größere Felder und stattlichere Häuser. Alles war sauber und in Ordnung, nichts auffällig, auch die Heiligtümer nicht. Die Kimbern und Ambronën hatten sich natürlich ebenfalls an dem großen Auszug aller Nordvölker vor hundert Jahren beteiligt, aber doch nicht in dem Maße wie die Stämme der südlichen Teuta. Das Meer hatte wohl auch ihre Felder überspült, aber ihre Landverluste waren nicht allzu groß gewesen, und sie waren schneller wieder zu einem gewissen, wenn auch bescheidenen Wohlstand gelangt. Das kimbrische Thing, das noch bestand,

hatte übrigens einen Sondervertrag mit den Dänen geschlossen, und diese hatten hier nicht gewagt, das Vieh zu fordern oder gar wegzuholen. Auf den Weiden grasten stattliche Herden, Nauteas und die Seinen betrachteten sie mit neidischen Blicken.

Sie kehrten im größten Hof der Gegend ein, der dem Bauern Mimas gehörte, von dem es hieß, daß er einer der mächtigsten Männer im Kimberland sei. Er war nicht bei der Königswahl gewesen, aber die Männer, die Nauteas begleiteten, sagten, daß er der Sache des neuen Königtums durchaus nicht abweisend gegenüberstehe.

Mimas war ein stattlicher Mann mit gut geschnittenem Bart, grauem Haar und kleinen, klugen Augen. Er begrüßte Nauteas würdevoll, aber höflich und sogar mit einem kleinen Anflug von Ehrerbietung.

Nachdem die Gäste sich erfrischt hatten, fand ihnen zu Ehren ein Gastmahl in der Halle des Bauern statt.

Der Raum war groß, in der Mitte brannte das Feuer zwischen den Firstsäulen. Kienfackeln steckten in Haltern. Ihr rotes Licht spielte über die blanken Bronzewaffen hin, die an den Wänden hingen. Nauteas nahm den Ehrenplatz auf dem Hochsitz bei der Firstsäule ein, Herrad thronte neben ihm.

Es war ein Gastmahl, fast wie es Nauteas vom Königshofe seines Bruders Temenos her kannte. Sogar ein Sänger, der Heldenlieder vortrug, fehlte nicht. Die Speisen, die aufgetragen wurden, waren kräftig und vielfältig, man trank aus bronzebeschlagenen Trinkhörnern Bier und Met.

Der Hausherr saß neben Nauteas und sprach fast ausschließlich mit ihm. Die Königin beachtete er kaum. Er schien zu den Männern zu gehören, die glaubten, Frauen seien nur zum Spinnen, Weben und Kindergebären auf der Welt. Weder seine eigene Hausfrau noch seine Töchter nahmen an dem Mahl teil. Aber die Königin, die an der Seite ihres Gemahls mit Selbstverständlichkeit durch die Halle zum Ehrenplatz geschritten war, konnte er ja nicht gut in die Spinnstube verweisen.

Herrad genoß das prächtige Fest in vollen Zügen, die guten Speisen, die Musik, die Achtung, die man ihrem Gatten entgegenbrachte. Sie war sich ihrer Schönheit voll bewußt, der Goldfarbe ihrer langen Zöpfe, des strahlenden Glanzes ihrer dunkelbewimperten Augen unter dem Stirnreif, der Frische ihrer leicht gebräunten, rosigen Wangen. Lächelnd nahm sie die hübschen Worte hin, die der ihr zunächst sitzende junge Mann, ein gut aussehender Kimbrier aus adligem Geschlecht, ihr zuflüsterte. Sie dachte: Der Bursche ist hübsch, aber die Anbetung in seinen Augen und der Schwung seiner Worte kann mich nicht rühren, denn ich sitze an der Seite des schönsten und würdigsten Mannes, der hier im Raum ist, ich bin seine Königin und vollkommen glücklich . . .

Nur gelegentlich kamen Fetzen des Gesprächs zu ihr, das Nauteas mit Bauer Mimas führte. Plötzlich aber wurde sie aufmerksamer und hörte schärfer hin, während sie tat, als lausche sie auf die anschwellenden Harfenklänge, die von jenseits des Feuers herüberdrangen.

Mimas sagte: »Wir hier haben es fertiggebracht, mit den Dänen in erträglichem Frieden zu leben. Sie sind arm wie wir, aber was Waffen und waffengeübte Männer betrifft, uns überlegen. Die Teuta ist zwar zusammen mit Kimberland und Ambros kein kleines Gebiet, aber dünn besiedelt.«

»Das ist nur zu wahr«, antwortete Nauteas. »ich habe es gesehen. In der Teuta fehlt es an Menschen und schon gar an Waffen und kriegerischer Übung. Es hat auch keinen Sinn, die Tatsache verbergen zu wollen . . .«

»Nein«, sagte Bauer Mimas, »denn sie wissen sehr gut Bescheid über uns alle und über unsere Schwächen. Darum bleibt dir, König, nur die eine Möglichkeit, vorerst alles zu tun, was dem Frieden dienen kann.«

Nauteas starrte vor sich auf den Tisch nieder und spielte mit seinem Trinkhorn.

»Wir sind über die Bedingung, die König Orm dir stellte, unterrichtet. Sie ist erfüllbar, wie ich meine.«

»Nein, sie ist es nicht.« Nauteas warf einen raschen Blick

aus dem Augenwinkel auf die Frau an seiner Seite, die halb abgewandt saß und dem Sänger lauschte. »Aber ich bitte dich, schweige jetzt«, sagte er leise. »Später . . .«

»Ich habe keinen Grund zu schweigen«, fiel die ruhige Stimme des Bauern ein. »Es gibt hier keine Verräter, König. Und ich sage dir nur das eine, die Bedingung ist erfüllbar und muß erfüllt werden – jetzt. Wenn zehn oder zwanzig Winter hingegangen sind, kann die Sache ganz anders aussehen. Dann werden wir die Freundschaft von Kleitros entbehren können. Vorerst aber . . . Es dürfte ja kaum ein Opfer für dich bedeuten, eine zweite Gattin an deiner Seite zu haben. Die Tochter Orms ist zwar nicht reizvoll . . .« Er lachte ein wenig.

»Schweige doch!«

Es war zu spät. Die Königin fuhr herum. »Was sind das für Reden, Bauer?« fragte sie heftig.

Bauer Mimas lachte wieder, dunkel und spöttisch. »Wie könnte die Sache dir und deiner Macht wohl schaden, junge Frau? Du bist schöner als jene, und das zählt bei jungen Gatten.«

»Bitte«, sagte Nauteas sehr beunruhigt, und faßte Herrads Arm.

Aber sie riß sich los und stand auf. Ihr Gesicht war blaß, die Augen starrten verdunkelt und übergroß in die Weite der Halle hinaus. Dann wandte sie sich ohne ein Wort um und ging mit ruhigen Schritten, hoch aufgerichtet am Feuer vorüber und aus der Halle.

Alle Reden verstummten, sogar die Harfe des Sängers schwieg. Nauteas wollte aufspringen und seiner Frau nach-eilen, aber dann blieb er doch sitzen, denn die Männer blickten jetzt neugierig zu ihm hin, und einige lächelten. Bauer Mimas aber sagte sehr leise in seinen Bart hinein: »Ein eigenwilliges Füllen, wie, König? Das du dir erst zureiten mußt . . . Es wäre nicht gut für Volk und Land, wenn dir das nicht gelänge.«

»Nie«, sagte Herrad. »Nie, nie, nie.« Sie stand mitten in

dem Schlafgemach, das Bauer Mimas seinen Gästen zur Verfügung gestellt hatte. Herrads Augen, dunkelblau und feurig, funkelten im Fackellicht Nauteas an. »Nie werde ich es zulassen, daß du eine andere Frau neben mir hältst. Sie sei, wer sie sei. Ich bin eine Atlantidin. Ich lasse mir dergleichen nicht bieten.«

»Auch nicht, wenn Frieden und Aufbaumöglichkeit für uns alle davon abhinge?«

»Auch dann nicht. Laß dich nicht auslachen, du großer König. Als ob du nicht andere Wege finden könntest.«

Er bezwang den aufsteigenden Zorn. »Was würdest du tun, wenn ich mir Orms Tochter dennoch aus Dänenland holte?«

»Ich würde sie töten, ein Boot nehmen, auf die wilde See hinausfahren und nie wiederkommen.«

»Dann würdest du mir großes Leid antun«, sagte er schlicht.

Das rührte sie an. Aber sie wollte nicht zeigen, was sie fühlte. »Mir Leid anzutun scheint dir nichts auszumachen«, sagte sie herb.

»Wir sind König und Königin, Herrad. Wir sind um der anderen willen da. Leid oder Freude, das darf bei uns nicht zählen. Glaube doch nicht, daß ich das gern täte – dir Leid zufügen. Oder daß es mir Freude machen würde, dies hinkende Mädchen in mein Haus zu nehmen. Aber von deinem Wollen oder Nicht-Wollen darf die Sache nicht abhängen, verstehe das.«

Sie verstand es nicht. Ihre Augen wurden schmal. »Ach was«, sagte sie. »Du hast ja nur Angst, diese Männer könnten dich Weiberknecht schelten.«

»Diese Angst habe ich«, antwortete er gemessen. »Es wäre nicht gut, wenn sie's täten.«

Seine ernste Ruhe brachte sie noch mehr auf. »Du denkst, ich wisse nicht, wie die Männer sind, weil ich auf einem einsamen Hof aufgewachsen bin. Ich habe meine Augen offengehalten. Alle Männer sind gleich. Das Neue lockt sie, Nauteas.«

»Du meinst, ich sei jetzt schon deiner überdrüssig?«

»Man kann nicht wissen.«

»O Herrad«, sagte er nur.

Das brach ihre Starrheit. Plötzlich liefen ihr die Tränen übers Gesicht. Sie warf die Arme um seinen Hals. »Tu mir das nicht an, Nauteas, Liebster, Geliebtester. Ich bin zu stolz, ich könnte es nicht ertragen. Ich müßte dich verlassen und zugrunde gehen. Tu es mir nicht an. Brich nicht unser Glück in Scherben, du weißt doch, wie groß es ist . . .«

Er wußte es. Er drückte sie fest an sich. Dann schob er sie zurück und umfaßte ihre Schultern. »Mein Lieb«, sagte er, »sei vernünftig. Nur ein klein wenig Vernunft verlange ich von meiner Frau. Ich habe dieses Ansinnen, das mir von König Orm gestellt wurde, zurückgewiesen. Ich bin überzeugt, daß sich ein anderer Weg finden wird. Ich will dieses Mädchen nicht. Du, nur du bist meine Frau.« Sie suchte jetzt seine Lippen, aber er hielt sie von sich weg. »Doch ein anderes, Herrad, will ich ebensowenig: gehemmt sein in meinen Königsentschlüssen durch die Liebe, die zwischen meinem Weib und mir ist!«

Sie löste sich von ihm, lehnte an der Wand und sah ihn an. Noch standen Tränen in ihren Augen.

»Hast nicht du selbst einmal, damals als wir hinter meinem Zelt unter dem Sternenhimmel standen, etwas von Königspflichten zu mir gesagt?« fragte er.

»Ich habe gesagt, du seist, wie ein Mann und wie ein König sein soll.« Sie seufzte tief und wischte sich die Tränen ab – mit dem Handrücken wie ein Kind. »Ich würde daran zugrunde gehen«, murmelte sie. »Aber sei's drum. Der Gott hat mich mit Liebe zu dir geschlagen.« Sie warf ihren Umhang ab. »Ich wollte dich von meinem Lager weisen. Aber – sei's drum. Komm.«

III

DER NEUE GOTT

Ein gut Stück Weges nach Osten zu lag der große Hof Horsena an einem Fjord, von dem aus man leicht nach den Inseln der Dänen übersetzen konnte. Dort gab es ein Gestüt, in dem seit ältester Zeit die Pferde für die Götterwagen, für Umzüge und Königsritte gezüchtet wurden, wie man Nauteas erzählte. Der Besitzer des Hofes aus dem uralten Geschlecht der Horsener war Heimo, ein ebenso mächtiger Mann hier im Nordosten wie Mimas. Ihn wollte Nauteas noch aufsuchen, ehe er in den Süden der Teuta zurückkehrte.

Aber Mimas warnte ihn. »Daß Heimo es mit den Dänen hält, ist allbekannt, die Horsener haben das immer getan, sie waren stets so etwas wie die Vorposten der Dänenkönige auf dem Gebiet der Teuta. Und Heimo hätte seine Pferde nicht behalten, wenn dem nicht so wäre. Aber was schlimmer ist, man sagt, Heimo halte Verbindung mit Hara, dem Neffen König Orms, dem ›Seewolf‹ und ›Goldhorter‹, wie man ihn nennt, und sei seinen Wünschen dienstbar. Und das wirst du wohl wissen, König, daß jener Hara auf seiner Burg auf Pynen sitzt wie die Spinne im Netz, und daß er es auf Orms Königssitz ebenso abgesehen hat wie auf . . .« Mimas stockte.

». . . den meinen?« fragte Nauteas. Er lächelte. »An dem meinen dürfte er wenig Freude haben. Er wäre ihm freigestanden, ehe ich kam. Aber bisher hat offenbar niemand danach verlangt, König eines Landes zu werden, in dem – wie die Leute bei uns sagen – durchaus nichts zu holen ist.«

Mimas' kleine, kluge Augen zwinkerten. »Du hast recht, König. Aber es ist seltsam – ein Stück Fleisch mag noch so verfault im Grase liegen, fängt ein Vogel daran zu picken an, kommen sogleich andere und wollen auch davon.«

»Du meinst, jener Hara sage sich: wo der Seefahrer aus dem Süden Königswürde suche, da könne doch nicht alles so elend und armselig sein, wie man erzähle?«

»Genau das dürfte er denken.«

»Dann weiß er nicht, daß der Seefahrer aus dem Süden nicht gekommen ist, um hier Schätze zu finden«, Nauteas sah auf das Trinkhorn, das seine Hand hielt, »sondern um aus dem Lande der Armen und Verlorenen etwas zu machen, das sich sehen lassen kann«, fuhr er fort und setzte das Horn hart auf den Tisch.

»Und das ist nicht jedermanns Sache«, fügte der Bauer bei und verzog den Mund unter dem Bart. »Du hast wieder recht, König. Aber sage einer das dem Königsneffen. Er wird es nicht glauben. Jeder glaubt, alle anderen seien gesinnt wie er selber.«

»Vielleicht erkennt wenigstens dieser Heimo, daß ich ein ehrlicher Mann bin.«

»Das muß jeder erkennen, der dich hört und sieht«, sagte Mimas, und es klang, als meine er, was er sagte. »Aber ich rate dir dennoch nicht, Horsena aufzusuchen. Heimo soll noch mehr sein als ein Dänenfreund: Man sagt, er gebe sich auch mit Zauberkünsten ab.«

»Ich werde trotzdem hingehen«, antwortete Nauteas lächelnd. »Ich möchte nicht, daß man sage, der neue König fürchte sich vor Zauberkünsten.«

Horsena lag auf einer Anhöhe, die hinter den Häusern noch ein Stück anstieg bis zu einer grasigen Kuppe, die ein großes Hügelgrab mit einem dunklen Stein darauf krönte. Nauteas hatte mit seinem Gefolge die Kuppe auf gewundenem Pfad erreicht, jetzt hielt er sein Pferd an, Herrad war neben ihm. Sie blickten über den Hof weg auf den silbrig glänzenden Fjord, der sich in Krümmungen hinauszog bis

dorthin, wo Himmel und Meer miteinander verschmolzen. Es war die östliche See, ein Binnenmeer mit sanftem Wellenschlag, das die dänischen Inseln umschloß, wie man Nauteas gesagt hatte. Möwenschwärme kreisten mit Gekreis über dem Fjord, von dessen lichtem Wasser sich der dunkle, schlanke Körper eines einzelnen Bootes abhob, das mit eiligen Ruderschlägen ostwärts strebte. Der Hof lag ganz still, wie verlassen, aus den großen Rieddächern stieg kein Rauch, kein Mensch war ringsum zu sehen, nur unten auf den grünen Weiden grasten Pferde, etliche schneeweiße dabei, die schimmernd durchs Grün zogen.

Die Häuser waren von Wall und Palisaden umgeben wie eine Festung. Das große Tor war geschlossen, als Nauteas es erreichte. Aber noch ehe Thoon, den Nauteas vorschickte, mit dem Schwertknauf dagegen schlagen konnte, taten sich die mächtigen Torflügel lautlos auf. Dahinter standen in einem großen Hof viele Männer in Reihen aufgestellt, alle schweigend. Ohne Bewegung starrten sie dem einreitenden König entgegen, bis ein laut gegebener Befehl den Bann, in den sie geschlagen schienen, löste, und einige vorsprangen, um die Pferde zu halten.

Den Befehl hatte ein sehr großer Mann gegeben, der jetzt ruhigen Schritts durch die Reihen kam.

Nauteas war abgesehen, und sie standen voreinander. Das Gesicht des großen Mannes, der Nauteas noch überragte, war grobknochig, aber nicht unschön, bartlos, mit einer schrägen Narbe über den dichten Brauen und seltsam gelblichen Augen, die Nauteas anblickten, als wollten sie ihm ins Herz sehen. Nauteas dachte, daß er noch nie einem Mann mit so bannendem Blick begegnet sei. »Willkommen, Seefahrer aus der Fremde«, sagte der Mann.

Nauteas lächelte sein gutes, freundliches Lächeln, das ihm die Herzen zu gewinnen pflegte. »Du darfst mich ruhig König nennen«, sagte er. »Das Thing der Teuta hat mich bestätigt, nachdem es sich davon überzeugt hatte, daß ich ein Urenkel jenes Atlantiden Hyllos bin, der einst das Atlasreich des Nordens beherrschte.«

»Ich will damit trotzdem noch ein wenig warten, Seefahrer«, antwortete Heimo Horsena ebenso freundlich. Auch er lächelte. »Das Atlasreich besteht nicht mehr, es ist ebenso in der großen Flut ertrunken wie die Heilige Insel, und sollte es noch Nachfahren der Atlantiden geben, so müssen sie ihre Rechte erst wieder neu erwerben und beweisen, wer sie sind und was sie können, ehe man sie König nennen darf. Denn alles muß jetzt neu werden, der alte Weltbaum muß aus den tiefen Wurzeln neu aufwachsen, ein neues Weltalter hat begonnen, das weißt du wohl.«

»Ja, das weiß ich«, antwortete Nauteas. »Auch ich bin der Meinung, daß wir ganz von vorn anfangen müssen. Eben darum bin ich ja in dieses Land gekommen, um dem neuen Weltalter zum Wachstum zu verhelfen.«

»Da hast du dir eine große Aufgabe gestellt«, sagte Heimo Horsena nur, und es war, als zucke es spöttisch um seine schmalen Lippen. »Aber tritt ein. Du und deine schöne Frau, ihr seid, wie ich schon sagte, willkommen.«

Sie wurden auf Horsena fast noch besser aufgenommen als auf dem Hof des Mimas. Zum erstenmal sah Nauteas in diesem Lande goldenes Geschirr auf dem Tisch, goldene Becher und Krüge. Das Lied des Sängers klang noch schöner als das im Mimas' Halle, doch sang er es in einer alten, seltsamen Sprache, deren Worte kaum zu verstehen waren. Der Trank, den Heimo seinen Gästen vorsetzte, hatte einen eigenen Geschmack und ging stark ins Blut, das spürte Nauteas. Er bat Herrad leise, nicht zuviel davon zu trinken.

Die Gefolgschaft des großen Heimo hielt sich ebenfalls im Trinken zurück, das sah Nauteas. Es ging bei diesem Gastmahl längst nicht so laut zu, wie es sonst überall – auch im Süden – bei solchen Gelegenheiten der Fall war, es schien, als lege die Gegenwart des großen Mannes, der Nauteas gegenüber in einem mit Schnitzwerk verzierten Sessel saß, allen eine Fessel an.

Als später dennoch einige Fröhlichkeit aufkam und man hier und dort lachen hörte, liefen auf einmal etliche junge Männer und Mädchen in die Halle, die mit ganz kurzen

roten Röckchen aus lockeren Schnüren mit Bronzeklunkern daran oder einem roten Lendenschurz bekleidet, sonst aber nackt waren. Sie begannen zu einer eigenartig klappernden Musik zu tanzen, führten Kunststücke vor, überschlugen sich, spielten mit goldenen Bällen, sprangen durchs Feuer oder einander auf die Schultern, zuletzt standen sie einer über dem andern, so daß der oberste fast die Deckenbalken erreichte. Das alles führten sie mit großer Geschmeidigkeit und Anmut aus, und Nauteas sah, daß Herrad von der Vorführung entzückt war.

Er selbst schüttelte den Kopf, im Grund mißfiel ihm das Spiel. »Was sind das für Leute?« fragte er seinen Gastgeber. »Sie bewegen sich sehr gewandt. Ich habe noch nie dergleichen gesehen.«

»Es sind Gaukler«, antwortete Heimo. »Sie werden für diese Spiele ausgebildet und ziehen im Land herum, um sie bei Festlichkeiten zur Belustigung der Gäste zu zeigen. Es gibt nur noch wenige Gruppen dieser Art – jetzt. Ich denke, es ist eine Kunst, die ausstirbt, denn die Gaukler verlangen Gold, und wer hätte das heutzutage schon zu vergeben?«

»Ich glaube, daß auch in den Ländern des Südens hier und dort dergleichen zu den Belustigungen Reicher zählt«, sagte Nauteas, »aber ich dachte nicht, daß hier im Norden . . .«

»Früher waren solche Spiele hier auf allen Adelssitzen üblich. Auch bei den Festen der Götter in den großen Heiligtümern traten die Gaukler auf.«

»Aber nicht auf der Heiligen Insel«, wehrte Nauteas ab.

Heimo verzog die Lippen. »Auch auf der Heiligen Insel und gerade dort; Kleito, die Göttin, liebte das Spiel, sagt man. – Sieh her!« Er nahm einen der goldenen Krüge, der auf Nauteas' Tisch stand, und zeigte ihm den Griff. Er war in Form eines Mannes gebildet, der, nur mit einem Lendentuch bekleidet, sich nach rückwärts bog, so daß er sich den Leib emporwölbend, auf Füße und Hände stützte. »Dieser Krug befindet sich schon seit hundertfünfzig Wintern in meiner Familie. Er stammt von den Schmieden aus Kleitros, die damals in aller Welt berühmt waren, und aus

einer Zeit, da hier im Norden noch Reichtum und Üppigkeit herrschten, wie du siehst.«

»Davon ist nur noch wenig übrig«, sagte Nauteas.

»Das Neue, das werden wird, ist besser.«

Nauteas sah Heimo groß an. »Du selbst . . .« Er wies auf den Krug und dann auf die Gaukler, die eben aus der Halle huschten.

Heimo wehrte mit der Hand ab. »Ich sage nicht, daß man nicht vom Alten dies und das herüberretten sollte in die Zeit des Neuen. Im Gegenteil: Wenn auch der alte Reichtum geschwunden ist, die alten Fähigkeiten sollten erhalten bleiben. Allzuviel hat sich schon verloren oder ist im Begriff, vergessen zu werden. Die wichtigsten Künste. Sie aber brauchen die neuen Götter, um die ihnen gemäße Welt zu schaffen.«

»Die neuen Götter?« fragte Nauteas stirnrunzelnd.

Heimo lehnte sich in seinen Stuhl zurück, er sprach wie ins Leere hinein, und seine leise Stimme klang singend: »Posideos, der Goldene, ist weggezogen, in den fernen Süden ist er gezogen, hat einen neuen Namen angenommen, wird niemals wiederkommen . . . So singen bei uns die Kinder«, setzte er in anderem Ton hinzu.

»Aber es ist nicht wahr«, rief Nauteas.

»Vielleicht doch. Der Gott der goldenen Zeit ist mit den kunstreichen Schmieden, den Königen, dem Gold und auch dem dunklen Metall, dem Eisen, nach Süden gezogen. Sein Heiligtum hat das Meer verschlungen – nach dem Willen des Schicksals.«

»Nach dem Willen des Schicksals taucht es wieder aus der Flut.« Nauteas' Stimme klang hell und stark. »Schon wölbt sich sein Hügel über das Schlammeer empor. Wir bauen seinen Tempel wieder auf. Wir haben seine goldene Sonne gefunden; und ich habe ihn gerufen. Er ist gekommen und hat ein Zeichen gegeben.« Er saß aufrecht, die Faust auf dem Tisch. Herrad sah ihn mit leuchtenden Augen an, und sein Blick tauchte freudig in den ihren.

Wieder lehnte sich der große Mann zurück, wieder klang

seine Stimme leise und singend: »Seefahrerlein, Seefahrerlein, enthalte dich der Vermessenheit der Jugend. Was soll dir und den Deinen schon das bißchen Sonnengeflimmer auf dem Rand eines alten Fundstücks nützen, was zählen ein paar Holzpfähle, in alte heilige Erde gesteckt? Der graue Winter wird alles wieder zerstören, er bringt die Stürme, den Schnee, die See, den Tod. Besser, viel besser, sich mit dem Wilden Jäger zu verbünden, dem Herrn des Sturms und des Zaubers. Dort und nur dort erlangt man die Kraft, die Winter dieses Nordlandes, die du noch nicht kennst, zu überstehen.«

»Ich weiß, daß die Winter hier hart sind. Aber was schadet das?« antwortete Nauteas zornig.

Heimo fuhr fort, als habe er nichts gehört. »Hast du noch nichts vom neuen Gott vernommen, der jetzt das Sachsenland durchzieht, und für den sie dort Heiligtümer gründen? Es geht doch im ganzen Norden die Rede von ihm.«

»Ich hörte etwas davon. Wo kommt er her, dieser Gott?«

»Ich denke, er kam aus dem Osten. Wilde, aber mutige Männer brachten ihn mit, heißt es. Sie siedeln jetzt hier und dort im Sachsenland. Es sei, so wird gesagt, in Wahrheit ein uralter Gott, mächtig und stark, man nennt ihn Zauberherr, und er verleiht große Kräfte denen, die sich ihm weihen. Er jagt mit den Stürmen dahin, auf achtbeinigem Pferd mit fliegendem Mantel, und hat nur ein Auge. Das andere gab er als Pfand für die ewige Weisheit, die ihn strömend erfüllt und von der er denen mitteilt, die sich in seine Geheimnisse einweihen lassen. Er verleiht ihnen, so sagt man, die Fähigkeit, über sich selbst hinausdringend, dem eigenen, hemmenden Körper zu entfahren . . .« Heimos Stimme erstarb in einem Murmeln.

»Das scheinen mir seltsame Dinge zu sein, von denen ich nichts verstehe«, sagte Nauteas mit gerunzelter Stirn. »Ich liebe das unklare Wesen nicht und nicht das geheimnisträchtige Tun der Zauberer. Ich denke, wir in der Teuta und im Land der Kimbern wollen bei den alten Göttern bleiben, bei Poside vor allem, beim Gott des Lichtes wie des Rechtes,

der den jungen Frühling und den klaren Sommer bringt und letztlich immer das Feld behalten wird. Ihm wollen wir vertrauen, sonst keinem. «

»Vergiß den Winter und die Stürme nicht«, murmelte Heimo.

»Die Sonne wird sich immer wieder durchringen.«

»Glaube es, solange du kannst«, sagte Heimo abschließend und lächelte verhalten.

Am nächsten Tag saß Nauteas allein mit Heimo auf dem Ahnenhügel hinter dem Hof zu Füßen des großen Steins, der auf dem Vorzeitgrab errichtet war. Sie blickten auf die Weiden der Pferde und den Fjord hinab.

»Verachte meinen Rat nicht, Seefahrer«, sagte Heimo.

»Ich verachte ihn nicht«, antwortete Nauteas. »Ich bin ja ausgezogen, um den Rat der großen Männer des Nordens einzuholen, denn ich weiß sehr wohl, daß ich noch jung bin und ohne Erfahrung.«

»Es ist gut«, sagte Heimo. »Ich kann dir nur raten: Wenn dir wirklich an König Orms Freundschaft liegt, so erfülle seine Bedingung. Der Fall liegt so, daß er dich braucht und du ihn. Das Dänenreich ist gespalten. An eine Seite muß man sich halten, wenn man nicht zwischen ihnen zerrieben werden will. Auch du, König der Teuta. Du bist in Wahrheit machtlos und darum abhängiger von deinem Nachbar als du vielleicht denkst.«

Zum ersten Mal hatte er Nauteas »König« genannt, aber mit deutlichem Spott in der Stimme.

Nauteas sagte unumwunden: »Ich hörte, du selbst hieltest es mit der anderen Seite, Heimo Horsena.«

»Ich halte es mit keiner Seite«, grollte Heimos tiefe Stimme nach einem kleinen Schweigen. »Freilich – es ist immer besser, sich an die Jugend zu halten als an das Alter.«

»Dieser Hara soll ein ehrgeiziger und gewalttätiger Mann sein.«

»Was schadet das? Wichtig ist allein, daß einer die Dinge zu lenken versteht.«

»Kann er das?«

»Du fragst mich zuviel. Das muß sich zeigen.«

»Auch ich bin jung, Heimo, du hast es bereits mit einigem Spott festgestellt. Aber mich treibt kein persönlicher Ehrgeiz und das . . .« Er schwieg. Es war würdelos, sich selbst anzupreisen.

»Nicht? Wirklich nicht?«

Nauteas schwieg.

»Um so schlimmer«, murmelte Heimo, »wenn dem so wäre. Ehrgeiz ist eine starke Triebkraft, und Gewalt allein beherrscht und erhält die Welt der Menschen.«

»Nein«, rief Nauteas. »Es ist umgekehrt. Letzten Endes zerstören Ehrgeiz und Gewalttätigkeit jene, die sie beherrschen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich bin jung, aber ich habe, während ich heranwuchs, dies und jenes gesehen.«

»Und dennoch verschmähst du den gewaltlosen Weg, der sich dir bietet?« stieß Heimo vor. »Als Orms Schwiegersohn stündest du Hara mit gleichwertiger Stärke gegenüber.«

»Ich will mein Vieh, das ist alles«, sagte Nauteas störrisch. »Nichts sonst. Ich will kein Weib, ich habe eines, das mir genügt.«

»Dein Vieh und sonst nichts?« Jetzt lachte Heimo. »Hast du denn die Macht, es dir zu holen, wenn man es dir verweigert?«

»Es ist gestohlen.«

»Und? Du magst Poside, den Herrn des Rechtes, anflehen, so lange du willst – tüchtige Schwerter und starke Heeresmacht werden immer vor Recht gehen.« Er stand auf. »Das war es, was ich dir sagen wollte. Und noch eins – in aller Offenheit: Meine Hilfe erhält nur und immer der Stärkste. Ich, der ich hier ausgesetzt an der Grenze wohne, wäre ein Narr, wollte ich anders handeln.«

Der Tag war sonnig gewesen und erstaunlich warm für die Jahreszeit. Ein lauer Wind fuhr raschelnd durch die

Bäume, deren Laub sich bereits färbte. Weiße Wolkenstreifen zogen über den hellblauen Himmel, sie verdichteten sich zum Dunst, der alle Ferne verhüllte. Am Abend, als man in der Halle saß und trank, brach der Sturm los, der erste Herbststurm des Jahres.

Er pfiß und sauste um Heimos Halle. Man hörte Stöhnen und Heulen, dazwischen klang es wie Hundebellen und Pferdegewieher. Nauteas unterhielt sich leichthin mit Heimo und sah den Gauklern zu, die wieder tanzten und durchs auflodernde Feuer sprangen. Die Flammen züngelten empor und duckten sich dann. Der Wind fuhr durch das Loch im Dach herein und ließ den Rauch in Fetzen durch die weite Halle flattern, überall regte und bewegte es sich wie zerfließende Gestalten und winkende graue Hände. Nauteas fühlte sich wider Willen beunruhigt. Aber er sah, daß Herrad überlegen lächelte. »Das ist noch gar nichts«, sagte sie. »Bei uns an der Westküste weht es oft viel stärker. Und wenn dann das Hochwasser bis zur Palisade steigt und gegen das Holz klatscht und die Sturmflut anbraust und das Land unter Wasser liegt . . . Daran muß man sich gewöhnen. Und als Kind der atlantischen See gewöhnt man sich daran.«

»Wir müssen Deiche bauen«, sagte Nauteas vor sich hin. »Was in dieser Beziehung an der Westküste vorhanden ist, sieht kläglich genug aus. Aber kann ich alles auf einmal angreifen?«

»Gegen Wasser und Wind und gegen Menschen zugleich kämpfen? Kaum«, stimmte ihm Heimo Horsena lächelnd bei.

Dann hob er den goldenen Becher, der im schwachen Feuerlicht ungewiß auffunkelte. »Trinke, König der Teuta. Sollte ein Seefahrer nicht mit dem Windgott vertraut sein?«

Die Gaukler waren verschwunden. Ein starker, rasselnder Sturmstoß fuhr herein und füllte die Halle mit Dunst. Brüllend heulte es oben übers Dach hin.

»Sie kommen«, sagte Heimo leise. »Es ist eine gute Nacht für sie.«

»Wer – sie?«

In der Halle war es still geworden. Alle, die an den Tischen saßen, schienen zu lauschen.

»Wer – sie?« fragte Nauteas nochmals.

»Die dem Wilden Jäger folgen. Man sagt, es seien die Toten. Was weiß ich, wer sie sind?«

Jetzt hörte man durch das Brüllen des Sturms laute Stimmen vor der Tür. »Hussa und hopp!« schrien sie. Und dann »Brrr! Steht ihr Pferde!« und lautes Wiehern und Stampfen.

»Gäste?« fragte Nauteas mit trockenen Lippen.

»Gäste«, wiederholte Heimo in singendem Ton.

Da sprang das große Tor der Halle mit einem Krach weit auf. Wie Rauch und Schatten quoll es herein, lautlos jetzt, nebelhaft, während der Sturm draußen plötzlich verstummte. Aus dem Dunst wuchsen Gestalten, verummmt die meisten oder mit kohlschwarzen Gesichtern. Einige schienen die Köpfe unter dem Arm zu tragen, andere armlos und ohne Beine nur auf den Stumpen der Oberschenkel zu gehen. Schwarze Hunde liefen zwischen ihnen. Oder waren es Wölfe?

Jetzt aber machten die sich drängenden Schatten Platz für einen Mann im wehenden blauen Mantel, der, deutlicher zu erkennen als alle anderen, den Gang zum Feuer heraufkam. Er trug einen großen Schlapphut, wie Nauteas nie einen gesehen hatte, und ging lautlos auf nackten Füßen. An der Hand führte er eine Frau, eine kleine Gestalt im dunklen Rock, ein Mädchen mit blassem, unschönem Gesicht und spärlichem Haar, das mit geschlossenen Augen daherkam wie eine Schlafende; Nauteas sah deutlich, daß das Mädchen hinkte.

Der Mann mit dem Schlapphut führte sie ums Feuer. Die Flammen schienen vor ihm zurückzuweichen. Zwei schwarze, hundeähnliche Tiere liefen ihm voraus. Nauteas hatte noch nie einen Wolf gesehen. In den Bergen von Arkadien sollte es sie noch geben, dort war, das hatte er gehört, sogar das Heiligtum eines Wolfsgottes. Aber hier – im Kimberland? Er sah die gefletschten Zähne der erstaun-

lich großen Bestien und griff unwillkürlich nach seinem Schwert. Wollten sie ihn anfallen? Oder gar die Königin?

Schnell blickte er Herrad von der Seite an. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Schreck oder Furcht, nichts als hochmütige Verachtung und hinter Spott verborgenen Ärger.

Der Mann mit den Schlapphut kam dem Hochsitz immer näher. Die Wölfe griffen nicht an. Sie blieben stehen, warfen die Köpfe in die Höhe und heulten wie traurige Hunde. Der Mann riß das Mädchen vorwärts. Er schleuderte sie, ihren Arm zerrend, nach vorn, als wolle er sie Nauteas zuwerfen. Sie stolperte und kam dicht vor dem Hochsitz zum Stehen. Nauteas hatte sich unwillkürlich vorgebeugt, um sie aufzufangen.

Aber sie stand. Die Augen waren immer noch geschlossen. Doch jetzt – wie unter einem Zwang – öffnete sie sie und starrte Nauteas ins Gesicht. In dem Blick standen Verwirrung, Schrecken, ja Entsetzen, das sich dann aber in schmerzvolles, verzweifertes Flehen wandelte. Es war ein Blick, der Nauteas gerade ins Herz drang. Er erinnerte ihn erschreckend an die arme Törin Njördis. Wieder beugte er sich vor. Er mußte dieses unglückliche Kind trösten, das war wichtiger als alles andere . . .

Er streckte die Arme aus, aber er griff ins Leere. Die Gestalt des Mädchens schien plötzlich zu verblassen, sie wurde wie durchsichtig und ganz und gar unwirklich, ebenso die des Mannes im Mantel. Nauteas sah nur noch den Kopf mit dem großen Hut, die Krempe fiel zurück, da war ein durchfürchtetes Gesicht, eine leere Augenhöhle und ein Auge, hell wie ein scharfes Licht, das ihn durch und durch zu schauen schien. Lächelte der Mann? Er sagte etwas mit unbewegten Lippen, aber Nauteas hörte deutlich die dunkle raunende Stimme: »Nun weißt du, was du tun mußt, Seefahrer.«

Sein Kopf fuhr herum. War es Heimo Horsena gewesen, der gesprochen hatte? Heimo lächelte, genau wie der alte Mann im Mantel . . . Als Nauteas wieder umblickte, war er verschwunden, ebenso das Mädchen, und die schattenhaf-

ten Gestalten drängten sich rasch aus der Halle, zerflatterten aufs neue wie Nebel. Draußen ging wieder der Sturm, Hufe stampften, Gewieher und Hussageschrei entfernten sich.

Heimo stand auf. »Vergib mir, König, wenn ich das Gastmahl beende«, sagte er so ruhig, als sei gar nichts vorgefallen. »Ich muß jetzt mit meinen Knechten hinaus und unsere Pferde einfangen. Sie laufen gern ein Stück mit der Wilden Jagd, das tun sie immer, aber sie sind nachher ganz in Schweiß gebadet und allzusehr abgehetzt und brauchen Pflege.«

»Sollten die meinen sich auch dieser Jagd angeschlossen haben«, fragte Nauteas sich erhebend, »dann möchte ich . . .«

»Mache dir keine Sorgen. Wir fangen auch sie ein. Sie werden morgen so frisch und munter sein, daß du deine Rückreise antreten kannst. Denn ich halte es für geraten, daß du jetzt mit den Deinen heimwärts ziehst. Die Zeit der Herbststürme hat begonnen, da ist es für jeden Mann rätlich, unter seinem eigenen Dach und an seinem eigenen Feuer zu sitzen.«

Als Nauteas und seine Frau in ihrem Schlafhaus allein waren, sagte Herrad: »Aber Nauteas, Lieber, wie konntest du dieses Blendwerk nur ernst nehmen und nach einem Schatten greifen, der in Wahrheit gar nicht da war? Wir wissen doch, daß Heimo Horsena ein Zauberer ist. Nichts von dem, was wir sahen, war wirklich.«

»Was hast du gesehen?« fragte Nauteas. Er konnte den seltsamen Schrecken und die Sorge, die ihn befallen hatten, noch immer nicht abschütteln.

»Sicherlich das gleiche, das du sahst. Die schwarzen Hunde haben mich zuerst auch erschreckt. Aber das übrige . . .« Sie lächelte verächtlich. »Nun – jedenfalls hast du jetzt gesehen, wie häßlich sie ist.«

Er gab nichts von dem preis, was der Blick des Mädchens in ihm geweckt hatte.

»Du glaubst also auch, daß es Orms Tochter war?«

»Heimo hat ihr Bild gestohlen, denke ich, und uns vorgegaukelt. Die Zaubermänner vermögen dergleichen. Aber, Nauteas, mein lieber Mann, ich hätte nie geglaubt, daß solch ein fades Gaukelspiel, das Heimos durchtriebene Pläne fördern soll, dir Eindruck machen könnte.« Sie sah ihn forschend an, und nun stand auch in ihrem Blick heimliche Angst.

Er küßte sie. »Sei ruhig, mein Lieb. Ich werde nicht länger mehr daran denken. Morgen wollen wir heimkehren. Der Bauer hat recht, unter dem eigenen Dach ist es am besten. Ich muß sagen, ich mag im Grunde diese Herren hier im Nordosten nicht, nicht ihr Großtun, nicht ihre Goldbecher und am wenigsten ihre seltsamen Künste.«

»Ich auch nicht«, sagte Herrad aus Herzensgrund.

IV

DER SCHWUR

Ja, es war gut, unter dem eigenen Dach zu sein, wenn die Herbststürme tosten – erschien auch das Königshaus auf dem Artoshof klein und armselig gegenüber den Hallen jener Großbauern des Nordens.

Nauteas war viel draußen – trotz peitschenden Regens, dicken Nebels und einsetzender Kälte. Es war ihm schwer aufs Herz gefallen, wie sehr man den Deichbau vernachlässigt hatte – offenbar schon seit Jahrzehnten oder länger. Die Arbeiten auf der Insel wurden eingestellt, alle verfügbaren Kräfte mußten an den Deichen mithelfen. Es gab hier an der Küste noch einige Männer, die wußten, wie man diese Dämme gegen das Hochwasser bauen und befestigen konnte, aber es waren zu wenig Arbeiter da für ein so großes Werk. Die weiter drinnen im Lande wohnten, drückten sich meist; der Weg sei zu weit, ließen sie sagen. Nauteas konnte dagegen nichts tun. Er arbeitete selbst mit, schwang den Spaten, gab allen ein Beispiel unverdrossenen Fleißes und heiterte zugleich die Mürrischen auf durch freundliche Worte und Späße, über die sie lachten.

Doch dann kamen Schnee und Eis, und auch dies Werk mußte unvollendet eingestellt werden. »Es war zu spät, König«, sagte einer der Männer, die er als Deichwärter eingesetzt hatte, zu ihm. »Vielleicht können wir im nächsten Frühjahr weitermachen. Wenn die See kommt, so kommt sie eben – wie sie schon oft gekommen ist –, man kann es nicht ändern.«

Das Land versank im dicken, weißen Schnee. Niemand

fuhr mehr auf Fischfang, jeder verkroch sich in sein Haus oder seine Hütte hinter sein schlecht wärmendes Torffeuer. Der Sommer war ungewöhnlich gut und ertragreich gewesen, so hatte man einige Vorräte gesammelt, von denen man jetzt zehrte. Aber längst nicht alle hatten genügend horten können. Sie kamen durch den Schnee zu Nauteas gestapft und baten um Hilfe. »Unsere Kinder hungern, sie werden sterben.«

Er ritt auf seinem weißen Pferd von Hof zu Hof, um Nahrungsmittel für die Ärmsten zu sammeln. Der Erfolg war gering. Jeder behauptete, kaum genug für sich selbst zu haben. Das sei in jedem Winter so, wurde ihm gesagt, es stürben da immer viele Kinder – auch alte Leute natürlich, es gäbe einfach zu wenig Nahrung. Mehr Felder, mehr Korn?

»Wir haben eben kein Saatgut, wo sollen wir es hernehmen? Nächstes Jahr werden wir auch keines haben, und übernächstes ebensowenig . . . Die graue Not nimmt nie ein Ende, König, bis dies Land leer von Menschen sein wird.« Nauteas dachte an König Orms Versprechen, ihm Saatgetreide zu liefern, wenn . . . Er verjagte den Gedanken.

Schlimm war, daß Nauteas' eigene Schiffsgenossen murrten und nicht mehr guttun wollten. Von ihrer Liebe zu ihm schien plötzlich nicht mehr viel übrig zu sein. Sie sagten ganz offen, um zu verhungern seien sie ihm nicht in die Fremde gefolgt, und wenn sie gewußt hätten, daß es in diesem von den Göttern verfluchten Norden im Winter statt flammender Feuer in prächtigen, gold- und silbergeschmückten Hallen nur Torfqualm, eisige Stürme, Regen und Schnee und den Tod am Hungerfieber gebe, so hätten sie es sich zweimal überlegt, ehe sie den »Kyknos« bestiegen. Es trat das ein, was Antinos prophezeit hatte, sie waren enttäuscht und ließen es Nauteas fühlen. Zu seinem Kummer mußte er sie immer wieder hart anfassen und zurecht-rütteln, um sie nur davon abzuhalten, auf den wohlhabenden Höfen des Geestlandes zu plündern.

Zu allem Unglück drangen auch noch beunruhigende Gerüchte aus dem Osten herüber. Auf Pynen habe der Neffe König Orms Kriegsvolk zusammengezogen, er plane ernstlich, die Küste der Teuta zu überfallen, um sie zu brandschatzen oder um sie in Besitz zu nehmen, das wisse man nicht so genau.

Nun pflegte niemand im Winter auf Kriegsfahrt zu gehen, selbst im Südland tat man das nicht, geschweige im Norden. »Vor dem Frühjahr brauchen wir in dieser Hinsicht keine Sorge zu haben«, sagte Nauteas im Rat zu den wenigen Freunden, die ihn umgaben.

»Aber was soll im Frühjahr werden, wenn sie wirklich mit schnellen Schiffen kommen?« fragte Antinos dagegen.

Darauf wußte weder Nauteas noch der Weise noch sonst jemand eine wirkliche Antwort, obwohl viel hin- und hergeredet wurde.

Nauteas hatte die waffentüchtigsten seiner Schiffsgenossen als Heeresmeister eingesetzt, und sie übten trotz des schlechten Wetters mit den jungen Leuten, den Fischer- und Bauernsöhnen der Gegend. Aber die waren unbeholfen und lernten langsam, und es fehlte vor allem an Waffen, denn was der Schiffsschmied und Artos fertigen konnten, war kläglich, man hatte kein Eisen und viel zu wenig Kupfer und Zinn für Bronze, und weithin wurde noch mit Stöcken gefochten.

Die Teuta besaß keine Festungen, sie hatte – außer der Burg auf der Heiligen Insel, die Poside in grauer Vorzeit gegründet hatte – nie Burgen besessen. In der »Goldenen Friedenszeit des Nordens« habe man dergleichen nicht gebraucht, sagte der alte Weise. Es gab auch keine Möglichkeit, jetzt im Winter, Grenzbefestigungen zu errichten. Das Geschlecht der Hymonssöhne, aus dem Herrad stammte, hatte allerdings seinen Hof, der auf einer fast gänzlich vom Wasser umflossenen Geesthöhe trohnte, zu einer Art kleinen Burg ausgebaut. Das Wohnhaus zwar war verfallen und kaum mehr als eine Hütte gewesen, als Nauteas es zuerst zu Gesicht bekam, aber der Palisadenring bestand und ver-

sprach einigen Schutz. Nauteas hatte schon im Herbst das kleine Haus zu einer größeren Halle ausbauen lassen und den Befestigungsring verstärkt. Jetzt zogen er, Herrad und deren Brüder samt dem Weisen und einigen Freunden auf Antinos' dringendes Anraten in diese »Burg« um, die man zur Not für kurze Zeit gegen einen etwaigen Angriff würde halten können. »Wenn auch der Winter selbst ein besserer Schutz ist als jede Palisade«, sagte Antinos, »man kann nie wissen . . . Und wenn der auf Pynen hört, daß der König hier in einer starken Veste haust, so wird ihm das zwar nicht viel, aber immerhin etwas zu überlegen geben.«

Hier auf der Höhe über der See, wo Herrad und Hymon aufgewachsen waren, wollte man nun das Mittwinterfest feiern.

Kurz vor dem Fest gab es im Haus den ersten Toten. Der alte, getreue Eumenes starb am Hustenfieber. Er war schon einmal im Spätsommer krank gewesen, weswegen man ihn nicht auf den Ritt nach Norden hatte mitnehmen können. Jetzt erkältete er sich aufs neue, schleppte sich zwar immer noch hustend herum und wollte sich die Erfüllung seiner Dienerpflichten nicht nehmen lassen. Aber schließlich mußte er sich doch legen und starb nach drei Tagen friedlich, Nauteas' Hand in der seinen. Nauteas traf der Verlust schwer. Der Getreue hatte so sehr zu seinem Leben gehört, daß er gar nicht wegzudenken war. Und es war, als sei mit diesem Tod eins der wenigen Bänder zerrissen, die Nauteas noch an die Heimat im Süden banden. Mit Eumenes' Tod verblaßte für ihn die Erinnerung an seine Kindheit und die geliebte Mutter noch mehr als bisher. Auch der alte Weise hustete und schleppte sich matt herum. Und manche von den Freunden, die das Klima nicht gewöhnt waren, fielen.

So feierte man kein sehr fröhliches Mittwinterfest.

Der Schneesturm brauste um das Haus, daß es war, als müsse er die Wände eindrücken. Das Geheul klang noch schlimmer als dort auf Heimos Hof. Der Schnee quoll durch die Ritzen herein. Die Wellen klatschten bis zu den Palisa-

den herauf, ein gieriges Untier schien im Dunkel mit seinen Pranken nach dem kleinlichen Menschenwerk zu schlagen, das es leicht zu vernichten meinte. Durch das Loch im Dach fuhren Nässe und Wind herab und griffen ins Feuer, so daß der schwelende Rauch den Blick verdunkelte.

Sie saßen an ihren Tischen, König und Königin, der Weise und die Schiffsgenossen, so viele sich ihrer eben durch den Schneesturm hatten durchschlagen können. Die Leute von den Höfen, von denen auch einige anwesend waren, hatten dem König freiwillig so viel an Fleisch und Getreide geliefert, daß das Mahl nicht ärmlich ausgefallen war. Auch Bier und Met ging in den Trinkhörnern von Mund zu Mund. Herrad allein war heiter, trotz Rauch und Kälte und der brüllenden Nacht ringsum. Stolz saß sie neben ihrem Gatten, nach dessen Hand sie manchmal verstohlen griff. Nauteas aber lehnte ganz still in seinem Sessel, starrte auf das wunderliche Auf und Ab des Feuers und horchte auf das Rauschen der See und das Ächzen des Sturms. Es war ihm immer wieder, als müßten gleich die Türen der Halle aufspringen, und ein alter, einäugiger Mann werde ein hinkendes Mädchen vor seinen Sitz zerren.

Sie kamen nicht, aber je länger er auf sie wartete, desto mehr schien es ihm, als treffe ihn irgendwoher aus einer weiten, unnennbaren Ferne der Strahl eines hellen, zwingenden Auges, dringe in ihn ein und überwältige seinen Willen, so daß er nicht anders könne, als dem Befehl dieses fremden, winterlichen Gottes zu folgen. Er preßte die Lippen zusammen, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Dann spürte er Herrads Hand, aber er zog die seine weg und saß unbeweglich.

Es war den Schiffsgenossen tatsächlich gelungen, im Eisenwald einen Eber zu erlegen, dessen Haupt jetzt mit Wintergrün geschmückt in einer Schüssel vor Nauteas auf dem Tisch stand. Die Stunde war gekommen, in der man die Versprechen für das neue, nun anbrechende Jahr ablegte, der weise Alte verkündete es feierlich, wenn auch von Husten unterbrochen.

Einer der Männer nach dem andern trat heran, legte die Finger auf das Eberhaupt und leistete seinen Eid: »Ich rühre das Haupt des Ebers an und verspreche . . .« Einer tat den Schwur, er werde, bräche der Feind im Frühjahr ins Land, nicht ruhen, bis er ihn mit dem Schwert verjagt habe, Antinos versprach, nicht abzulassen und so lange zu verhandeln, bis König Orm weiteres Vieh herausgebe. Einer der jungen Leute schwor, ein Mädchen, das er nannte, zu heiraten, ein anderer aber, ein Schiffsgenosse, gab dreist das Versprechen, er werde sein Zeug packen und nach Argos zurückkehren, sollte es ihm im kommenden Sommer noch ebenso schlecht in diesem kalten Lande gefallen wie jetzt.

Schließlich stand Nauteas auf. Der Wind heulte wie ein verwundetes Tier. Nauteas legte seine Hand auf das bekränzte Eberhaupt. Er stand aufrecht und starrte ins Dürster der Halle. Aus diesem Dunkel heraus hob sich nun, wie er so stand, ganz plötzlich ein Bild vor seine Augen – wieder einmal, dachte er, es ist schon lange nicht mehr geschehen: Das tödlich ernste Gesicht eines jungen Menschen, das Gesicht des Hyllos, das er kannte, das aber jetzt kein Kindergesicht mehr war, sondern das eines jungen Mannes seines eigenen Alters, helmgekrönt, blaß, schmal, wenn auch sonngebräunt, ein Gesicht voller Trauer, aber auch von Entschlossenheit geprägt. Die Hand hob langsam ein bronzenes Schwert – Nauteas spürte: Der Ahn rüstete sich für etwas, das ihm unsäglich schwerfiel, das er dennoch tat, weil es sein mußte. Und wieder war es ihm, als weise der ernste Blick dieses jungen Ahnen ihm den Weg.

Das Bild schwand. Nauteas' klare, kräftige Stimme über-tönte Sturm und Wellenschlag: »Ich grüße den Gott des Lichtes, der auf uns schaut, mag er sich auch hinter Wolken bergen. Ich grüße den, der das Recht hütet, das auch uns werden wird zu seiner Zeit, und der uns nach des Winters Qual das neue, grüne Jahr bringen wird. Ich schwöre, daß ich im Frühling Botschaft nach Kleitros senden und um – König Orms Tochter freien werde, so wahr unser Herr und Gott mir Heil und Segen nicht verweigern möge.« Und

während er sprach, meinte er helles Licht in die Halle einbrechen zu sehen, Wiesen grünen, und ein langer Zug von wunderschönen Rindern, von Pferden, Schweinen und Schafen kam von Osten daher, und auf schweren Wagen türmten sich Säcke mit Getreide. Er atmete tief und setzte sich.

Totenstille hatte in der Halle geherrscht, während er sprach. Jetzt aber rührten sich die Männer. Als erster rief Antinos: »Heil dem König!« Es klang freudig und wie erlöst. Danach dröhnte die Halle von Zurufen. Nauteas neigte den Kopf und lächelte den Männern zu.

Und dann sah er Herrad an. Aus ihrem Gesicht war alle Heiterkeit verschwunden, es war blaß und starr geworden. Heute stand sie nicht auf und ging davon. Sie blieb sitzen und rührte sich nicht. Jetzt war er es, der ihre Hand ergreifen wollte, und sie, die die ihre zurückzog.

Antinos sah es und dachte: Von nun an wird er es nicht leicht mit ihr haben. – Und so war es auch.

V

DIE ZWEITE HOCHZEIT

Tagelang sprach Herrad kein Wort mit Nauteas und schlief des nachts allein. Das schlimmste war: er hatte sie vor eine vollendete Tatsache gestellt, denn der heilige Schwur auf das Eberhaupt konnte nicht gebrochen werden, das wußte sie.

Nauteas war viel unterwegs. Wenn er sich heimkehrend der Burg näherte, fürchtete er immer, seine Frau nicht mehr dort zu finden. Aber nein, sie war stets da, doch starr und kalt, tränenlos sich von ihm abkehrend.

Einmal blieb er lange fort. Es war so viel Schnee gefallen, daß er den Hof, auf dem er eingekehrt war, mehrere Tage nicht verlassen konnte. Als er zurückkam, stand Herrad in der Tür. Sie lehnte sich an den Pfosten, legte den Kopf zurück und weinte lautlos. Er umschlang sie. Ohne sich zu wehren, ließ sie sich ins Haus führen. »Ich hatte solche Angst um dich«, sagte sie. »Ich kann dich nicht verlieren, ich will's nicht. Ach, Nauteas, warum tust du mir das alles an?«

»Du wirst mich nicht verlieren, wenn ich irgend etwas dazutun kann«, versicherte er ihr.

In dieser Nacht gab sie sich ihm mit fast wilder Zärtlichkeit hin. Sie weinte und lachte in seinen Armen. »Was kümmert mich das hinkende Weib aus Kleitros«, flüsterte sie. »Du wirst sie nie lieben. Versprich mir, daß du nie ihr Lager besteigst, versprich es.«

»König Orm wird es um Enkel zu tun sein«, sagte er.

»Ach was!« Jetzt schrie sie fast. »Was kann dich küm-

mern, worum es König Orm zu tun oder nicht zu tun ist, wenn du erst dein Vieh und dein Getreide hast. Es wird ihm genügen müssen, daß du mit seiner hinkenden Brut den Herd umschreitest. «

Niemand konnte sich vorstellen, daß Schnee, Wind und Kälte je aufhören würden, die Leute an der Küste zu quälen und nach ihrem Leben zu greifen. In der Zeit, in der man für gewöhnlich das Frühlingsfest zu feiern pflegte, drang eine Sturmflut, getrieben vom eisigen Nordwest, tief ins Land ein und richtete schwere Schäden an. Das Wasser schwappte in die Palisaden des Hymonshofes herein, es sah aus, als werde er weggespült werden.

Aber dann blieb die Burg doch stehen, das Wasser zog sich zurück, mit Einsatz aller noch verfügbaren Kräfte gelang es Nauteas und den Seinen, die Hochwasserschäden einigermaßen auszugleichen.

Er fürchtete, daß das Wasser auch auf der Insel Schaden angerichtet habe, aber Leute, die hinausgefahren waren, sagten ihm, es stehe dort noch alles unversehrt wie zuvor.

Und dann kamen wirklich die laueren Winde, die sanfteren Tage, das junge Grün überzog die Hecken, und die Vögel sangen darin wie im letzten Jahr. Die Tage wurden länger und heller, man sah sogar die Sonne.

Es waren viele Menschen in diesem Winter gestorben. Und eine Menge Arbeit gab es zu tun. Dennoch atmete man auf und ging mit neuem Mut an das schwere Tagewerk. Die Fischer fuhren wieder aus, und die Bauern ackerten. Nauteas ritt im Land umher und sorgte für die gerechte Verteilung der wenigen verfügbaren Nahrungsmittel.

Und dann wurde es Zeit, Boten nach Osten zu senden. Wieder war es Antinos, der mit etlichen Gesellen ausziehen mußte. Alles, was noch an guten Kleidern und Schmuck vorhanden war, mußten diese Boten anlegen, um als ansehnliche Brautwerber an König Orms Hof aufzutreten.

Die Tage längten schon sehr, als sie wiederkamen. Stolz berichtete Antinos vom Erfolg seiner Mission. Zwar hatte

es auch diesmal langer Verhandlungen bedurft, König Orms Berater und Weise waren aufs neue zäh wie Leder gewesen. Aber schließlich war es Antinos doch gelungen, die Höhe der Lieferungen an Vieh und Korn so festzusetzen, daß man in der Teuta einigermaßen zufrieden sein konnte. Sie galten als Arge Ormstochters Mitgift. Dafür war aber auch genau festgestellt worden, was Nauteas zu geben hatte. Hier hatten die Forderungen sich in Grenzen gehalten, man wußte wohl auch auf der Seehundsinsel, daß Nauteas so gut wie nichts besaß. Er würde sich von einigen jener silbernen Krüge trennen müssen, die er aus Argos mitgebracht hatte, Beutestücken von der Eroberung der Stadt her – ihr Götter, wie lange scheint das her zu sein, dachte er, ein Winter im Norden zählt für zehn im Süden, so sieht es aus. Einen Schmuck für die Braut würde Artos auch diesmal fertigen können – Bernsteinperlen zwischen silbernen Ringen –, Herrad würde außer sich sein, aber daran war nun einmal nichts zu ändern. – Zuerst habe König Orm auf die Strahlenkrone der Atlassöhne angespielt, berichtete Antinos, die Stimme senkend. Aber er habe sich taub gestellt, und nachher sei dann davon nicht mehr die Rede gewesen.

Es war vereinbart worden, daß Nauteas zu Mittsommer nach Horsena reiten solle, die Braut dort in Empfang zu nehmen. Sie werde zu Schiff kommen. Wenn König Orm sich kräftig genug fühle, werde er sie begleiten. Heimo Horsena werde die Wagen und Zugtiere für das Heiratsgut stellen. Die Hochzeit selbst aber sollte auf Mimas' Hof stattfinden. Er hatte ihn zur Verfügung gestellt, weil er weit mehr Menschen Raum bot als die Burg am Meer.

Nauteas erklärte sich mit allem einverstanden. Er umarmte Antinos und lobte ihn.

Aber trotz des Eifers, mit dem nun die Hochzeitsvorbereitungen betrieben wurden, war er trüben Sinnes. Herrads ohnmächtiger Zorn, der immer wieder ausbrach, lastete auf ihm.

Mehr denn je ritt er aus und verbrachte nur selten einen

Tag und eine Nacht in seinem Hause. Oft fuhr er zur Insel, wo fleißig gearbeitet wurde. Die hölzernen Pfeiler des neuen Tempels strebten bereits stolz aus Gras und Sand empor. Hier schwang Nauteas mit den Männern Schaufel und Hammer und war dabei glücklicher als irgendwo sonst, denn auf dem Heiligen Hügel fühlte er sich dem Gott nahe, der, das hoffte er, ihm trotz allem die Treue halten würde.

Der Mittsommertag nahte, und Nauteas brach zu seinem Hochzeitsfest auf.

Einige Schiffsgenossen blieben als Anführer der kleinen Küstenwache, die er zur Vorsicht aufgestellt hatte, zurück. Die übrigen begleiteten ihn, etliche Fischer und Hofbesitzer schlossen sich an, auch viele junge Leute mit ihrem Waffenmeister.

Der weise Alte konnte nicht mit nach Nordosten ziehen. Er hatte sich zwar von seinem winterlichen Siechtum einigermaßen erholt, aber es war doch eine Schwäche zurückgeblieben, die ihn ans Haus fesselte. Als Nauteas ihn beim Abschied unter der Tür stehen sah, erschrak er fast über die Blässe und Durchsichtigkeit, die das alte Antlitz jetzt zeigte, und Wehmut und Schmerz stiegen in ihm auf. Würde er den alten Freund, der ihm so viel bedeutete, wiederssehen? »Sorge dafür, daß du dich vollends erholst«, sagte er zu ihm. »Was sollte ich denn ohne dich anfangen?« fügte er wie unter einem Zwang hinzu.

Der Alte lächelte nicht. »Du wirst Männer finden, die mich ersetzen«, antwortete er ernst. »Immer wirst du Rat finden, wenn du welchen brauchst. Sorge dich nicht, auch nicht um mich. Wie der junge Hymon fürchte ich mich nicht davor, auf Schwanenflügeln ins Licht zu steigen.«

Auch Herrad ritt nicht an Nauteas' Seite. Stumm hatte sie es abgelehnt, an Geleit und Hochzeit teilzunehmen. Nauteas begriff sie, aber er ließ sie bekümmerten Herzens allein zurück. Sie blieb in ihrem Gemach, als er abritt, er bekam sie überhaupt nicht mehr zu Gesicht. Der Hund war eingesperrt worden, auch er mußte zurückbleiben.

Während er durch den hellen Tag mit den großen Windwolken am Horizont über die Heide ritt, dachte er an Herrad. Das Mittsommerfest des vergangenen Jahres stand ihm vor Augen, er sah Herrad auf Kleitos Stein sitzen, finster vor sich hinblickend. aber schön und fein wie Kleito selber, so daß die Frage, wer wohl dieses Mädchen sei, ihn durchzuckte und aufschreckte wie ein ferner Hornstoß . . . In der Dunkelheit des Zeltcs hatte er sie dann an sich gedrückt und zum ersten Mal ihren geschmeidigen Körper gefühlt, während ihr Messer irgendwo zu Boden klirrte . . . Wilde, leidenschaftliche, geliebte Herrad . . . Was sollte nur werden?

Sie war schwanger. Sie hatte ihm nichts darüber gesagt, aber eines Morgens, als er sie wie ermüdet am Türpfosten lehnen sah, hatte er plötzlich begriffen, wie es um sie stand. In seine helle, erwartungsvolle Freude mischte sich nun schwere Sorge. Immer wieder ging ihm ihr Wort vom Bootbesteigen und Wegfahren durch den Sinn. Und hatte sie nicht sogar gesagt, sie werde dieses Mädchen aus Dänenland töten? Was konnte nicht alles geschehen, wenn er mit der fremden Braut zurückkam?

Auf Mimas' Hof ging es bereits festlich zu. Es waren sogar Lurenbläser da und sehr viele Gäste aus allen Teilen des Landes, auch Ambroncn und Dänen und eine Abordnung aus dem Lande der Suidonen hoch im Norden. Viele Gäste zelteten auf den Wiesen ringsum, denn trotz seiner Größe konnte der Hof sie nicht alle fassen.

Der Hochzeitszug aus Dänenland war noch nicht eingetroffen. Nauteas ritt ihm entgegen, sein Wirt und viele Männer begleiteten ihn.

Sie kamen nach Horsena. Dort sah Nauteas, auf dem Schimmel sitzend, vom hohen Hügel herab die mit Wimpeln und Blumen bunt geschmückten Boote heranrudern. Der ganze Fjord wimmelte von ihnen. Allen voran fuhr das dänische Königsschiff, das fast so groß war wie der »Kyknos«, aber statt des Kopfes eines Schwanes den eines Drachen zeigte, dem die rote Zunge weit aus dem Maul

hing. Er sah sehr drohend aus, wurde aber sorglich abgenommen, als das Schiff sich dem Lande näherte.

Im Galopp fegte Nauteas über den Hügel und zur Lände hinunter, er wußte, daß man das von ihm erwartete. Die Seinen folgten ihm und standen hinter ihm, als das Schiff anlegte. Das Laufbrett wurde ausgelegt und festgemacht, als erster schritt König Orm herüber, ein magerer, gebrechlich wirkender alter Mann mit weißem Bart, ihm folgte die Königstochter, verschleiert, klein, hinkend, von zwei Gefährtinnen geführt, denen noch andere folgten.

Nauteas war abgestiegen. Orm umarmte ihn. Er schien gerührt, seine Stimme brach, als er Nauteas mit kurzen Worten als Schwiegersohn begrüßte. Und dann stand Arge Ormstochter, prächtig gekleidet und geschmückt, vor ihrem künftigen Gatten. Sie schlug den Schleier zurück, und er erkannte sofort das blasse, kleine Gesicht wieder, das er in Heimos Halle gesehen hatte. Auch jetzt standen Angst, Scheu und hilflose Qual in den großen Augen, die ihn anblickten, als sei er der Todesdrache in Person. Die Hilflosigkeit dieses Blicks rührte ihn und jagte wieder den Gedanken an Njördis' traurigen Tod durch seinen Sinn. Sie ist ein Opfer und sie weiß es, dachte er. Noch ein Opfer . . . Er verneigte sich tief, faßte die halberhobenen Hände in die seinen, fühlte ihr Beben wie das Flattern von kleinen Vögeln und küßte sie zart.

Etwas wie Staunen kam in ihren Blick. Dann stiegen Tränen in ihre Augen.

Die Augen sind schön, dachte er, aber nicht, wenn sie weint. Wieder war die Sorge da: zwei weinende Frauen im Hause? Er faßte ihre Hand fester und führte sie den Hang hinauf.

Ringsum erklangen Hochrufe. König Orm ging rechts neben seiner Tochter, die in ihrem langen, geschmückten Gewand mühsam den Pfad emporhumpelte. Er grüßte und dankte nach allen Seiten. Auch Nauteas grüßte und lächelte.

Dicht hinter ihnen folgten die Gespielinnen der Königstochter, hübsche, goldgeschmückte Mädchen, die mitein-

ander tuschelten und leise lachten. Die eine flüsterte hörbar: »Ein schöner Mann . . .«, und eine andere erwiderte: »Wenn ich unser Hinkefußchen wäre, ich dankte den Göttern auf den Knien, daß ich doch noch einen solchen erwischt hätte . . .«

Nauteas verstand die Worte und begriff, daß auch Arge sie gehört haben mußte. Er warf einen zornig verweisenden Blick über die Schulter zurück, und das Getuschel verstummte.

Bauer Heimo Horsena empfing die Könige und die Königstochter vor seinem Hause. Er bot ihnen einen feierlichen Willkomm und einen Trunk aus goldenem Becher. Dann bat er sie, einzutreten und sich zu erfrischen. Vor dem Weiterritt werde er ihnen ein Mahl auftischen lassen.

Die Gespielinnen führten die Braut ins Haus, auch König Orm wurde hineingeleitet. Nauteas blieb einen Augenblick vor Heimo stehen, ihre Blicke trafen sich und hielten einander fest.

»Jetzt geschieht, was du wolltest«, sagte Nauteas halblaut.

»Der Gott hat es gewollt«, antwortete Heimo ebenso leise.

»Der einäugige Gott?« fragte Nauteas und blickte dabei Heimo an.

»Ja.«

Nauteas ging weiter. Er fragte sich: Warum kann Heimo Horsena diese Hochzeit so sehr gewünscht haben, daß er sogar Zauber daran gewandt hat? Und wenn das wahr sein sollte, was er sagt, was könnte diesem fremden Gott daran liegen, daß ich Vieh und Getreide bekomme? Er fand keine Antwort.

Beim Mahl sprachen Nauteas und König Orm miteinander. König Orm war freundlich und wollte viel von den Verhältnissen im Küstenland wissen. Nauteas kam sehr rasch auf die Kühe und Pferde zu sprechen, die die Mitgift der Braut bildeten. König Orm lächelte und sagte, sie würden soeben drunten am Strand ausgeschifft. »Wir kön-

nen in Ruhe essen, das Ausladen von soviel Vieh braucht Zeit«, sagte er.

Arge Ormstochter saß mit gesenkten Augenlidern am Tisch und sprach kein Wort. Sie hob den Blick auch nicht, als König Orm sagte: »An der Braut, die ich dir gebe, junger König, hängt für mich viel Hoffnung, die letzte Hoffnung meines Alters. Ich habe keine Söhne, wie du wissen wirst, und keine Enkel von meinen älteren Töchtern. Diese Jüngste aber wird mich nicht enttäuschen, das weiß ich.«

Nauteas sah, daß ein tiefes Rot in das Gesicht der Braut stieg. Aber sie saß ganz still und hielt den von Schleier und Goldschmuck gekrönten Kopf weiter gesenkt.

»Du ißt ja nichts«, sagte Nauteas zu ihr. »Komm, trinke wenigstens.« Er goß ihr Milch in die leere Schale, die vor ihr stand.

»Du wirst einen aufmerksamen Gatten haben, das freut mich«, sagte König Orm zu ihr.

Arge legte beide Hände um die Schale und hob sie zum Mund. Aber dann setzte sie sie wieder nieder. »Ich kann nicht, verzeiht«, flüsterte sie.

König Orm legte zärtlich die Hand auf ihren Arm. »Sie ist jetzt scheu und verwirrt, Schwiegersohn«, sagte er zu Nauteas. »Aber glaube nicht, daß dies ihr wahres Wesen sei, was sie jetzt zeigt. Es steckt eine mutige Seele in ihr, und du wirst Freude an ihr haben. Ich gebe sie ungern von mir. Aber einmal muß es sein, ich weiß es, und dir gebe ich sie gern, denn ich sehe: Du wirst sie in Ehren halten.«

Nauteas fürchtete mit beklommenem Herzen, Orm werde jetzt darauf dringen, daß er Arge zu seiner Rechten werde sitzen lassen und Herrad auf den zweiten Platz verweise. Aber der König berührte mit keinem Wort die Tatsache, daß Nauteas bereits seit einiger Zeit verheiratet war.

Wieder tanzten die Gaukler. Arges Mädchen sahen ihnen mit Vergnügen zu und klatschten in die Hände, als einer von ihnen durch einen brennenden Reifen sprang. Arge aber

blickte kaum hin, saß still, und es gelang Nauteas nicht, ein einziges Wort aus ihr hervorzulocken.

Endlich konnte man aufbrechen. Heimo Horsena schloß sich dem Königszuge an. Es war ein riesiges Geleit, das sich über die Hügel und sandigen Straßen hinbewegte: Menschen und Tiere, Reiter, Bewaffnete, blumengeschmücktes Jungvolk, Knechte, die beladene Wagen führten und den langen Zug der Rinder, Schweine und Schafe antrieben.

Die rote mittsommerliche Sonne stand schon tief, als man Mimas' Hof erreichte. Durch Ehrenpforten aus Grün und Blumen zogen die königlichen Gäste ein. Auch hier mußten sie noch ein spätes Mahl einnehmen, während rings um den Hof die Zelte aufgeschlagen wurden und die Kochfeuer zu flammen begannen.

Es wurde eine kurze Nacht. Die Menschen machten es nicht anders als die Sonne, die auch nur sehr zögernd zur Ruhe ging und sich schon sehr bald wieder erhob. »Diese Nacht hat der Gott keine weite Fahrt gemacht«, sagte jemand. »Er ist neugierig«, fügte irgendwer lachend hinzu. »Eine so prächtige Hochzeit wie die hier hat er sein Lebtag noch nicht gesehen.«

Es war wirklich, als gebe es in den Ländern des Nordens keine Not, keinen Hunger, keinen Mangel. Die Dänen hatten pralle Säcke und hochbeladene Körbe mitgebracht, Bauer Mimas ließ immer neue Fuhren anfahren, auf dem Hof standen Riesenbottiche mit Bier, und gewaltige Ochsenleiber drehten sich am Spieß. Es sollte ein großes Mahl werden.

Als die Sonne hochgestiegen war, wurde gegen die bronzene Glocke geschlagen, die am Türpfosten hing, der Brautzug bewegte sich hinaus in den Götterhain, der zu Mimas' Hof gehörte, umrundete dort das Heilige Feuer, König Orm führte Nauteas die Braut zu, reichte dem Paar die Ringe und legte die Hände der Neuvermählten zusammen. Er war sehr gerührt, man merkte es. Man sah aber auch, daß die Braut weder weinte noch lächelte, sondern nur bleich und starr vor sich hinblickte und während des Rei-

gens, den sie und Nauteas anführten, krampfhaft bemüht war, ihr Hinken zu verbergen.

Das Mahl dauerte sehr lange. Saiten schwirrten, Sänger trugen fröhliche Lieder vor, es wurden Reden gehalten. Man trank viel, sogar Wein erhielten die hohen Gäste, den Bauer Mimas von weither bezogen hatte.

König Orm wurde fröhlich durch den guten Trunk. Sein Greisengesicht rötete sich, er wurde offenherzig und vertraute Nauteas an, wie gut es ihm tue, einmal der Sorgen ledig im frohen Kreise zu zechen wie in alter Zeit. »Es ist kein leichtes Los, König zu sein. Dieser Neffe, der mir das Leben schwer macht . . . Weiß denn einer, was er ausbrütet dort auf Pynen? Aber« – er schlug Nauteas freudig auf die Schulter – »jetzt habe ich einen Schwiegersohn, der ihn das Laufen lehren wird, wenn er sich mausig machen sollte. Ich habe zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, meinem Töchterlein einen guten Mann und meinen Nächten ruhigen Schlaf verschafft.« Er umarmte Nauteas. »Das war das viele Vieh wert, das war es wert«, rief er immer wieder mit lauter, weinseliger Stimme. Nauteas sah, daß die Gespielinnen der Braut, die weiter unten in der Halle saßen, über den alten Mann lachten.

Die Braut war von ihren Mädchen in das Haus geführt worden, das Mimas dem jungen Paar als Hochzeitskammer eingeräumt hatte. Jünglinge mit Fackeln geleiteten nun auch Nauteas unter Gesang zu jenem Hause. Es war fast dunkel, nur fern im Westen hing noch ein schwacher Schimmer von Rot am Horizont. Der Hofplatz war belebt, überall standen oder huschten Schatten. Segenswünsche wurden Nauteas zugerufen.

Eben verließen die Gespielinnen der Braut das Haus. Sie huschten vorüber.

Nauteas zögerte an der Schwelle. Herrads stolzes Gesicht war ihm zum Greifen nahe – Herrad, Liebste, was du so oft von mir gefordert hast, es läßt sich ja nicht erfüllen. König Orm, alle diese Menschen hier, das unglückliche Kind da

drinnen – wie könnte ich sie so schwer kränken und enttäuschen?

Er wandte sich um, sein Geleit zu verabschieden. Da sah er, daß auch die Zwillinge Rexenor und Rautenor dabei waren, sie standen etwas abseits, kleiner als die anderen, Rexenor hielt eine Fackel, deren Licht sich in den wachsamen und fordernden Augen der Knaben spiegelte. Er lächelte ihnen zu, winkte und rief: »Ich danke euch allen«, und trat allein in das Haus. Die Tür schloß sich hinter ihm.

Der Raum war hoch, das Dachgebälk verschwamm nach oben im Dunkel. Zwei Wachsackeln brannten mit sanftem Duft in Haltern. Sie beleuchteten die Wände, die mit bunten Tüchern verhängt und mit Grün geschmückt waren. Auf dem breiten Bett lag die Braut unter schweren, prächtigen Decken. Ihr kleines Gesicht war nur wie ein weißer Fleck auf dem roten Polster, darüber flimmerte es ungewiß auf – der Goldschmuck ihres Kopfputzes.

Eigentlich hätte die Braut den Bräutigam sitzend zwischen den Polstern empfangen sollen, so wollte es die Sitte, glänzend im königlichen Schmuck und strahlend vor Freude, aber Arge hatte sich ganz tief unter die Decke verkrochen, die sie bis zum Mund emporgezogen hielt. Als Nauteas näherkam, sprach sie. Ihre Stimme klang rauh und leise. »Ich bitte dich, wieder zu gehen, König.«

»Aber nein, ich will nicht gehen«, sagte Nauteas lächelnd. »Ich komme zu meiner Frau . . .«

»Geh! Bitte! Geh!« Das klang nun grell und verzweifelt. »Komm nicht näher! Geh!«

Er blieb stehen. »Warum?«

Sie würgte an Tränen. Schließlich brachte sie es hervor: »Du willst mich ja gar nicht. Du denkst nur, eine Pflicht zu erfüllen. Aber hüte dich. Meine Kinder würden schwach und kränklich sein wie ich. Du hast daheim eine schöne Gattin. Geh zu ihr. Geh. Du selbst bist schön. Alle Frauen fallen dir zu wie reife Früchte. Wie könnte ein Mann wie du ein Hinkelbein nötig haben? Geh.«

»Was sind das für unsinnige Dinge, die du dir hast

einreden lassen, Arge?» fragte er behutsam. »Von neidischen, böswilligen Weibern, wie ich denke.« Er trat nun doch zum Bett und setzte sich auf die Kante. »Mein dummes Mädchen, was schadet es denn, daß du hinkst?«

»Es schadet viel«, ihre Augen starrten zum Dachgebälk hinauf. »Es hat von jeher viel geschadet. Mein Vater hätte mich aussetzen sollen. Er hat es nicht getan. Aber es wäre besser gewesen . . .«

»Wie geschah das – dies, daß dein linkes Bein sich verkürzte?«

»Meine Amme ließ mich fallen, als ich noch keine zwei Winter zählte. Mein Vater wollte mich nicht mehr aussetzen lassen, weil ich schon so groß war und er bereits sein Herz an mich gehängt hatte. Aber ich war nie wie andere Kinder. Und ich bin auch jetzt kein Mädchen, das ein Mann heiraten sollte. Du hast eine Frau. Also laß mich. Geh.« Sie stöhnte wie erschöpft auf.

Er wollte die Hand auf ihre blasse Stirn legen, aber sie drehte den Kopf weg. »Wenn du mich anrührst, schreie ich.«

Er saß über sie gebeugt etwas ratlos da. Er wollte ihr gut zusprechen und wußte nicht, was er sagen sollte. Ihr Widerstand begann ihn jetzt zu ärgern. War nicht er es, der sich herabließ – trotz Herrads Kummer, trotz des Hinkebeins?

Wieder stöhnte sie auf. »Habe Mitleid mit mir und geh. Ich kann es nicht ertragen, daß du hier sitzt und mich anrührst. Geh! Geh!« Nun schrie sie wirklich.

Er stand auf. Kalt sagte er: »Sei ruhig, Arge, Ormstochter. Es sei, wie du willst. Vielleicht ist es wirklich besser so.« Und ohne sich weiter umzusehen, verließ er die geschmückte Hochzeitskammer.

Draußen war es stiller geworden. Fernes Hundebellen war zu hören und irgendwoher trunkener Gesang. Nauteas stand an der Hausecke und dachte: Jetzt liegt sie drinnen und weint. Aber ich kann es nicht ändern. Ich habe mein Möglichstes getan. Er war immer noch zornig.

Als er weiter in die Dunkelheit hineinging, standen plötz-

lich zwei Gestalten vor ihm. Er fuhr zurück. »Gut Freund, König.«

Er erkannte die junge, noch kindliche Stimme. »Rexenor, was tut ihr hier?«

»Wir halten Wache.« Die beiden hatten Speere in den Händen.

»Niemand hat euch das geheiß. Geht zu euren Schlafplätzen.«

Sie schwiegen, nahmen ihn aber in die Mitte, als er weiterging.

»Habt ihr nicht gehört?«

»Du bist rasch wiedergekommen«, sagte Rautenor leise, so als habe er wirklich nicht gehört.

Jetzt begriff Nauteas. »Ja, das bin ich«, sagte er. »Eure Schwester kann zufrieden sein. Und nun ihr das wißt, fort mit euch.«

»Wohin willst du selbst gehen?« fragte Rexenor.

Nauteas lachte kurz auf. »Nach draußen«, sagte er aufs Geratewohl. Ihm wurde jetzt erst klar, daß er keine Schlafstatt hatte, als die dort drinnen, von der er verwiesen worden war.

»Komm mit uns«, bat Rexenor, Herzlichkeit in der Stimme.

Und Rautenor ergänzte eifrig: »Ja, komm mit. Wir haben schöne Polster, die schieben wir aneinander, da haben wir gut zu dritt Platz darauf.«

»Und ich soll zwischen euch liegen, damit ihr mich hübsch bewachen könnt. Wer weiß, vielleicht würde es mir doch noch einfallen, zurückzugehen, wie?«

Die Jungen kicherten im Dunkel. »Aber nein, wo denkst du hin?« tat Rautenor scheinheilig. »Doch schließlich kann ein König ja nicht im Freien hinter der Hecke schlafen.«

»Noch dazu in seiner Hochzeitsnacht«, fügte Nauteas ernsthaft hinzu. Dann aber lachten sie alle drei, wenn auch leise.

VI

FEUERZEICHEN

Das Hochzeitsfest sollte drei Tage währen. Beim nächsten Frühmahl saß man wieder heiter zechend in der Halle. Nauteas gab sich fröhlich und trank seinen Freunden zu, während Arge stumm und bewegungslos neben ihm saß.

Nauteas bemerkte, daß die Gespielinnen der Braut, die wieder beim Gastmahl anwesend waren, noch mehr als sonst kicherten und miteinander tuschelten. Sie äugelten auch ohne Scheu mit den jungen Hofessöhnen und einigen von Nauteas' Schiffsgenossen. Ihre Vertrautheit mit diesen Burschen schien bereits so weit zu gehen, daß es Nauteas, der aus dem Südland strenge Ansichten über das Benehmen von Frauen mitgebracht hatte, empörte. Noch ärgerlicher wurde er, als er merkte, daß eines der Mädchen, ein reizendes, graziles Geschöpf mit bräunlichen Locken, ihn selbst unter langen Wimpern hervor beharrlich und, wie es schien, lockend anblickte und ihm sogar heimlich mit den weißen Fingern ein wenig zuwinkte.

Als er später nach den Ställen ging, um nach seinen Pferden zu sehen – was er täglich allein tat –, rührte ihn in einem dunklen Durchgang jemand an.

Er fuhr herum und merkte dann, daß es eine Frau war, die sich jetzt wie erschreckt zurückzog. »Vergib, König«, bat eine sanfte Stimme.

»Was willst du?« fuhr er sie an.

»Vergib! Vergib!« Sie drängte sich plötzlich eng an ihn und legte ihren Kopf an seine Brust, so daß ihr lockeres Haar ihm Hals und Wange kitzelte. »Vergib, ich kann nicht

anders. Du bist so schön. Der schönste Mann, den ich je sah. Mein Herz brennt in mir . . .«

»Bei den Göttern.« Er war wütend. Besonders darüber, daß das Drängen ihres weichen Körpers an den seinen ihn trotz allem erregte und seine Grundsätze ins Wanken brachte. Es gelang ihm, fast mit Gewalt, das Mädchen von sich zu schieben. »Schämst du dich nicht?« zischte er.

Sie zog sich zurück und lachte leise. »Oh, was für ein braver Ehemann!« flüsterte sie, dann war sie bereits leichtfüßig davongehuscht.

Als er von den Pferden kam, fragte er nach Arge Ormstochter und erhielt die Auskunft, daß sie sich mit ihren Frauen im Schlafhause aufhalte. Er fand sie auf einem Sessel sitzend, umgeben von ihren Mädchen, die ihren Kopfputz erneuerten.

Er trat vor sie hin, die Mädchen keines Blickes würdigend. »Ich muß hier vor dir Beschwerde führen, Königs-tochter«, sagte er.

Sie starrte ihn angstvoll an. »Beschwerde?«

»Beschwerde über das Benehmen deiner Mädchen, das allen guten Sitten Hohn spricht. Bei uns im Südland jedenfalls ist es nicht üblich, daß Frauen an den Gastmählern der Männer teilnehmen und ihre ernstesten Gespräche durch einfältiges Gekicher und Geschwätz stören. Es ist auch nicht üblich, daß sie sich in unziemlicher Weise den Männern . . .« Er brach ab, denn eines der Mädchen hatte, hinter einer Gefährtin halb verborgen, einen prustenden Lachlaut ausgestoßen. Er fuhr zu ihr herum und blitzte sie so zornig an, daß sie sich tief duckte.

Arge war aufgestanden. Hilflos sah sie sich um. »Aber was tun sie denn Böses?«

»Sie benehmen sich wie feile Dirnen. Sie wagen es sogar, mich zu belästigen.«

»Wer hat dich belästigt?«

Das reizende Mädchen mit den langen Wimpern schob sich ein wenig vor. Sie lächelte Nauteas unbefangen an und wiegte sich ein wenig in den Hüften. »Ich bin die Schuldige.

Ich wollte nur – nun, nichts weiter als einen Kuß von diesem schönen König, aber er mochte mir keinen geben . . .«

Arge schüttelte verzweifelt den Kopf. »Warum tust du so etwas, Hulla? Warum willst du mir weh tun und mich kränken?«

»Aber nein, nein«, riefen die Mädchen, sie umdrängend. »Das wollten wir ganz und gar nicht, im Gegenteil. Sei nicht traurig, wir werden brav sein, es ist ein Mißverständnis . . .«

Eine trat vor, die Schönste von allen vielleicht, weißblond, schlank und hoheitsvoll aufgerichtet stand sie vor Nauteas. »Beruhige dich, König«, sagte sie mit einer nicht zu überbietenden Herablassung, »es handelte sich um nichts weiter als um einen Scherz. Wir hatten das gemeinsam ausgeheckt und haben Hulla vorgeschickt, weil sie den Männern besonders gefällt. Sie sollte nur prüfen, ob du in Wahrheit ein Mann bist . . .«

Nauteas starrte die Weißblonde an, als habe er nicht recht gehört. Dann begriff er. Außer Rexenor und Rautenor mochten auch noch andere bemerkt haben, daß er sehr rasch das Brautgemach verlassen hatte. Das Blut stieg ihm ins Gesicht.

Die Schöne richtete sich noch stolzer auf. »Bei uns im Nordland«, sie betonte das ‚bei uns‘, »verachten die Männer die Frauen nicht, schon gar nicht, wenn sie mit ihnen verheiratet sind. Wir wollten unsere kleine Königin, die wir lieben, nicht kränken, sondern« – sie machte eine bedeutungsvolle Pause – »sie rächen.«

»O nein«, rief Arge wieder. Sie breitete die Arme aus. »Ach, warum tut ihr solche Dinge? Ihr versteht alles falsch. Es war doch nicht er, der . . .«

Jetzt kam aber Nauteas zu Wort. »Schweig!« donnerte er Arge an. Vielleicht war es ungerecht, aber nun zürnte er auch ihr, die ihn in diese Lage gebracht hatte. »Ich habe noch nie etwas so Unverschämtes gesehen wie diese Weiber. Ich wünsche, daß sie bestraft werden.«

»Willst du uns schlagen?« fragte die Hoheitsvolle verächtlich. »Bei uns im Nordland ist es nicht gute Sitte, Frauen zu schlagen. Warum bist du nicht im Süden geblieben, wenn dir unsere Sitten nicht gefallen, warum freist du um eine Dänin, wenn dir die freie Art und Weise dänischer Mädchen mißfällt?«

»O, es ist nicht wahr«, rief Arge. »Die dänischen Mädchen sind nicht frech und zuchtlos. Nur diese hier. Ja, ich will sie strafen. Sei nicht böse, König, sei nicht böse.«

Die Weißblonde war aber noch nicht zu Ende: »In deinem Süden, König, mag es wohl nötig sein, den Mädchen das Lachen zu verbieten und sie vom Gastmahl auszuschließen. Jene wird man behüten müssen, uns nicht. Wir wissen nämlich selbst, wie weit wir gehen können und wollen. Wir behüten uns selbst.«

»Ihr wißt es offensichtlich nicht.« Nauteas war es gelungen, sich zu fassen und eine kalte Miene zu zeigen. »Ich erwarte«, sagte er, »daß diese Frauenzimmer zur Ordnung gebracht werden, daß sie von nun an nicht mehr am Mahl teilnehmen und sich zurückhaltend betragen.«

Dann verließ er sofort den Raum.

Der zweite Tag verging unter Schmauserei und allerlei Waffenspielen. Die jungen Männer aus Dänen- und Kimberland zeigten ihre Fertigkeit mit Speer, Streitaxt und Schwert. Nauteas sah zu und verteilte die Siegespreise, er beteiligte sich aber nicht selbst, ebenso wie er auch seinen Genossen und jungen Gefolgsleuten verboten hatte, sich mit den Kimbern und Dänen im Kampf zu messen. Er fürchtete, daß sie vor ihnen nicht würden bestehen können, ebenso wie er seinem eigenen Vermögen im Speerwurf oder Schwertkampf mißtraute. Im Krieg gegen die Peloponnesier war er tüchtig mit der Streitaxt gewesen, aber in letzter Zeit hatten ihm seine vielen Pflichten nur allzuwenig Zeit zur Waffenübung gelassen. Er wollte aber alles vermeiden, was den Spott oder gar die Verachtung dieser hochnäsigen Leute aus dem Nordosten wecken konnte.

Daß die kecken dänischen Mädchen ihr Spiel mit ihm getrieben hatten, wurmte ihn immer noch. Plötzlich war ihm klar geworden, wie er in den Augen dieses etwas leichtfertigen, noch von den Traditionen einer üppigeren – der »goldenen« – Zeit geprägten Hofes erschien. Ein hübscher, aber etwas tölpelhafter junger Bursche fremdländischer und unsicherer Herkunft, dem man Wohlwollen entgegenbrachte – hauptsächlich seines guten Aussehens wegen –, dem man aber keinen Respekt zollte, über den man lächelte und der beileibe keine Ansprüche stellen durfte. Mußte der Habenichts und Binnichts nicht froh und dankbar sein, daß er eine dänische Königstochter bekam und obendrein noch Vieh und Saatgut? War das nicht schon des Guten etwas allzuviel? Nauteas ärgerte sich sehr, solche Gedanken in den lächelnden Gesichtern von König Orms Gefolgsleuten zu lesen, aber soviel er auch nachdachte, er konnte zu keinem anderen Schluß kommen als dem, daß er eben gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, bis er Gelegenheit fand, sich durch Taten jene Achtung zu verschaffen, die er als König der Teuta und Atlantide verdiente.

Rexenor und Rautenor waren sehr böse darüber, daß ihr Schwager ihnen die Mitwirkung bei den Wettkämpfen verbot, denn sie hielten sich für große Fechter. So gestattete ihnen Nauteas wenigstens, bei den Reiterspielen dabei zu sein, die er selbst anführte. Hier fühlte er sich sicher. Der Schimmel Alvis war nicht nur ein überaus schnelles und gutgeschultes Pferd, sondern auch ein glänzender Springer. Zum Jubel aller Zuschauer setzte Nauteas mit ihm, der ganzen Reiterschar weit voraus, im leichten Schwung über alle Zäune, Wälle und Gräben des Hofes und erntete echte Anerkennung sogar von Heimo Horsena, dem »Pferdemann«, wie man ihn auch nannte.

»Gut gemacht«, sagte Bauer Heimo zu Nauteas, als dieser von den Ställen zurückkam.

Nauteas lächelte ihn an. »Das Lob kann ich, wie ich meine, zurückgeben. Warst nicht du es, der den Schimmel erzog?«

»Das trifft zu.« Der Bauer nickte. »Aber ein gutes Pferd braucht einen guten Reiter, so wie eine gute Frau einen guten Mann braucht, damit die Sache vollkommen sei.«

Lächelnd ging Nauteas zu seinem Sitz neben König Orm. Aber innerlich war er aufs neue beunruhigt. Hatten diese Worte eine Anspielung enthalten, eine Mahnung vielleicht gar?

Je weiter der Abend fortschritt, desto quälender meldete sich die Frage, wo Nauteas die Nacht verbringen sollte. Daß sein Stolz ihn hindern würde, das Brautgemach auch nur zu betreten, war klar. Doch wenn er wieder im Haus der jungen Männer schlief, würde es neues Geflüster und Gelächter geben, und wahrscheinlich würde das Getuschel doch endlich auch König Orm erreichen.

Als nach Einbruch der Nacht das Mahl aufgehoben wurde, entließ Nauteas die Fackelträger, die ihn geleiten sollten, und eilte wieder zu den Ställen. Alvis war nicht dort, er ging auf der Weide. So nahm Nauteas das Zaumzeug mit, suchte das Pferd auf der Wiese, zäumte es auf und ritt dann langsam über die mit kurzem Gras bewachsenen Halden irgendwohin in die Nacht hinein.

Es war selbst jetzt noch nicht ganz dunkel. Der Himmel über Nauteas war klar, und zögernd kamen Sterne hervor. Im Westen aber stand eine dunkle Wolkenwand, so daß der Rand des Horizontes keinen Schimmer des letzten abendlichen Rots mehr zeigte. Ein leichter, warmer Wind trug den Duft nach Kräutern und Gras über die Hügel heran. Ganz stark überfiel Nauteas jetzt die Sehnsucht nach Herrad. Wenn sie vor mir auf dem Pferd säße . . . Er meinte fast, ihre Arme um seinen Hals zu spüren. Herrad! Wäre ich bei ihr! Morgen abend ist dieses verhaßte Fest zu Ende, dann werde ich reiten, reiten und reiten, bis ich bei ihr bin! Aber gleichzeitig war auch wieder die Angst da: Werde ich sie dann finden? Könnte ich ihr doch Botschaft senden, einem Vogel, der schnell fliegt, die Worte mitgeben: Herrad, das Mädchen aus Dänenland liegt unberührt auf seinem Lager. Nur du allein bist und bleibst meine Liebste . . .

Er war einen Hang emporgeritten, jetzt hielt er auf der Spitze eines Hügels. Unter sich sah er unklare Formen, die sich heller vom dunklen Heideboden abhoben, ein paar Schatten bewegten sich. Dort unten standen die Zelte der teutanischen Knaben und Jünglinge, die ihm zum Hochzeitsfest gefolgt waren. Sie hatten hier außerhalb des Hofes ihr Lager aufgeschlagen und mit einem kleinen Erdwall umgeben.

Nauteas ritt hinab. Die Knaben hatten am Eingang zum Lager Wachen aufgestellt, die Nauteas freudig begrüßten. Gleich kam auch Nereos herbei, einer der alten Freunde, der mit Nauteas auf dem »Kyknos« ins Land gekommen war und den er den Knaben als tüchtigen Waffenmeister beigegeben hatte.

»Du kommst das Lager zu besichtigen, König?«

»O nein, ich will niemanden stören. Ich reite nur ein wenig umher, um meinen weinbenebelten Kopf auszulüften.«

»Es ist auch besser, wir lassen sie schlafen. Sie haben sich heute ordentlich getummelt«, sagte Nereos. »Allerdings waren sie ärgerlich darüber, daß du sie nicht mit den Dänen hast kämpfen lassen.«

»Ich fürchte, sie wären jetzt noch ärgerlicher, hätte ich's getan.«

Nun lachte auch Nereos. »Das will ich meinen. Sie geben sich Mühe, gewiß. Viele haben sich selbst Speere geschnitzt und Streitäxte verfertigt. Aber ebensoviele fechten noch mit Stöcken. Und wie unbeholfen manche, ein Jammer.«

»Wir sollten mehr Schmiede haben. Es wird alles kommen, Nereos. Wir müssen diese Zeit des Anfangs überstehen, wie wir können. Die Jungen müssen sich geduldig üben, und auch ihr Waffenmeister muß Geduld haben, es hilft nichts.« Er grüßte Nereos und ritt weiter.

Das Land war wellig, es mochten große, alte, längst vergessene Gräber sein, über die Nauteas ritt. Ein Hügel ragte höher in den Sternenhimmel als die anderen. Auf seiner Kuppe sah Nauteas eine weitere kleine Erhöhung, er

hielt sie zunächst für einen Steinhäufen. Daneben stand eine Gestalt, ein Mann, der sich jetzt bückte.

Alvis erklimmte ohne Mühe die Kuppe. Man konnte von hier weit in die dunkle Landschaft hinaussehen. »Die Himmlischen segnen dich«, grüßte der Mann mit halblauter Stimme.

»Was tust du hier?« fragte Nauteas.

»Ich suche mein Feuerzeug.« Er erkannte Nauteas. »Du bist es, König, der auf dem weißen Pferd durch die Nacht reitet? Ich sah dich zwischen den Hügeln und dachte, dort reite ein Alb oder ein Gott. Kommst du wegen des Feuerscheins hier herauf?«

»Des Feuerscheins?« Nauteas sah das kleine, rote Pünktchen am westlichen Horizont im gleichen Augenblick, als er fragte. »Dort – ja. Was ist das?«

»Das Feuerzeichen von der Küste.«

»So weit sieht man das?«

»Ja. Sie haben dort ihren Holzstoß entzündet, um uns Nachricht zu geben. Ich werde gleich den meinen entfachen.« Stein schlug auf Stein, ein schwaches Fünkchen zuckte auf und verlöschte wieder. Nauteas sah jetzt, daß es ein Stoß aus Hölzern und Heidekraut war, neben dem er stand.

»Darum bist du hier oben?«

»Ja. Ich bin der Feuerwächter. Ich schlafe zur Zeit am Tage. Der Bauer hat gesagt: Dies sind Nächte, da man nicht weiß, was geschehen wird. Es muß scharf Wache gehalten werden.«

Erregung hatte Nauteas erfaßt. Er spähte angestrengt nach dem fernen roten Punkt aus, in dem seine scharfen Augen bei längerem Hinschauen ein unruhiges Flackern erkannten.

»Und? Was wollen die dort uns mitteilen?« Auch im Südland hatte es dies System der Nachrichtenübermittlung durch Feuerzeichen gegeben, er erinnerte sich daran.

»Schwer zu sagen, Herr. Krieg wahrscheinlich. Ein Überfall auf die Küste. Oder zumindest Schiffe, die gesichtet wurden und von denen Gefahr droht.« Der Wächter

bemühte sich, den Holzstoß zu entzünden, es mißlang immer wieder. Plötzlich aber fuhr er auf. »Oh! Also dort auch!« Er wies nach Süden.

Auch dort war jetzt im tiefen Dunkel ein flackernder Schein zu erkennen, etwas näher als der von der Küste, so schien es.

»Wo ist das?«

»Lynan. Die haben vermutlich ein Feuersignal aus dem Süden bekommen und geben es weiter. Wenn mein verwünschtes Holz doch brennen wollte! Es ist beim letzten Regen naß geworden. Jetzt!« Endlich hatte das Kraut Feuer gefangen, die Holzscheiter begannen zu glimmen. Der Wächter blies eifrig in die kleine Flamme.

»Im Süden? Oder im Südwesten? Könnte auch diese Nachricht von der Küste kommen?«

»Höchstwahrscheinlich kommt sie von der Küste. Auch dort wird Gefahr drohen.«

Und dort ist Herrad allein auf der Hymonsburg, wenige Männer nur bei ihr, ein schwacher Trupp Küstenwacht, ganz unzulänglich . . . Himmel, warum bin ich zu dieser Hochzeit geritten und habe meine Frau und mein Land schutzlos zurückgelassen? Nauteas stöhnte. Alles in ihm drängte ihn, loszureiten, einfach immer weiter nach Süden zu jagen – zu Herrad, sie und sein Haus zu verteidigen. Er trat Alvis in die Seiten, und der bäumte sich, denn Nauteas hatte ihn fast gleichzeitig zurückgerissen. Vernunft, Vernunft! Er durfte nicht kopflos handeln, nicht allein und ohne Gefolgschaft davongaloppieren. Er riß Alvis herum. »Ich sage auf dem Hof Bescheid«, rief er dem Feuerwächter zu.

»Ich habe schon jemanden hingeschickt. Aber das mit dem Feuer im Süden kannst du dem Bauern sagen.«

Nauteas jagte den Hügel hinab und zum Hof. Während er ritt, erhob sich ein Wind aus Westen, die Wolkenwand war hoch emporgerückt, es zuckte in ihr von Blitzen, ein Wetter nahte. Das paßt gerade, dachte Nauteas.

Immer, wenn er eine Gewitterwand von Blitzen durchzuckt sah, erinnerte er sich an jenen Augenblick in Naupac-

tos, als der Blitz Aristodemos tötete. Das hatte sich ihm mit greller Schärfe eingeprägt. Aber stets ließ es ihn auch an des Bruders zügellose Wildheit denken, der diese Strafe folgte. Sich selbst beherrschen, nicht unvernünftig auflodern, Ruhe bewahren. Auch jetzt sagte er sich das vor.

Auf dem Hof flackerten Lichter hin und her. Bauer Mimas kam Nauteas entgegen, er wußte schon von dem Feuerzeichen aus dem Westen. Er sagte: »Was das betrifft, ist mir nicht allzu bange. Wir haben dort eine ebenso starke wie zuverlässige Küstenwacht, die eine Landung fremder Schiffe nicht zulassen wird.«

»Die Schiffe könnten eine Landung am freien Strand versuchen.«

»Man wird sie im Auge behalten, nun man sie gesichtet hat. Das und nichts anderes besagt das Feuerzeichen.«

»Aber der Brand im Süden?«

»Damit freilich sieht es schlechter aus . . .«

Sie gingen in die Halle. Dort hatten sich schon etliche Männer versammelt, auch Antinos und die Schiffsgenossen. König Orm war nicht da. »Lassen wir ihn schlafen«, sagte Nauteas. Er saß mit Bauer Mimas auf dem Hochsitz. »Ich möchte mit meinen eigenen Männern sofort nach Süden aufbrechen«, sagte er. »Unsere Küstenstrecke dort liegt fast schutzlos etwaigen Feinden preisgegeben.«

»Wenn es sich um zahlreiche Feinde handeln sollte, könnten wir, die wir wenige sind, dann wohl etwas gegen sie ausrichten?« fragte Antinos sofort.

»Wir müssen es jedenfalls versuchen«, erwiderte Nauteas heftig. »Sollen wir etwa die Unseren dort im Stich lassen und uns hier verkriechen?«

»Was heißt verkriechen?« Bauer Mimas fuhr auf. »Die an sich schon geringen Kräfte zu teilen, scheint mir wenig klug. Ich persönlich halte das, was sich da offenbar an der Westküste abspielt, für ein bloßes Ablenkungsmanöver. Haras Plan dürfte sein, dort durch einige Schiffe Unruhe zu schaffen, mit seiner Hauptmacht aber direkt von Pynen her überzusetzen und uns hier in den Rücken zu fallen.«

»Er benutzt die Hochzeit, er denkt wahrscheinlich, wir lägen alle betrunken unter den Tischen«, rief jemand.

»Er denkt, zwei Mäuse in einer Falle, das heißt, zwei Könige in einem Hochzeitshaus zu fangen«, fügte ein anderer hinzu.

»Sehr wahrscheinlich.« Bauer Mimas' kräftige Stimme schuf sich wieder Gehör. »Und darum muß der Abwehr gegen Osten unsere ganze Kraft gelten. Meint ihr, ich könne meinen Hof mit Weibern und den lächerlichen Laffen, die König Orm umgeben, gegen Haras Scharen halten?«

»Du könntest deine Nachbarn zusammenrufen«, warf einer dazwischen.

»Das werde ich sowieso tun. Noch heute nacht. Aber wer weiß, wie viele da kommen?«

»Im Osten war kein Feuerschein zu sehen«, gab Nauteas zu bedenken.

»Das besagt nichts«, antwortete Mimas. Er blickte sich im Saal um, seine Brauen zogen sich zusammen. »Wo steckt eigentlich unser Freund Heimo?«

»Ja, wo ist Bauer Heimo? Ich möchte seine Meinung zu dieser Frage hören«, rief auch Nauteas.

Bauer Heimo war nicht anwesend, und es wurde nach ihm geschickt.

Auch er hatte mit den Seinen außerhalb des Hofes ein Lager aufgeschlagen. Nach kurzem Warten kam die Nachricht, daß das ganze Lager leer und verlassen stünde. Hofknechte erzählten, gleich als die ersten Lichter auf dem Hof aufgeflackert seien, habe Heimo mit seinen Leuten das Lager verlassen und sei nach Osten gejagt. Sie hatten alle Pferde gehabt. Mit dem beginnenden Sturm seien sie davongefegt wie das Wilde Heer, berichteten die Knechte.

»Da haben wir's«, Bauer Mimas' Stimme klang dumpf. »Das war übrigens zu erwarten. Ich habe dich vor Heimo gewarnt, König. Noch nie ist ein Horsena zuverlässig gewesen.«

»Verräter, Verräter«, riefen einige Stimmen.

Nauteas ballte die Fäuste und öffnete sie dann wieder. Er sah sich selbst mit Heimo Horsena auf dem Ahnenhügel sitzen. Dieser Mann war ehrlich zu ihm gewesen, er hegte nicht den geringsten Zweifel. »Könnte es nicht sein, daß er Haras Pläne kennt und ihn daran hindern will, sie auszuführen?« fragte er. Er merkte selbst, daß der Einwurf schwach und unsicher klang.

Mimas lachte auf. »Das wäre zu schön, um wahr zu sein. Glaube meiner Erfahrung, junger König«, wiederholte er. »Noch nie war ein Horsena treu.«

»Ich will trotzdem nach Süden ziehen«, beharrte Nauteas. »Ich nehme nur die Leute mit, die in meinem Gefolge kamen. Euch hier bleiben genügend tapfere Männer. Wenn dieser Hara wirklich von zwei Seiten angreifen will, muß auch er seine Heermacht teilen. Wir dürfen die Feinde nicht an der Westküste landen lassen, wenn wir schon ihr Eindringen von Osten her nicht verhindern können.«

»Das werden wir auf keinen Fall können«, stimmte ihm Mimas zu. »Sie werden zu Stara, ein gut Stück südlich von Horsena, übersetzen, wo die Insel Pynen nur eine schmale Durchfahrt, nicht breiter als ein Fluß, vom Festland trennt. Sie werden, auch wenn sie nicht beritten sein sollten, keinen Tag brauchen, um hier zu erscheinen. Du kannst, willst du wirklich nach Süden ziehen, König Orm und die junge Königin nicht hierlassen.«

»Ich werde sie hierlassen. Mögen Dänen sich mit Dänen streiten oder vertragen. Ich gehöre zur Teuta, mein Platz ist im Süden. Der Süden ist in erster Linie bedroht, das Feuer hat uns gerufen . . .« In seine leidenschaftliche Rede hinein krachte ein Donnerschlag, der das Haus erzittern ließ.

»Der Gott sagt ja.« Nauteas sprang auf. »Das ist gerade das richtige Wetter zum Reiten. Ich lasse mich nicht mehr aufhalten.«

»Warte wenigstens, bis Boten anlangen. Noch wissen wir ja nichts Bestimmtes.« Alle redeten auf ihn ein.

Nauteas zitterte vor Ungeduld. Aber schließlich blieb er doch und setzte sich wieder.

Und dann traf – sehr bald – der Bote aus dem Westen ein. Auf einem ganz abgehetzten Pferd ritt er auf den Hof. An der Küste waren tatsächlich Schiffe gesichtet worden, sie hatten sogar Anstalten gemacht zu landen, aber die Küstenwacht hatte sich so bedrohlich am Strand aufgepflanzt, speerschwingend und Hörner blasend, daß die fremden Schiffe wieder aufs Meer hinaus Kurs genommen hatten. Wie viele? Elf habe man gezählt, große Schiffe mit Vogelköpfen, das vorderste und größte habe die Standarte des Fürstensohnes Hara von Pynen gezeigt und einen Drachenkopf gehabt. Sie hätten die Stevenköpfe auch nicht abgenommen, als sie sich dem Land näherten. Ja, und dann seien sie weiter nach Süden gefahren. Mehr wußte der Bote nicht.

»Elf Schiffe«, sagte Bauer Mimas, »das dürfte Haras ganze Seemacht sein. Mindestens vierhundert Mann. Ich zweifle, daß er mehr zusammenbekommen konnte.« Er schien aufzuatmen.

»Jetzt bezweifelst du aber hoffentlich nicht mehr, daß ich im Süden nötiger bin als hier«, rief Nauteas. Und nun brach er wirklich auf.

Als er schnellen Schrittes aus der Tür ging, tauchte plötzlich eine kleine Gestalt vor ihm auf, die ihm den Weg vertrat. Arge stand aufrecht da, aber sie zitterte. »Willst du uns verlassen?« fragte sie heiser. »Nimm uns mit, Vater und mich.«

»Nein«, sagte er und versuchte an ihr vorüberzukommen. »Ihr bleibt hier in Mimas' Hut.« Erregung und Ungeduld ließen ihn jede Höflichkeit vergessen. Er schob die kleine, schiefe Gestalt zur Seite und rief nur noch über die Schulter zurück: »Ich kann mich jetzt nicht mit Weibern und Greisen beschweren, ich habe Eile.« Dann gab er den Genossen seine Befehle.

Sie nahmen alle verfügbaren Pferde; die älteren Bauern und König Orms Gefolgsleute blieben.

Im letzten Augenblick erschien auch noch König Orm unter der Tür. Auch er zitterte. »Ihr werdet uns nicht verlassen«, rief er.

Nauteas winkte ihm nur beruhigend zu und berührte mit der Schuhspitze Alvis' Flanke. Alvis galoppierte in Dunkelheit, Sturm und Regen hinaus, und der Hufschlag der anderen Pferde donnerte hinter ihm drein.

VII

TRÜMMER

Doch schon nach kurzer Zeit gab es einen Aufenthalt. Als sie in die Nähe des Lagers der jungen Leute gekommen waren, glitt ein Schatten an Nauteas' Seite und griff in seine Zügel. »König?«

Es war der Waffenmeister, mit dem er früher am Abend gesprochen hatte. »König«, stammelte Nereos. »Ich muß dir sagen – die Burschen sind auf und davon – alle. Ich habe getan, was ich konnte. Sie waren wie von bösen Geistern besessen . . .«

»Was sagst du? Auf und davon? Wieso? Wohin?«

»Nach Süden. Die Zwillinge, deine Schwäger, kamen vom Hof her angejagt – auf Pferden. Sie schrien, der Feind komme mit Schiffen, es gelte, ihre Schwester zu retten. Da fuhr es in unser junges Volk, ich sagte es ja, wie lauter wilde Geister, ich konnte reden, schreien, sie schütteln, es half nichts. Das Lager ließen sie stehen, wie es stand, und zogen mitten in Nacht und Sturm ab, die Zwillinge an der Spitze. Ich dachte, du müßtest es wissen, darum . . .«

»Ja. Ich danke dir. Schließ dich uns an. Diese Narren. Rennen einfach davon. In den Kampf, denke ich, mit Holzspeeren und Steckenpferden.« Er mußte trotz allem ein wenig lachen. »Gut, daß wir sie überholen werden. Sie haben ja im ganzen nur zwei Pferde.« Im Weiterreiten sagte er zu Antinos: »Diese Kinder! Man hat seine Last mit ihnen.«

»Mir scheint«, bemerkte Antinos vor sich hin, »daß eine Verwandtschaft zwischen euch besteht.«

»Wieso?«

»Alle diese Knaben zeigen sich dir ähnlich. Auch sie rennen blindlings nach Süden, ohne rechts oder links zu schauen, und werden sich ebenso blindlings in den Kampf stürzen.«

»Antinos!«

»Habe ich nicht recht?« Antinos redete immer noch halblaut, wie gleichgültig, vor sich hin. »Wir hier sind keine hundert Mann, *mit* diesen Kindern, wohlverstanden . . .«

»Die Kinder laß weg!«

»Dieser Hara soll angeblich mehr als vierhundert auf seinen Schiffen haben . . .«

»Es werden sich uns weitere Männer anschließen – von den Höfen und Siedlungen, ich rechne fest damit.«

»Geübte Kämpfer mit Sicheln aus Knochen und hölzernen Dreschstöcken, nehme ich an.«

Sie schwiegen, der Regen schlug ihnen ins Gesicht.

»Willst du mich verlassen, Antinos? Es steht dir frei«, sagte Nauteas dann leise.

»Du weißt, König, daß ich das nicht will.«

»Dann ist es ja gut«, sagte Nauteas.

Als die Morgendämmerung kam, ließ der Regen nach. Die breite Straße nach Süden war selbst im Finstern gut zu verfolgen gewesen. Jetzt schimmerte sie sandig hell, der Himmel klärte sich, wenn auch der Wind noch scharf wehte. Das Unwetter verzog sich.

Sie brauchten nicht mehr lange zu reiten, da sichteten sie den Zug des jungen Volks; auch die Knaben hatten sich an die Straße gehalten und schritten tapfer aus. Nauteas trieb sein Pferd an und sprengte mitten zwischen sie. Sie sprangen zur Seite und jubelten ihm zu. Doch er kümmerte sich nicht um Zurufe und drang bis zur Spitze vor, wo Rexenor und Rautenor auf ihren Ponys im Schritt dahinzogen.

Dort riß er sein Pferd herum, so daß er dem ganzen Trupp gegenüber hielt und hob die Hand. »Halt!«

Sie standen. Er sah in erwartungsvolle Gesichter. »Was fällt euch eigentlich ein?« fragte er mit klingender Stimme.

»Wie konntet ihr davonlaufen – ohne Weisung von mir abzuwarten?«

Jetzt blickten die Gesichter empört und trotzig drein. »Es eilt, König«, riefen ein paar Stimmen. »Die Königin ist in Gefahr.« Einer überschrie den andern. »Wir wußten ja, daß du kommen würdest. Wir sind deine Vorhut. Heil dem König!« Die Jungen schrieten im Chor.

Nauteas reckte sich hoch auf. Das aufsteigende Morgenlicht vergoldete sein Gesicht und sein wirres, regennasses Haar. »Still!«

Sie schwiegen. »Ihr seid Narren«, sagte er ruhiger. »Was denkt ihr euch? Meint ihr denn, ihr könntet mit euren Holzspielzeugen gegen wohlausgebildete Männer mit scharfen Schwertern bestehen? Was hätte ich, was hätte die Königin von Helfern, die tot und blutbeschmiert im Grase lägen? Ihr seid die Zukunft. Euch kann ich am wenigsten missen. Ich erkenne euren guten Willen an. Aber das erste und wichtigste ist, daß ihr gehorchen lernt.«

Die Sorge um diese Kinder brannte in ihm. Und sie gab ihm eine Würde und eine Aura von Autorität, die bisher noch nie an ihm sichtbar geworden war. Er überzeugte. Niemand murrte mehr. Viele Köpfe senkten sich.

Eine zaghafte Stimme wagte noch eine Verteidigung. »Die königlichen Zwillinge haben uns gesagt, es sei unsere Pflicht . . . Sie riefen zum Kampf . . .«

»Die königlichen Zwillinge haben euch gar nichts zu sagen. Nereos ist euer Befehlshaber. Er hat euch zu führen, sonst keiner. Ihr habt euch gegen ihn aufgelehnt und sein Wort verachtet. Ich sollte euch alle bestrafen. Ich werde es nicht tun. Aber ich baue auf eure Vernunft. Folgt uns langsam, bleibt beieinander. Und sollte es je zum Kampf kommen, so verlasse ich mich darauf, daß keiner – ich sage keiner – ungeheißt eingreift. Nereos, begib dich zu ihnen und Sorge für Ordnung. Wir setzen zusammen unseren Weg fort.«

So zogen sie weiter. Die Knaben gingen jetzt in der Mitte des Zuges. Rexenor und Rautenor, die auch die Köpfe tief

hängen ließen, behielt Nauteas bei sich an der Spitze, doch sprach er nicht mit ihnen.

Nach einer Weile sagte Antinos neben ihm leise. »Vergib mir, König. Ich schäme mich der Worte, die ich soeben zu dir sagte.«

»Ich dagegen glaube, du hattest recht wie immer, Antinos«, antwortete Nauteas ernst.

Sie rasteten einige Male, da Pferde und Menschen die Erholung brauchten. Nauteas wäre am liebsten bis zur Hymonsburg durchgeritten, aber er wußte, daß es nicht möglich war. Zudem hatten sie nun so viel Fußgänger bei sich, daß der Zug sowieso langsamer vorwärts kam. In der Tat schlossen sich ihnen hier und da Männer von den Höfen auf dem Geestland an, schlecht bewaffnete, doch willige Leute, die aber allesamt ebenfalls Fußgänger waren.

Sie übernachteten auf dem freien Felde. Es regnete wieder, und erneut erhob sich ein Sturm, so daß es keine gute Nacht wurde.

Am folgenden Tag schlug Nauteas die Richtung nach Südwesten ein. Streckenweise war der Weg hier lehmig, und Pferde und Menschen glitten in der Nässe aus, was ihren Marsch noch verzögerte. Nauteas sicherte den Zug sowohl nach vorn wie nach rückwärts durch Späher ab und ließ die stärksten Männer am Schluß marschieren, denn es schien nicht unmöglich, daß etwa im Osten gelandete Feinde ihnen bereits folgten.

Leuchtfeuer hatte man nicht mehr gesehen. Aber als sie am späten Abend von den Geesthöhen zur Marsch hinunterzogen, bemerkte einer von ihnen in unendlich weiter Ferne ein Licht wie von einem Brand draußen auf der grenzenlosen See.

Nauteas hielt an. Auch er sah den roten Punkt im Südwesten. »Das muß auf dem Meer sein«, murmelte Antinos. Aber Nauteas wußte, was es war: dort hinten, genau in jener Richtung, lag die Insel, der heilige Hügel, auf dem jetzt das Holzgerüst von Posides neuem Tempel stand. Gab

dort jemand ein Signal? Oder . . . ? Die andere Möglichkeit war die wahrscheinlichere.

Immer wieder hatte er sich Mut zugesprochen, sich eingeredet, jene Schiffe, die die Westküste entlangsegelten, könnten durch Menschen oder Elemente an einer Landung verhindert worden sein. Wenn sie sich zur Insel gewandt hatten, würden sie vielleicht noch nicht . . . Die Insel, das war schlimm genug, das neuerstehende Heiligtum geschändet, verbrannt . . . Doch Holz gab es im Wald und auch Hände, neue Pfähle einzurammen. Aber Herrad – Herrad . . .

Sie übernachteten noch einmal. Und dann – endlich – lag in einem blaßgrauen Mittagslicht das Meer, die Flußmündung, die Fischersiedlung und – seitab – der Burghügel vor ihnen. Um den Hügel schwelte träger Rauch, den die graue Luft niederzudrücken schien, die Fischerhäuser waren schwärzliche Ruinen, auch aus ihnen stiegen noch hier und dort schwache Rauchfahnen auf. Kein lebender Mensch, kein Tier weit und breit . . .

Nauteas hielt am Dünenrand, er atmete mehrmals tief, um sich Ruhe zu geben, und mit jedem Zug seiner Lungen drang der Rauchgeruch in ihn ein und tötete jeden Funken von Hoffnung. Er hätte schreien mögen: »Mein Weib! Meine Freunde! Mein Land!« Aber er brachte keinen Laut hervor, es war, als ersterbe jede Möglichkeit, sich zu rühren, in ihm, als könne er nichts mehr, als so stehen und starren. Dann aber – plötzlich – überfiel ihn rasender Zorn, ein wildes Aufbäumen gegen Götter und Menschen. Er stieß – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben – einen wilden Fluch aus. Dann suchte sein Blick verzweifelt die bewegte Fläche der See ab, nirgend waren Schiffe zu sehen, auch im Flußhafen nicht. Ein paar Trümmer lagen da, sie mochten von den zerschlagenen Fischerbooten herrühren – der »Kyknos« war verschwunden, nicht ein Holzbrett erinnerte an ihn. Nur hingestreckte, regungslose Menschenkörper lagen am Strand, Vogelschwärme flogen von ihnen auf . . .

Schweigend zogen die Männer durch die Dünen hinab. Von dort, wo die Knaben gingen, kam Schluchzen. Ein paar der Jungen brachen aus dem Haufen aus und stürmten zu den Ruinen der Siedlung hinüber.

Nauteas stand auf dem Burghügel. Die Palisadenwand war teilweise zertrümmert, eingehauen und rauchgeschwärzt. Auch die Häuser standen nur halb verbrannt da, und Nauteas gab sofort Befehl, die noch glimmenden Balken vollends zu löschen. Überall zwischen den Trümmern standen schwarze Wasserlachen.

»Der starke Regen hat den Brand fast ganz erstickt«, sagte Antinos. »Das muß gestern gewesen sein. Die Räuber sind abgezogen, nachdem sie alles in Brand gesteckt hatten, und haben sich weiter nicht mehr darum gekümmert. Wo sind sie jetzt?«

Wo ist Herrad? Wo? fragte sich Nauteas. Er glaubte bei jedem Schritt auf ihre Leiche zu stoßen, aber er fand sie nicht.

»Ist denn kein Mensch hier übriggeblieben, der uns Auskunft geben könnte?« fragte Antinos.

Da aber ertönte irgendwoher japsendes, heulendes Hundegebell. Ein dunkles Etwas schoß heran und warf sich gegen Nauteas mit einem Schrei, der fast menschlich klang. Der Hund war gekommen, niemand wußte woher, naß, schmutzig, mit blutigem, angesengtem Fell.

Nauteas umfaßte seinen Kopf. »Du bist da? Wo ist . . . ? Wo sind . . . ? Sag es mir . . . «

Der Hund wimmerte, plötzlich lief er von Nauteas weg zu den drei alten, windschiefen Bäumen, die hinter dem Hallenhaus standen. Auch ihr Laub war nur angesengt. Der Hund kam zurück, jaulte jammervoll und lief wieder hin. »Was ist dort?« fragte Nauteas mit trockenem Mund.

»Schau, ach Schau, Herr«, sagte jemand neben ihm.

Und da sah er es auch. Etwas Weißes hing von einem kahlen Ast herab, eine menschliche Gestalt, schneeweißes Haar, das in das vornübergefallene Gesicht hing . . .

Der Hund heulte kläglich. »Diese Bestien!« schrie Nau-

teas. »Das haben sie gewagt? O ihr Götter, konntet ihr ihn nicht beschützen?« Er schlug die Hände vor das Gesicht, er konnte den Anblick des toten Körpers, den der Wind sachte hin- und herbewegte, nicht ertragen. »Nehmt ihn herab, bahrt ihn auf. Er soll einen schönen Scheiterhaufen bekommen«, murmelte er, indem er sich wegwandte.

Er stolperte in das wirre Getrümmer hinein, blieb aber wieder stehen, ließ die Hände sinken, warf den Kopf zurück und schrie: »Wo sind sie? Wo? Wo? Wo? Diese reißenden Wölfe? Dieses Gesindel? Wo?«

Da brachten die Freunde eine Frau angeschleppt, eine Lebende zwischen den Toten und den Trümmern. Es war eine von Herrads Dienerinnen, Nauteas kannte sie als eine ruhige, besonnene Person.

Ihre Besonnenheit schien sich auch jetzt zu bewähren. Ihr Gewand war zwar zerrissen, ihr Gesicht geschwärzt, aber sie heulte und jammerte nicht, sondern erzählte gefaßt und zusammenhängend, was geschehen war.

Der Überfall hatte am gestrigen Abend bei Einbruch der Dämmerung stattgefunden. Aus dem Nebelgrau der stürmischen See heraus waren die fremden Schiffe fast lautlos in den Hafen eingefahren. Zwar hatte die Küstenwacht versucht, die Landung zu verhindern, aber die Zahl der Männer war zu klein gewesen. Die Schar der stark bewaffneten Feinde drang unaufhaltsam vor, umzingelte das Häuflein der Verteidiger und machte die meisten nieder – nur einigen gelang es, die Hymonsburg zu erreichen. Sie hatten sie noch kurze Zeit gegen den Ansturm des mörderischen Gesindels halten können, die Königin hatte die Männer befehligt, ein Schwert in der Hand, war sie überall zugleich gewesen. Als die Feinde eindrangten, hatte sie sich wie eine Heldin verteidigt. Die Frau nickte, als sie das sagte, und wiederholte: »Wie eine Heldin aus alter Zeit. Ich glaube, sie wollte sich töten, aber die Männer überwältigten sie, ehe sie ihre Absicht ausführen konnte.« Sie hatten sie nicht erschlagen, sondern gefesselt. »Dich, meine Schöne, nehme ich als Geisel mit«, hatte der Anführer laut lachend gesagt, und

Herrad hatte ihm, gebunden, wie sie war, vor die Füße gespuckt. »Ich versteckte mich, als sie die Herrin fesselten«, sagte die Frau. »Ich hatte versucht, ihr beizustehen, aber jetzt konnte ich nichts mehr für sie tun. Ich zwängte mich zwischen die Doppelwand, ich bin dünn, das war gut, durch die Ritzen konnte ich alles sehen, aber sie fanden mich nicht. – Der Anführer lachte nur noch lauter über Herrads Zorn, er war ein wilder, böser Mensch, riesengroß mit hartem Gesicht und zerbeultem Helm. Sie zündeten dann die Häuser an, aber ich konnte ins Buschwerk am Hang entkommen. Ich sah, wie sie die Königin wegschleppten. Dann fuhren die Schiffe fort, und der Regen kam und prasselte auf die Flammen nieder und drückte sie aus, daß nur noch Rauch blieb. Wer in der Siedlung noch lebte, war geflohen, aber ich blieb, denn ich wußte, daß du, Herr, kommen würdest, und es mußte ja einer da sein, dir zu sagen, was geschehen war.«

»Und wohin sind die Schiffe gefahren?« fragte Nauteas finster.

»Nach Norden«, sagte die Frau, »der Dunst war dicht, aber ich sah ihre Schatten – draußen auf der See . . .«

»Nach Norden«, flüsterte Nauteas. Er zitterte jetzt wie von einem Fieberschauer geschüttelt. Seine Augen glühten in seinem blassen Gesicht, das auf einmal eingefallen und viel älter erschien. »Nach Norden. Also nach Norden.« Er machte kehrt.

»Sie zerschlugen die Boote im Hafen«, rief die Frau ihm nach. »Dein großes Schiff aber nahmen sie mit. Sie haben auch nach der Krone gesucht, sie aber nicht gefunden.«

»Was kümmert mich jetzt die Krone?« rief Nauteas zurück. Dann stürmte er ins Freie. Der Hund folgte ihm bellend nach.

Als Nauteas zum Tor kam, stürzte der junge Alkos atemlos heran. »König«, rief er, »unser Hof ist verbrannt, mein Vater liegt erschlagen in den Trümmern, und der andere Schmied auch.« Er schluchzte wild auf.

Nauteas preßte den Jungen an sich und strich ihm übers

Haar. »Artos! Mein Bär! O Jammer! Ach, und wo nehmen wir jetzt Schmiede her?« fügte er murmelnd hinzu.

Dann entließ er Alkos aus seinem Arm. »Darf ich ein Pferd bekommen und mit dir reiten?« fragte Alkos und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich will meinen Vater rächen . . .«

»Wenn du ein Pferd finden kannst, komm mit.« Nauteas warf den Arm hoch. »Alle, die Pferde haben, schließen sich mir an. Sagt es weiter. Wir reiten nach Norden.«

VIII

DER KAMPF

So ritten sie nach Norden, immer die Küste entlang, manchmal oben auf den Deichen oder Strandwällen, manchmal unten am Wasser. Die Zeit verging, Abend und Nacht kamen, der Sturm hatte sich gelegt, nur ein weicher Wind wehte über die See her, der hier und da eine kurze Regenbö herantrug. Dann wieder klarte der Himmel auf, und der weiße Gischt der auf den Strand herauflaufenden Wellenketten schimmerte blaß im Sternenlicht. – Es ist, als ob die weißen Arme der Meertöchter nach uns griffen, dachte Nauteas. Aber sie fassen sanft zu und ziehen sich wieder zurück. Eine andere Beute wäre ihnen lieber. Nein, Meertöchter, verschlingt sie nicht, sie sind nicht würdig, in euren Bernsteinpalästen zu wohnen. Treibt sie an Land, damit ich sie töten kann. Nichts anderes verlange ich mehr auf dieser Welt.

Sein Zorn und seine heiße, verzweifelte Sehnsucht nach Herrad brannten immer gleich stark in ihm, aber trotzdem geriet er allmählich in einen fast traumähnlichen Zustand, wie die Nacht fortschritt. Er glaubte, draußen auf See schwarze Schiffe treiben zu sehen, Segel schlugen, über den Mastspitzen blitzten blaue Flammen auf, die Schiffe wandten sich dem Land zu . . . »Dort sind sie«, schrie er einmal auffahrend. Alvis machte einen kleinen Sprung, der Hund, der treulich an seiner Seite trabte, stieß ein kurzes Blaffen aus, aber Antinos, ebenso treulich dicht an seiner Seite, sagte beruhigend: »Ich sehe nichts. Noch haben wir sie nicht eingeholt, noch nicht, König.«

»Ich glaube, ich träume«, murmelte Nauteas beschämt und schüttelte sich. Er blickte nach rückwärts. »Reiten wir zu schnell? Folgen die andern?«

»Sie folgen, König.«

»Antinos«, fragte Nauteas gleich darauf leise, »warum sagst du nicht, daß ich ein Narr sei? Wäre es nicht an der Zeit zu wiederholen, daß unsere Schar zu klein sei, die vierhundert Seewölfe anzugreifen? Jetzt ist sie ja wirklich zu klein, jetzt wohl.«

»Jetzt«, antwortete Antinos' Stimme dunkel und gelassen, »jetzt liegen die Dinge so, daß das von keiner Bedeutung mehr ist. Viele oder wenige, jetzt müssen wir auf die Gerechtigkeit der Götter vertrauen und untergehen, sollten sie wider Erwarten jenen beistehen, etwas anderes gibt es nicht mehr.«

»Ich danke dir«, antwortete Nauteas.

Der Pferde wegen mußten sie gegen Morgen doch eine Rast einlegen. Vom Deich herab erspähte Nauteas eine kleine Fischersiedlung. Dort konnten die Pferde getränkt und, soweit möglich, gefüttert werden.

Die Leute gaben, was sie hatten. Sie waren in großer Angst vor den fremden Schiffen. Manche meinten, es handle sich um Geisterboote, die nicht von Menschen, sondern von Verstorbenen bevölkert seien. Man hatte sie gestern am späten Abend weit draußen auf See kreuzen sehen, schwarze Schatten am Horizont, und fürchtete, sie seien nördlich von hier an Land gekommen, denn es sei ein Rauchgeruch in der Luft seither . . .

Das stimmte. Der Nordwestwind trug einen brandigen Hauch heran. »Um so besser, dann haben wir sie bald«, sagte Nauteas, und die Freunde schlugen die Waffen zusammen.

Als die Sonne kam, waren die Krieger wieder alle aufgesessen. Nauteas musterte seine kleine Schar. Es waren etwa fünfzig Mann, leicht bewaffnet, wie sie zur Hochzeit gezogen waren, fast alle, ebenso wie er selbst ohne Helm,

zerzaust, müde und immer noch triefend naß vom Regen. Vornean hielten Rexenor und Rautenor auf ihren Ponys, er hatte sie mitreiten lassen müssen, denn als Herrads Brüder waren sie die berufenen Rächer, sollte ihrer Schwester etwas zugestoßen sein. Auch Alkos war da als Rächer seines Vaters und noch einige der ganz jungen Leute, die irgendwie zu Pferden gekommen waren. Nauteas seufzte. Aber das mußte nun sein, wie es war, er konnte sie nicht mehr schützen, sie mußten es selbst tun, so gut sie konnten. »Geht nicht zu hitzköpfig vor und haltet euch zurück, wenn wir auf die Feinde stoßen«, sagte er zu den Jungen. Aber er wußte, daß er tauben Ohren predigte.

Die Gesichter aller Männer prägte ungeduldige Entschlossenheit. Keiner schien zu müde zum Kampf. In ihnen allen brannte wie in ihm der Zorn, und sie wollten nichts als Vergeltung, möge kommen, was da wolle.

Nauteas hatte zwei gewandte junge Männer als Späher vorausgeschickt. Als seine Schar im Schutz hoher Dünen ein Stück weitergeritten war, kehrten die Burschen zurück und machten Meldung. Nicht weit voraus ströme ein kleiner Fluß ins Meer, dort sei ein Hafen und auch eine Ansiedlung mit wenigen Häusern. In jenem Hafen lägen Schiffe, große, eines sähe aus wie der »Kyknos«. Andere ankerten weiter draußen vor der Flußmündung. Die Segel seien aufgegeit. Die Boote der Fischer hätten die Räuber wohl zertrümmert, ihre Reste lägen am Strand. Die Häuser dagegen stünden unzerstört, man sähe Männer mit Helmen aus- und eingehen. Kochfeuer rauchten am Strand. Auf den Schiffen werde gehämmert, vermutlich hätten sie im Sturm gelitten. Hinter der Siedlung auf der Höhe des Strandwalles aber habe man ein Lager aufgeschlagen. Man sähe große Zelte . . .

»Wachen?« fragte Nauteas.

Die unten am Strand schienen überaus sorglos. Oben bei dem Lager allerdings leuchteten Helme, anscheinend von Wachen . . .

»Pferde?«

Sie weideten hinter dem Lager, nur wenige, ein Schimmel dabei . . .

»Gut. Standarten?«

»Eine. Oben bei den Zelten. Sie zeigt den Kopf eines Wolfes. Auch das Stevenhaupt des größten Schiffes stellt wohl eher ein Wolfsgesicht dar als einen Drachen.«

»Wir wollen ihm in den Rachen greifen«, sagte Nauteas. »Könnt ihr uns so führen, daß wir ungesehen nahe an diesen Hafen und dieses Lager herankommen?«

»Wir wollen es versuchen«, antworteten die Späher.

Zum Glück gab es immer wieder Dünen am Strand. Nauteas' Trupp saß ab, alle führten die Pferde. Es ging durch ein sandiges Tal, dann auf eine Höhe empor, auf der struppiges, windverbogenes Dornesträuch wuchs.

»Vorsicht«, sagte der eine der Späher zu Nauteas.

Der winkte den anderen zurückzubleiben und kroch auf Knien und Händen vollends zur Höhe hinauf. Durch das Gebüsch spähend sah er all das, was die Kundschafter beschrieben hatten. Aus den großen Rieddächern der Häuser stieg Rauch auf, auch die Feuer am Strand flammten und qualmten in die helle Morgenluft. Männer ohne Helme lagen um sie her, Kessel standen da, aus denen es dampfte. »Leichtsinniges Pack!« flüsterte Nauteas vor sich hin.

Er sah auch die Schiffe, das große mit dem Wolfshaupt und – seinen »Kyknos«. Der gelbe Schwanenschnabel leuchtete herüber. Der Mast stand vor dem weiten, von Wolkenstreifen durchzogenen Himmel wie ein aufgereckter Finger, das Segel war abgenommen, vielleicht mußte es geflickt werden, denn auch auf dem »Kyknos« wurde gearbeitet. Nauteas preßte die Nägel in die Handflächen. Vom Hafen streifte sein Blick zu dem erhöhten Lager hinauf. Da standen Wachen mit Speeren vor einem großen, purpurroten Zelt . . .

Er spürte eine feuchte Schnauze an seiner Hand. Hund war neben ihm. »Hund«, sagte er zu ihm, »wenn sie Herrad gemordet haben, wenn sie alles zerstörten, was mir lieb war, was ich aufgebaut habe, was ich erhoffte – wir, du und

ich, werden sie wenigstens nicht ungeschoren davonkommen lassen.«

Er kroch zurück und trat zu den Männern. Sein Plan hatte sich geformt. Und während er sich sammelte, um zu sprechen, trat Augenblicke lang wieder das Bild des Ahns vor ihn hin, das Gesicht unter dem Hörnerhelm sah ihm voll ernster Entschlossenheit gerade in die Augen. Ein scharftiges Bronzeschwert hob sich über den Rand eines Schildes und schien den Weg zu weisen. »Es ist gut«, sagte Nauteas, ohne die Lippen zu bewegen.

Das Bild schwand, er sprach zu seinen Männern.

»Hört her. Die dort am Strand sind offenbar auf keinen Überfall gefaßt. Wir greifen überraschend an, reiten zwischen sie, und versuchen, soviel Verwirrung zu stiften wie möglich. Dann ziehen wir uns blitzschnell wieder hierher zurück. Das alles muß so schnell gehen, daß sie nicht erkennen können, wie wenige wir sind. Einige von euch bleiben hier auf dem Hügel und täuschen mit Geschrei und geschwungenen Speeren Reserven vor. Dann, wenn wir sie einschüchtern konnten, werde ich diesen Hara von Pynen zum Zweikampf herausfordern.«

Antinos machte eine schnelle Bewegung.

Nauteas hob die Hand. »Still, Antinos. Es ist die einzige Möglichkeit, die uns bleibt. Sie müssen versprechen, abzu ziehen, wenn ich Hara erschlage.«

»Und die Königin?« rief Rexenor dazwischen.

»Die müssen sie uns ausliefern, wenn sie noch lebt. Das muß vereinbart werden.«

»Und wenn du fällst?« fragte ein Mann aus dem Haufen.

»Dann steht unsere Sache kaum anders als sie jetzt steht«, antwortete Nauteas.

»Nämlich schlecht«, sagte der Mann, der gefragt hatte.

»Ja. Dann müßt ihr kämpfen, bis auch ihr fällt.« Er prüfte die Gesichter. In keinem stand Furcht zu lesen. »Diese Eindringlinge werden alles zerstören, was irgend sie zerstören können. Und Hara von Pynen wird ein Schreckensregiment aufrichten über die Teuta und Kimberland und die

Inseln der Dänen gleichermaßen. Wessen Leben zählte da noch? Ich muß ihn fällen, und ich werde ihn fällen, und niemand soll mich daran hindern.«

In diesem Augenblick kam einer der Späher, der noch auf der Höhe hinter der Weißdornhecke gehockt hatte, eilig herunter. »Ein Mann auf einem Pferd ist von der östlichen Höhe herab- und im Galopp ins Lager geritten«, berichtete er. »Ein Späher oder Bote. Und die Botschaft schien gut zu sein. Die Männer warfen die Arme empor und schrien.«

Nauteas' Krieger murmelten fragend. Aber er winkte ab. »Das kann uns jetzt nicht kümmern. Reitet an!«

Sie brachen hinter der Düne hervor. In ihrem Rücken klang das Geschrei der Zurückbleibenden. Auch die Reitenden schrien. Sie hielten die Schilder vor die Mäuler und heulten in die Wölbungen hinein wie wilde Stiere. Sie schwangen die Speere, und die grellen Schreie der ganz jungen Burschen brachen aus dem dumpfen Gebrüll hervor wie Fanfarenstöße. »Herrad, Herrad!« schrien die Zwillinge, und die anderen nahmen den Ruf auf. Hund raste, gewaltig bellend, neben Nauteas her.

Nauteas jagte auf Alvis, allen voraus, geradewegs auf die Männer an den Kochfeuern zu, die wie die aufgescheuchten Hühner durcheinanderliefen. Mit dem langen Speer stach er zu, hierhin und dorthin, die Getroffenen stürzten vor die Hufe, Alvis setzte über sie weg, dann über ein Feuer. Ein Mann rannte um sein Leben, Nauteas sandte ihm den Speer nach, dann riß er das Schwert aus der Scheide und stürmte weiter.

Aus den Häusern kamen Leute, sie versuchten sich zum Kampf zu stellen. Aber sie wurden im Ansturm niedergemacht. Nauteas sah plötzlich, daß Rexenor und Rautenor zu dem Zeltlager hinaufjagen wollten. »Zurück«, schrie er. Er sprengte ihnen nach und trieb sie wieder den Dünen zu. »Zurück! Alle zurück!«

Ein Feuerbrand flog in eins der Häuser, dann folgten alle Reiter dem zurückgaloppierenden König in den Schutz der Dünen. Jubelgeschrei begrüßte sie von der Höhe herunter.

Sie hatten keinen einzigen Mann verloren, auch Hund war heil zurückgekommen.

Bei den Seewölfen herrschte wildes Durcheinander. Verwundete schrieten, man hörte es bis herüber. Einige der Männer kümmerten sich um sie, andere schienen nach ihren Waffen zu suchen. Von den Schiffen kamen Boote herüber. Und jetzt erschien auch endlich zwischen den Zelten auf der Höhe eine Gruppe Bewaffneter, in ihrer Mitte ein sehr großer Mann, das mochte Hara von Pynen sein. Er kam eilig herab und setzte sich im Laufen noch den Helm auf. Nauteas' Männer schwangen die Speere, schrien und winkten. »Aufgewacht? Was?« brüllten sie, obwohl Hara sie auf diese Entfernung schwerlich verstehen konnte. »Verschlafener Hund, reiß die Augen auf, hier sind wir. Jetzt zeig einmal, was du kannst, Frauenräuber. Kämpfe!«

Nauteas bedauerte, keinen Hornbläser bei sich zu haben. Er winkte den Seinen zu und gab einige schnelle Befehle. Dann ritt er langsam an.

Zwischen den Wolkenstreifen war das Licht der Sonne hervorgebrochen und blendete ihn. Über ihm kreischten Möwen. Vor ihm war das Lager der Räuber, ein dunkles, wirres Gewühl von Schatten gegen das Licht, dort irgendwo war der Mann mit dem Helm, der Zerstörer seiner Hoffnungen, auf ihn ritt er zu wie durch eine unwirkliche Welt, in der es nichts mehr gab als seinen unbändigen Zorn. Hoch in seiner Rechten hielt er den blanken, weißen Schild, den Antinos zu tragen pflegte. Er schwang ihn, und das Metall fing blitzend das Licht auf. Seine Leute folgten ihm ebenso langsam wie er.

Neben Nauteas ritt einer seiner jungen Genossen, der über eine besonders laute Stimme verfügte. Er mußte als Herold dienen. Sie hielten in der Mitte des sandigen Feldes vor dem Hafen. Die Stimme des Jünglings gellte scharf und stark zu den aufgestörten Feinden hinüber. »Hört mich! Hört mich! Hört mich! Hört alle her, du Hara von Pynen und jene, die dir folgen, Räuber, Mörder und Schänder wie du selbst. Hier steht Nauteas, aus dem Geschlecht des Atlas

wie des Herakles, gewählter und bestätigter König der Teutanan wie der Kimbern und der Ambronon, rechtmäßiger Erbe der Strahlenkrone des Gottes Posideos. Er steht hier im Namen des Rechtes, das ihr verletzt habt, und fordert dich, Hara von Pynen, heraus zum Zweikampf auf Leben und Tod um den Erweis deines Unrechtes und den Bruch des Friedens. Er fordert dich zum Kampf vor dem alles schauenden Auge des Gottes, das auf uns herabblickt. Dich dem Gottesurteil zu stellen, bist du aufgefordert, und ewige Schande über dich, wenn du dich ihm entziehst.«

Die junge, feierliche Stimme hatte in eine große Stille hineingerufen, die nur die Möwenschreie störten. Jetzt aber hörte man Haras Lachen. Es dröhnte herüber, der Seewolf rief etwas, man verstand die Worte »Königlein, geh heim« und etwas von der Heiligen Insel, das offenbar höhnisch gemeint war.

»Rufe nochmals«, befahl Nauteas, und wieder tönte die Stimme des Herolds übers Feld. Er fügte der Herausforderung noch den Vorwurf der Feigheit hinzu.

Danach hörte man wieder, daß Hara etwas rief, das unverständlich blieb. Aber man bemerkte, daß nur er allein noch lachte. Es kam kein dröhnendes Echo von seiner Gefolgschaft.

Dort drüben waren immer mehr Männer zusammengekommen, auch von den Schiffen kamen sie in Booten oder watend. Sie umdrängten den großen Mann, Stimmengewirr und Rufe waren zu hören, offenbar wurde beraten. Nur oben bei den Zelten blieben die blitzenden Helme der Wachen unverrückt, wo sie zuvor gewesen waren.

»Rufe nochmals!«

Während der junge Mann noch redete, sah man plötzlich hinter einer landeinwärts gelegenen Düne einen Reiter hervorsprengen, der zum Hafenplatz galoppierte, eine Staubwolke aufwirbelnd. Einige der Räuber liefen ihm entgegen, er sprang ab und verschwand in der Menge. Das Pferd wurde fortgeführt.

Drüben steigerte sich das Geschrei. Und dann – plötzlich

– stieg ein quäkender Hornruf auf. Und gleich darauf lösten sich einige Gestalten aus der Menge und kamen näher, einer hielt ebenfalls einen weißen Schild in die Höhe.

Nauteas atmete auf. Er hatte im Grunde nicht geglaubt, daß Hara auf die Herausforderung eingehen werde, noch überhaupt zu Verhandlungen bereit sei. Was mag dieser Bote gebracht haben? fragte er sich.

Er reichte Antinos den Schild. Der ging mit ihm den von drüben herannahenden Männern entgegen, an seiner Seite schritt der Herold, und noch zwei von Nauteas' Freunden folgten. Nun wurden zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten die Bedingungen des Kampfes ausgehandelt, und man wartete wieder.

Die Verhandlungen dauerten nicht sehr lange. Als Antinos zurückkam, gab er kurzen Bericht. »Sie werden abziehen und die Gefangenen ausliefern, wenn du siegst.«

»Also haben sie Gefangene?« fragte Nauteas und atmete nochmals tief.

»Ja. Die Königin, aber auch König Orm und dessen Tochter Arge, samt deren Gefolgsleuten.«

»Was? Aber . . .«

»Es ist geschehen, was wir schon fürchteten. Ein Teil von Haras Leuten unter Führung eines seiner Verwandten landete im Osten und überfiel Mimas' Hof, kurz nachdem wir ihn verlassen hatten. Sie überwältigten Mimas' Knechte und Freunde, nahmen die Gäste gefangen und schleppten sie, ohne sich lange aufzuhalten, hierher zu Hara, so, wie es offenbar vorher verabredet worden war.«

»Also sind Herrad und Arge beide dort oben in den Zelten?«

»Ich nehme es an.«

Nauteas sah hinauf. »Was geschieht, wenn Hara mich tötet?« Es klang, als frage er sich selbst.

»Dann – erhält Hara die Verfügung über dies Land und über alle, die darinnen sind. Wir – ergeben uns.« Antinos schluckte. »Bessere Bedingungen waren nicht zu erhalten, König.«

»Also kommt alles darauf an, daß der Gott mir beisteht«, sagte Nauteas zwischen den Zähnen.

»Darauf kommt alles an, König. Ja.« Antinos blickte zu Nauteas auf. »Es sieht so aus, als meinten sie es ehrlich, aber ich bitte dich trotzdem: Sei sehr vorsichtig.«

Nauteas erkannte die leidenschaftliche Besorgnis in Antinos' Gesicht und nickte. »Ich weiß es, aber wir müssen das in Kauf nehmen, Antinos.«

Er lächelte dem Freund zu. Drüben rief das Stierhorn. Nauteas trieb Alvis an und ritt vorwärts.

Die Gegner hatten bereits auf einer Sandbank im Hafen einen Kreis gezogen. »Es soll also ein Holmgang werden.« Nauteas ritt durch das flache, aufspritzende Wasser hinüber.

»In dem Land, aus dem ich komme, ist es Sitte, das heilige Rund für den Zweikampf mit Haseln abzustecken und mit Feuer zu weihen«, bemerkte er dem Mann zugewandt, der offenbar soeben mit dem Fuß den Kreis in den Sand gezogen hatte.

Der hob sein von Narben durchpflügtes Gesicht zu Nauteas empor. »Haseln gibt es hier nicht«, sagte er. »Und ich habe den Kreis mit heiligen Zeichen geweiht, das ist besser als Feuer. Du brauchst nicht besorgt zu sein, junger König«, fügte er hinzu. »Hier wird es keinen Betrug geben.«

Die Männer kamen herüber, Nauteas' Leute und Dänen, soviel eben auf der kleinen Sandbank Platz hatten, die anderen blieben am Ufer. Hara erschien zuletzt, auch er zu Pferde.

Er und Nauteas stiegen gleichzeitig ab. Die Pferde wurden weggeführt, die beiden Kämpfer standen einander gegenüber noch außerhalb des Kampfrunds, einer hüben, einer drüben. Wieder blökte das Horn auf. Hara stand breitbeinig da, den Helm auf dem Kopf, das grobe, rote Gesicht grinste. Er war sehr groß, ein wahrer Riese, größer noch als Nauteas, mit mächtigen Schultern und dicken ringgeschmückten Armen. Seine Stimme klang tief und rauh. »Hei, Königin«, rief er, »ich bewundere deinen Mut. Schlotterst du nicht, du, der du dich König schimpfst und in

Wahrheit nichts bist als ein fremder Betrüger, Sohn irgendwelchen Bettlerpacks im Südland, der hier zu Ehren kommen möchte, arm wie das Gesindel, das dir folgt. Weißt du, Gernegroß, daß ich dir sehr viel Ehre antue, wenn ich mich herablasse, mit dir zu kämpfen, den ich mit meinen Daumen zerquetschen könnte wie ein lästiges Insekt, wenn ich nur wollte?»

Nauteas kannte die Sitte der Krieger, sich gegenseitig durch Schimpfreden zu reizen, ehe sie den Kampf begannen. So antwortete er: »Sieh zu, ob dein Daumen kräftig genug ist, du, der du als feiger Dieb ins Haus schleichst, wenn der Herr ausgeritten ist, und Weiber raubst, statt dich Männern zu stellen. An dir ist es, zu schlottern, der du ehr- und rechtlos einen geweihten Kampfplatz betrittst.«

»Geweiht, ha, ha«, brüllte Hara. »Geweiht vom dreckigen Fuß eines Knechtes, wie? Das Recht ist bei der Kraft. Zeigt mir den Kerl, der stärker ist als ich.« Er setzte mit einem Sprung mitten in das Kampfrund hinein. »Komm an, Königlein.«

»Ich komme. Im heiligen Namen dessen, der Kraft verleiht und Stärke schwinden machen kann, der gerechtes Urteil spricht und den Rechtsbrecher zittern macht«, sagte Nauteas laut und feierlich, während er über die Linie, die das Kampffeld abgrenzte, hinwegstieg.

Zu seinem Staunen wich Hara einen Schritt zurück. Er erblaßte und rollte die Augen, Nauteas wußte nicht warum. »Ha!« schrie der Riese dann wütend auf. »Willst du mir so kommen, das verfängt bei mir nicht.« Er riß die Streitaxt aus dem Gürtel und schwang sie.

Jetzt war es an Nauteas, einen Schritt zurückzutreten. »Die Bewaffnung ist ungleich«, rief er.

Hara trug noch den Bronzehelm auf dem Kopf. Nauteas war barhäuptig. Auch hatte er nur Schwert und Schild, während sein Gegner außerdem die Streitaxt hielt.

Hier und dort nahmen Stimmen den Ruf auf. »Die Waffen sind ungleich. – Den Helm herunter, Seewolf«, schrie eine Stimme hinter Nauteas. Vielleicht rief einer seiner

Freunde, aber es kam ihm so vor, als sei es jener Mann mit dem narbigen Gesicht gewesen, der gerufen hatte.

Viele Stimmen wiederholten: »Den Helm herunter!« Das waren nun wirklich die Freunde.

Nauteas warf seine dichten Haare zurück. Plötzlich hoben ihn Mut und Kampflust wie eine starke Woge empor. »Ach was«, rief er, »laßt ihm nur sein Hütchen, er hat ja Angst, die Sonne könne ihm den Kahlkopf versengen.«

Ein ungeheures Gelächter antwortete seinem Ruf. Kein Zweifel, die Gegner lachten ebenso laut wie Nauteas' eigene Leute. Mit neuem Staunen erkannte er, was er nicht erwartet hatte: Haras Gefolgsleute liebten ihren Anführer nicht und freuten sich, wenn ihm eins ausgewischt wurde. Das war eine gute Entdeckung.

War Hara soeben blaß geworden, so lief sein Gesicht jetzt feuerrot an. Er stieß unflätige Beschimpfungen aus, die im stets erneuten Gelächter und den Rufen »Gleiche Bewaffnung, gleiche Bewaffnung!« untergingen.

Da riß der Riese sich wütend den Helm vom Kopf und schleuderte ihn hinter sich in die Menge hinein. Nauteas staunte ihn an. Er hatte das Wort »Kahlkopf« nur im Scherz gebraucht. Nun sah er, daß Haras Schädel tatsächlich fast kahl war. In seiner Verblüffung mußte er hell auflachen, er konnte nicht anders. Alle, die das Kampfrund umdrängten, sahen die aufblitzende Überraschung auf seinem hellen, jungen Gesicht, sie sahen, wie der zornige Ernst dieses Gesichtes zerbrach, und schrien noch lauter vor Gelächter. Es war ein Lachen, in dem so unverkennbar Sympathie mitschwang, daß Antinos vor sich hinmurmelte: »Man sollte es nicht glauben – jetzt hat er schon halb gewonnen.«

Da griff der Riese ohne Gruß oder Warnung an. Mit gesenktem Kopf, einem gereizten Stier ähnlich, stürzte er sich auf seinen Gegner, das Schwert erhoben. Die Streitaxt hatte er in den Gurt zurückgesteckt.

Nauteas parierte ohne Mühe. Ruhig und gesammelt focht er. Er war sich seiner Schwächen als Fechter klar bewußt. Aber nun konnte er noch eine erfreuliche Entdeckung

machen. Hara war zwar sicherlich sehr stark, aber es fehlte ihm an Gewandtheit. Er focht sichtlich unbeholfen, wütend zwar und regellos, aber ohne jede Selbstbeherrschung und, wie es schien, sogar ohne rechten Mut. Immer wieder wich er zurück, knurrend und vor sich hinscheltend gelang es ihm nur mit Mühe, Nauteas' rasches Angreifen abzuwehren. Nauteas fühlte sich immer sicherer. Mochte Antinos sagen, was er wollte, diesem Kämpfer war er jedenfalls gewachsen. Angefeuert durch brüllende Zurufe: »Recht so, junger König, mach ihn fertig, mach ihn fertig!« ging er immer schärfer vor. Einmal streifte sein Schwert die Schulter des Gegners, und es floß Blut. Doch Hara schwang nur um so rasender sein langes Schwert – Nauteas sah mit neuem Staunen, daß es aus Eisen war.

Nauteas' ganze Aufmerksamkeit war auf die Bewegungen seines Gegners konzentriert. Nur verschwommen kam ihm zum Bewußtsein, daß die Leute im Kreise unruhig wurden, daß irgendwoher Rufe erschallten, die nichts mit dem Kampf zu tun hatten. »Horsena! Horsena!« meinte er zu verstehen.

Nicht hinhören, befahl er sich. Er drang auf Hara ein, der auch zu horchen schien und nur mechanisch den Schild hob.

Jemand rief ganz in der Nähe ein paar Worte, plötzlich stolperte Hara ohne ersichtlichen Grund, schwankte und stürzte auf den Sand nieder, das Schwert fiel ihm aus der Hand. Nauteas sprang zurück, um dem Gestürzten Gelegenheit zu geben, auf die Füße zu kommen. Es wäre wider allen Anstand gewesen, einen entwaffneten Gegner anzugreifen. Hara lag auf dem Bauch, und statt aufzuspringen, schnellte er sich rutschend vor, umklammerte mit der vorgestreckten Hand Nauteas' Knöchel und zog den Fuß unter ihm weg, so daß Nauteas hintenüber stürzte.

Wildes Geschrei erhob sich. Aber schon war Hara aufgesprungen, setzte, ohne sich um sein Schwert zu kümmern, über den Bannkreis und rannte, sich mit Püffen Bahn schaffend, weiter, platschte durchs Wasser und verschwand in der aufgeregten Menge.

Vor Wut fast außer sich, schnellte sich Nauteas auf die Füße. »Gemeiner, hinterlistiger Verräter«, brüllte er. Während die Stimmen seiner Freunde den Ruf aufnahmen, jagte Nauteas, das Schwert in der Hand, zum Ufer und hinter dem Geflüchteten drein.

Wo war er? Auf dem Platz vor den Häusern herrschte große Verwirrung. Männer schrien, Pferde waren da, Reiter jagten von der Düne herunter, weiter hinten schien gekämpft zu werden . . . Nauteas begriff nicht, was vorging, es kümmerte ihn auch nicht, er nahm es kaum wahr. Er suchte nach Hara – jetzt sah er ihn, die aufwärts rennende Riesengestalt hob sich dunkel von dem sandigen Pfad ab, der zu dem Zeltlager hinaufführte. »Dort!« schrie Nauteas und rannte, ein rauchendes Feuer überspringend, hinüber.

Er war schneller als der Riese und hatte ihn fast eingeholt, als Hara zwischen den Zelten verschwand. Wachen standen hier nicht mehr, eine kreischende Frau schien vor Hara davonzulaufen.

Nauteas drang in den Gang zwischen den Zelten ein, sah das große, purpurfarbene vor sich, merkte, daß der Vorhang am Zelteingang noch wehte und stürzte sich blindlings in den Eingang.

IX

DURCHSCHNITTENE FESSELN

In dem roten Dämmer, in den er plötzlich gelangte, konnte er zunächst kaum etwas erkennen. Er hörte das ächzende Schreien einer Frau: »Laß mich, laß mich«, und sah dann, daß Haras breiter Rücken sich über etwas beugte, das sich am Boden wand, daß er eine Gestalt gepackt hielt und aufzuheben suchte, die Gestalt einer Frau . . .

»Laß sie los!« schrie Nauteas unwillkürlich.

Fast gleichzeitig gellte Herrads Stimme auf. »Nauteas! Schlag ihn nieder, Nauteas!«

Der Riese fuhr auf. Herrad fiel auf den Boden zurück, sie war gefesselt.

Wieder standen sich die beiden Kämpfer gegenüber. Hara riß das Streitbeil aus dem Gürtel.

»Verräter«, sagte Nauteas mit kalter Wildheit. »Feiger Verräter. Frauenräuber.«

»Feigling du selbst«, dröhnte Hara. »Du hast mich durch Zauber gelähmt. Aber du sollst keine Macht über mich haben.«

Unerwartet ließ er den Schild fallen und riß mit dem freien Arm Herrads Körper in die Höhe, so daß er den seinen deckte. Er hob die Streitaxt über ihren Kopf. »Jetzt stoß zu, Zauberer«, schrie er triumphierend.

Nauteas stand wie angewurzelt. Es war unmöglich, zuzustoßen. Herrad keuchte, aber sie schrie nicht. Die Stille war ungeheuerlich.

Da aber bewegte sich etwas im Hintergrund des Zeltes. Ein Luftzug wehte durch den Raum. Hara fuhr mit einem

Fluch herum. Dabei lockerte sich wohl sein Griff, denn Herrad konnte sich losreißen und warf sich zur Seite. Nauteas stieß vor.

Doch Hara hatte sich ebenso schnell zurückgewandt. Er warf sich nach vorn, Nauteas' Schwert traf ins Leere, und die Streitaxt des Dänen fuhr tief in seinen Oberschenkel, so tief, daß Hara zerren mußte, um sie zurückzureißen.

Jetzt schrie Herrad. Nauteas versuchte nochmals das Schwert zu heben, aber sein Bein gab nach, er fiel krachend auf den Rücken. Hoch über sich sah er die blutige Streitaxt wie an einem roten Himmel hängen. – Das ist jetzt mein Ende, dachte er.

Warum schlug Hara nicht zu? Nauteas sah verschwommen sein Gesicht, das sich seltsam verzerrte. Wie Staunen ging es darüber hin, der Mund wurde breit wie bei einem Kind, das greinen will, der Blick erstarrte. Ein schmerzvolles Ächzen kam aus dem verzogenen Mund, die Streitaxt schlug dumpf auf dem Boden auf, dann stürzte der gewaltige Körper dicht neben Nauteas nieder. Der sah, sich aufstützend, daß ihm der Griff eines Dolches aus dem Rücken ragte.

Herrad schrie wieder. Jetzt war es Jubel und Triumph. »Gut gemacht, Mädchen!«, jauchzte Herrad und zerrte an ihren Fesseln.

Und nun sah auch Nauteas das weiße, zarte Gesicht mit den weit geöffneten Augen, das ihn nahe anstarrte. Da stand Arge Ormstochter, zitternd von Kopf bis Füßen, die Arme hingen schlaff am Körper herab. Sie sah aus, als müsse auch sie umsinken.

Aber das geschah nicht. Vielmehr ging sie mit unsicheren Schritten zu dem gefällten Körper hin, der sich nicht mehr regte. »Er ist tot«, sagte Arge wie zu sich selbst, beugte sich nieder und zerrte den Dolch aus der Rückenwunde, aus der etwas Blut floß. Dann trat sie humpelnd zu Herrad.

Die lachte ihr entgegen. »Wie tüchtig du bist«, rief sie.

»Ach nein«, flüsterte Arge. Sie versuchte, Herrads Fesseln zu durchschneiden.

Nauteas schob sich von dem toten Körper weg und näher an die beiden Frauen heran. Sein Rücken schmerzte jetzt stark, es gelang ihm nicht aufzustehen, wie er auch noch nicht imstande war zu sprechen. Die Wunde an seinem Bein blutete, unwillkürlich versuchte er, sie zusammenzudrücken.

»Ich komme gleich und verbinde dich, bleib liegen«, sagte Herrad. »Wir müssen nur erst diese schauerhaften Stricke . . . Vorsichtig!« mahnte sie, denn Arges Hand zitterte so sehr, daß der Dolch fast in Herrads Pulsader gefahren wäre. »Das geht so nicht – langsam. Ah! Gut! Jetzt gib mir den Dolch! O Jammer, wie steif meine Hand ist. Du mußt mir helfen, Arge, es geht nicht anders. Du bist doch Arge?«

Und dann war Herrad frei und knetete ihre Hände und Gelenke, um die dicke rote Striemen liefen.

»Herrad!« hauchte Nauteas. Es war das erste Wort, das er hervorbrachte: »Herrad! Du lebst.«

»Ja, man kann es so nennen.« Sie versuchte zu lächeln. Auch sie atmete noch schnell. »Dieser Kerl wollte mich noch im letzten Augenblick wegschleppen.« Sie erhob sich auf die Knie und kroch vollends zu Nauteas hin. »Jetzt deine Wunde. Ach, du Armer.« Sie riß sich den Ärmel ab und begann, das Bein zu verbinden.

Arge war dabei, den regungslosen Körper des Gefallenen in einen Winkel des Zeltcs zu zerren. Herrad sah auf. »Ist er auch wirklich tot? Ganz und gar?«

»Ja.«

»Dann laß ihn doch liegen. Dann stört er uns nicht mehr. Komm und hilf mir hier. Meine Hände sind noch zu steif.

Arge kam und kniete an Nauteas' anderer Seite nieder. Sie versuchte Herrad zu helfen, aber dann sanken auch ihre Hände wieder herab. »Die meinen zittern«, sagte sie schwach. »Ich kann es nicht ändern.« Mit tränengefüllten Augen sah sie in Nauteas' zu ihr emporgewandtes Gesicht. »Ich habe es tun müssen«, flüsterte sie. »Er hätte sonst dich getötet.« Es klang, als verteidige sie sich.

»Ja«, sagte er und griff nach ihrer Hand. »Du bist, wie Herrad sagt, ein sehr tüchtiges Mädchen.«

»O nein«, wehrte sie wieder ab.

»Doch«, sagte Herrad und vollendete den Verband, so gut es gehen wollte.

Nauteas hielt Arge und strich dabei über Herrads zerzaustes Haar. »Meine beiden«, flüsterte er.

Aber Arge schüttelte den gesenkten Kopf. »Ich will fortgehen. Ihr wollt mich nicht. Niemand will mich. Ich gehe mit meinem Vater zurück. Wir werden schon ein Schiff finden. Dein Vieh, Nauteas, ist von Mimas in die Wälder getrieben worden, und das Saatgut haben sie versteckt. Du kannst es holen, dann hast du, was du brauchst. Die Heirat kann für ungültig erklärt werden, jetzt wohl.« Sie sprach leise und hastig.

Nauteas hielt die Hand fest, die sich ihm entziehen wollte. »Ich glaube aber nicht, daß wir dich gehen lassen wollen, Arge.«

»Nein, das wollen wir durchaus nicht«, sagte Herrad bestimmt. »Ein so tüchtiges Mädchen wie dich können wir wohl gebrauchen. Denk nur, wenn wieder ein Feind kommt, dann muß doch jemand da sein, unseren Mann zu beschützen. Wenn ich erst mein Kind habe, kann ich mich sowieso nicht mehr so viel um ihn kümmern, wie nötig ist.« Sie hatte sich sichtlich ganz erholt. Ihre Augen blitzten zwischen Ernst und Lachen.

»Das Kind«, Nauteas stöhnte auf. »Meinst du – Herrad – all das Schreckliche, das dir widerfahren ist . . .?«

»Du meinst, ob es dem Kind geschadet hat? Ich glaube nicht. Ich habe mich zwar kräftig gewehrt, aber das muß ein Atlantidenkind doch aushalten können. Weh getan haben diese Untiere nur meinen Hand- und Fußgelenken.« Sie rieb sie sich wieder.

»So viel hast du ausgestanden«, seufzte er.

»Weißt du, ich war so wütend, daß ich gar nicht Zeit fand, Furcht zu haben oder unglücklich zu sein, antwortete Herrad.

Arge lachte ein kleines, schwaches Lachen, das halb wie ein Schluchzen klang.

Nauteas aber konnte nicht lachen. Ihm war elend und schwindelig zu Mute. Er sagte: »Herrad, unser Heim ist zerstört, alles ist zerstört.«

Arge beugte sich vor. »Dein Vieh ist gerettet«, wiederholte sie eindringlich.

»Ach, das Vieh! Was soll das noch? Auf der Insel . . . ein Brand . . ., die Siedlung verwüstet . . . Artos tot . . . der Weise . . . kein Schmied mehr . . .« Seine Stimme murmelte nur noch.

»Du brauchst einen Heilkundigen«, sagte Herrad. Sie war jetzt sehr ernst. Unruhig sah sie um sich. »Warum ist denn hier niemand? Sind alle davongelaufen?«

»Ja«, antwortete Arge. »Mein Vater liegt nebenan und stöhnt. Alle anderen sind davongelaufen.«

»Und ich liege hier. Ich sollte doch . . . Unten bei den Männern . . .« Nauteas riß sich in die Höhe, sank aber, von einem harten Schmerz im Rücken bezwungen, wieder zurück. »O ihr Götter! Was tue ich denn? Diesen Kerl da hat ein Mädchen getötet. Und der König liegt hier und redet mit den Weibern . . .« Er kämpfte verzweifelt gegen die Schwäche an, die ihm immer wieder kalten Schweiß auf die Stirn und dunkle Wolken vor die Augen trieb.

Da ertönte ganz nahe beim Zeit ein tiefes, forderndes Hundegebell, das in sehnsüchtiges Winseln überging. »Das ist Hund«, sagte Nauteas schwach.

Und schon drang Hund ein, hechelnd und jaulend und gefolgt von Rexenor und Rautenor, die jubelnd aufschrien: »Hier ist er, hier! Hund hat ihn gefunden. Nauteas, wir haben das ganze Schlachtfeld nach deiner Leiche abgesucht. Wir dachten . . . Herrad!« Sie umarmten ihre Schwester mit noch lauterem Jubel.

Hinter ihnen folgte Antinos. Weitere Männer kamen. Das Zelt füllte sich. Alle waren froh, endlich den König gefunden zu haben.

Nauteas konnte nichts sehen. Hund war über ihm, win-

selte, wedelte und leckte ihm das Gesicht. Herrad zog ihn mit Gewalt fort. »Laß ihn in Ruhe, du. Er ist krank.«

»Verwundet? Schwer?« fragte Antinos, sich besorgt über Nauteas neigend.

Rexenor schrie wieder auf. »Da liegt aber eine Leiche. Und was für eine! Nauteas, du hast Hara getötet und Herrad befreit!«

»Das hat Arge getan«, murmelte Nauteas. »Ich habe nichts getan. Nichts. Ich bin auf den Rücken gefallen, das ist alles.«

»Glaubt ihm nicht«, sagte Herrad. »Er hat eine tiefe Wunde im Bein. Ich habe versucht, sie zu verbinden, aber . . .« Das Blut drang kräftig durch den Verband. »Gibt es keinen Heilkundigen hier?« Einige Männer liefen hinaus.

Nauteas versuchte wieder, sich hochzustemmen. »Antinos, was ist draußen geschehen?«

»Die Seewölfe liegen erschlagen oder in Fesseln. Nur wenige sind mit zwei Schiffen entkommen. Bauer Heimo Horsena kam mit einer großen Schar von Reitern über die Dünen herab und uns zu Hilfe. Hast du das Geschrei nicht gehört? Der Feigling Hara brach den Zweikampf ab, weil er begriff, was vorging.«

»Ich habe nichts begriffen«, flüsterte Nauteas, zurücksinkend. »Horsena. Ich begreife es auch jetzt noch nicht. Heimo Horsena ist gekommen? Warum?«

»Um uns zu helfen«, wiederholte Antinos geduldig.

»Aber das ist ja, was ich nicht verstehe. Er wollte dem Stärksten helfen. Bei mir aber ist nur Schwäche.«

»Er scheint Fieber zu haben«, sagte Antinos erregt zu Herrad. Unruhig trat er zum Zelteingang und lüftete den Vorhang. »Ich glaube, sie haben einen Arzt gefunden.«

Es war ein Mann in Fesseln, den die Freunde hereinschleppten. »Bist du ein Arzt?« fragte Antinos schnell.

»Ich verstehe mich auf Wunden«, antwortete der Mann.

Antinos zögerte. – »Es ist ein Seewolf. Laßt ihn nicht zu ihm«, rief Rexenor.

Aber der Mann stand schon bei Nauteas. Der blickte in

das narbige Gesicht empor. »Ich weiß, du bist der, der den Bannkreis mit heiligen Zeichen weihte«, sagte er.

»Ja. Aber ich kann dir nicht helfen, wenn meine Hände gebunden sind.«

»Macht ihn frei.«

»Aber . . .«

»Er ist ein Freund«, sagte Nauteas. »Er war es schon dort unten.« Er lächelte jetzt, und der Mann erwiderte zaghaft den Blick.

Die Hände des Mannes wurden freigemacht. Er begann den Verband zu lösen. »Die Frauen sollen reine Tücher bringen und Wasser, das gekocht hat. Wenn mein Zelt nicht zerstört ist – es ist das letzte auf der linken Seite –, dann können sie dort Heilkräuter finden, die ich gesammelt habe.«

Arges Gespielinnen, die sich aufgeregt flüsternd im Zeltengang drängten, stoben davon, um alles zu suchen, was gebraucht wurde. Arge selbst humpelte in das Zelt des Arztes.

Als der Heilkundige die Wunde mit Kräuterabsud wusch, fiel Nauteas in Ohnmacht. Aber er kam wieder zu sich, als der Verband fast vollendet war, und schlürfte den mit Kräutern versetzten Trank, den ihm der Arzt in einem hölzernen, silberbeschlagenen Pokal aus Haras Besitz reichte.

»Wie heißt du?« fragte er, nachdem er getrunken hatte.

»Dan. Ich war Haras Heil- und Runenkundiger.«

»Solch einen Mann können wir gerade brauchen«, sagte Nauteas. Er konnte jetzt wieder klar sprechen. »Ich freue mich, daß du dich für mich entschieden hast, Dan.«

»Ja, ich habe mich dort beim Kampfbrund für dich entschieden«, antwortete der Arzt. »Mit Leib und Seele, Herr.« Und während er eine Decke über Nauteas breitete, fügte er leise hinzu: »Du hast mit deinem Zauberspruch Hara besiegt, noch ehe der Kampf begann.«

»Aber – ich kenne keinen Zauber.«

»Vielleicht hast du es selbst nicht gewußt. Jedenfalls hat

Hara daran geglaubt. Ich dachte: Sieh, den Namen der Gerechtigkeit erträgt er nicht. Ich bin schon viel zu lange bei ihm gewesen . . . Und nun laß mich fühlen, was dein Rücken macht. Ich denke, daß einige Rippen gebrochen sind.«

»Verschwende nicht zuviel Zeit auf mich. Da sind sicher noch viele, die deiner bedürfen.«

»Erst du, dann die anderen«, sagte Dan.

Es kam denn auch sehr bald, als er noch Nauteas' Rücken abtastete, jemand aus dem Nachbarzelt herüber mit der Frage, ob der Arzt nicht zu König Orm kommen könne, der auf seinem Lager nach Luft ringe. Arge war jetzt bei ihm.

Dan ging, nach Orm zu sehen.

Nauteas lag auf weiche Polster gebettet, bei ihm waren nur noch Herrad und die Zwillinge und Hund, der sich an ihn drückte. Alle anderen hatten das Zelt verlassen, auch Antinos, der gegangen war, Nauteas' Anweisungen auszuführen. Haras Körper war hinausgeschafft worden, er sollte mit den Leichen seiner gefallenen Anhänger auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt werden. »Er war immerhin Arges Verwandter, und somit muß man ihm trotz allem einige Ehre erweisen«, hatte Nauteas gesagt. König Orms Diener, die ihren Herrn verlassen hatten und geflohen waren wie Arges Mädchen, waren inzwischen auch zurückgekehrt und hatten den Zeltraum von Blut gereinigt und mit duftenden Zweigen ausgeräuchert.

Arge kam zurück und kauerte sich neben Nauteas' Lager nieder. »Mein Vater erholt sich«, sagte sie.

»Es bekümmert mich, daß er leiden muß«, sagte Nauteas in ehrlichem Mitgefühl.

»Du leidest schlimmer«, antwortete Arge und legte schüchtern ihre Hand auf den dicken Verband, der seine Wunde schützte.

»Aber nein«, Nauteas versuchte, sich aufzurichten. Doch da fiel sein Kopf zurück, er preßte die Lippen zusammen und schwieg.

Herrads Hand schob sich neben die Arges. »Er leidet, weil die anderen leiden«, sagte sie. »Weil die Wölfe mit Brand und Mord gewütet haben . . .«

»Ja.« Es brach aus Nauteas hervor. »Wir waren arm, was gab es denn bei uns zu holen? Wir haben uns gemüht. Wir glaubten, die Götter seien mit uns. Warum – warum nun dies? Warum konnten sie uns nicht in Frieden aufbauen lassen? Nun gibt's bei uns nichts mehr als Schutt und Trümmer. Selbst seine wiederaufgetauchte Insel hat der Gott nicht beschützt. Warum? Alles zerstört, alles. Was sollen wir nun tun?«

Herrad beugte sich tief über ihn. Ihre Stimme raunte wie die einer Wahrsagerin. »Ich weiß von einem Mann, der stand im Sternenlicht hinter einem Zelt. Er sprach zu einem Mädchen, das ihm kurz zuvor das Herz hatte durchbohren wollen und sagte: »Dann werde ich eben wieder von vorne anfangen«. Sollte dieser Mann nicht mehr am Leben sein?«

»Ach! War ich so mutig?« murmelte Nauteas.

»Du bist es noch.«

Nauteas wandte den Kopf. »Ihr zwei wollt mir helfen? Ihr verlaßt mich nicht?«

»Nein, nein«, versicherte Arge eifrig. »Und da sind viele, die dir helfen wollen, viele. Glaub es mir.«

»Weißt du nicht«, fiel Herrad ein, »daß du Liebe gesät hast, wo immer du gingst? Liebe umgibt dich, Liebe wird dir helfen. Uns allen.«

»Liebe«, wiederholte Nauteas wie träumend. Er streichelte sachte Hunds Kopf, der die Zunge ausstreckte, um seine Hand zu lecken. »Ja, es ist wahr. Schon bei meinen ersten Schritten in diesem Land – in Dunkelheit und Nebel – kam mir Liebe entgegen. Liebe . . .« Er seufzte und schloß die Augen.

X

DIE SEHERIN

Der wiedereroberte und zurechtgeflückte »Kyknos« glitt bei freundlichem, aber diesigem Wetter aus dem kleinen Hafen der Königsförde. Hinter ihm verklang das Klopfen der Hämmer, denn man hatte in der Siedlung den Schutt der verbrannten Häuser bereits weggeräumt und war dabei, neue Pfosten einzurammen und das Gebälk zu zimmern. »Hi, hi«, hatte der alte Tymos gesagt, dessen windschiefe Hütte schon seit Jahren am Einfallen gewesen war, »es ist doch etwas wert, wenn die Seewölfe einem den roten Hahn aufs Dach setzen. Jetzt baut mir der nette, große Fremdling ein schönes Haus, das mich vollends aushalten wird. Alle Achtung.«

Der »Kyknos« stach in See, um die Insel aufzusuchen. Der König war an Bord samt seinen Freunden, die beiden Königinnen und ihre Frauen begleiteten ihn.

Nauteas' Wunde war noch nicht ganz verheilt. Sie hatte trotz Dans Kräutern lange geeitert. Nauteas war fiebernd in einem Zelt nahe dem Hymonshof gelegen und hatte vom Krankenlager aus so gut wie möglich die Aufbauarbeiten geleitet. Nun hatte er sich aber in der Pflege der Frauen und des Arztes doch soweit erholt, daß er die Seefahrt wagen konnte.

Er saß auf einem Klappstuhl auf dem erhöhten Vordersteven und blickte in die diesige Ferne hinaus, während die Männer ruderten, denn es gab kaum Wind. Hund schlief zu seinen Füßen auf den Planken. Neben ihm lehnte der Bauer Heimo Horsena an der Reling und betrachtete nachdenklich

das Gesicht des jungen Königs, das durch die Krankheit gezeichnet, schmaler und reifer geworden schien.

Auf der anderen Seite des Vorschiffs drängten sich die dänischen Mädchen der Königin Arge. Ihre mit Goldschmuck im Haar befestigten, leichten Schleier wehten im Fahrtwind, sie lachten mit hellen Stimmen und warfen den Möwen kleine Bröckchen von Haferkuchen zu, die diese im Flug schnappten.

Nauteas sah mit gerunzelten Brauen hinüber, als störe ihn das Gelächter.

Auch der Herr von Horsena blickte auf. Sein Mund verzog sich ein wenig. »Es sind reizende Geschöpfe, aber du magst sie nicht leiden, wie?«

»Sie sind wie Kinder«, schalt Nauteas unmutig. »Sie lachen den ganzen Tag und treiben nichts als Unfug. Das Brot ist rar bei uns, und nun verschleudern sie es an die Möwen. – Ich hätte sie gern mit König Orm nach Kleitros zurückgeschickt«, setzte er hinzu. »Aber meine Gattin Arge hängt an ihnen, und ich wollte ihr die gewohnte Gesellschaft nicht nehmen.«

»So mußt du sie ertragen«, sagte Bauer Heimo. Er wandte den Blick zurück. »Junge Männer pflegen im allgemeinen nicht so streng über das Verhalten hübscher, junger Mädchen zu denken.«

Nauteas zögerte, zu antworten. Bauer Heimo war ihm während seiner Krankheit erstaunlich nahegekommen. Er hatte sich fast wie ein Vater um ihn gekümmert. Immer wieder fühlte sich Nauteas gedrängt, ihn in dieser oder jener Sache um Rat zu fragen, er ertappte sich bei dem Wunsch, ihn innerlich und äußerlich an die Stelle des alten Weisen, der ihm genommen war, zu setzen. Dessen Wort, »immer wirst du Rat finden, wenn du ihn brauchst«, war ihm gegenwärtig, sobald Heimo Horsena bei ihm war. Aber durfte er wagen, was er sich wünschte? Es blieb stets etwas Undurchsichtiges, ja fast Unheimliches an diesem großen, gelbäugigen Mann, das ihn zugleich anzog und abstieß.

Bauer Heimo stieß vor: »Man hört, Opis, die Stolze, habe

dir ein Wort gesagt, das vielleicht ein Gran Wahrheit enthält: Es sei nicht umsonst, daß man die Frauen im Südland unfreier halte als die im Norden . . .«

Nauteas antwortete: »Meine Mutter war die zweite Frau meines Vaters, und dessen Söhne aus erster Ehe, meine viel älteren Brüder, waren nicht gut zu ihr. Ich liebte sie darum nur um so mehr. Sie war eine herrliche Frau, schön und voller Hoheit. Von ihr lernte ich, wie eine Frau sein und sich verhalten soll. Die Sitten sind strenger im Südland als hier, aber ich finde das nicht schlecht.« Er zögerte wieder. »Ich – fühle mich nicht nur dafür verantwortlich, daß die Leute hierzulande ein Dach über dem Kopf und zu essen haben, sondern auch dafür, daß ihre Sitten so sind und bleiben, daß sie dies Volk in der Zukunft vor dem Verkommen in Laster und Schwäche schützen.«

»Du fühlst dich für alles und jedes verantwortlich, das ist selten.«

»Soll das ein Lob sein? Ich mag nicht, daß man mich lobt.« Nauteas atmete hart auf. »Ich . . .«

»Was ist es, das dich quält?« fragte Bauer Heimo. »Heraus damit, König.«

»Ach . . . Was soll ich sagen? Etwas in mir kränkt sich darüber, daß nicht ich es war, der Hara bezwang, daß eine Frau ihn erschlug, daß andere für mich den Sieg über die Seewölfe erfochten, und ich lag, ein verwundeter Jämmerling, im Zelt. Aber warum sage ich dir das? Warum kränkt es mich überhaupt?«

»Weil du fürchtest, man könne über den verhinderten Helden lachen. Das ist nicht verwunderlich bei einem starken, jungen Mann, der sich bewähren möchte. Doch glaube mir, niemand lacht über dich. Denn du hast dich bewährt. Die Sage von deinem Sieg geht von Mund zu Mund. Hara wurde durch dich bezwungen.«

Nauteas lachte verächtlich auf. »Durch Zauber, ich weiß. So behauptet der Arzt, und die Narren im Lande schwatzen es nach.«

»Durch ein Wort, das an sein Gewissen rührte und die

Furcht vor den Göttern in ihm weckte. Begreifst du nicht, daß das mehr ist als ein Sieg mit den Waffen? Du hast dich bewährt in dem, was du bist.«

»Das verstehe ich nicht. Was bin ich denn? In Wahrheit ein Geschlagener in allem, was ich begann. Herrad hat mir meine eigenen Worte vorgehalten, und ich werde auch nicht nachgeben und werde von vorn beginnen. Aber, Heimo, ich habe einmal zu Artos, dem Bären, gesagt, es sei unrecht, den Göttern zu zürnen und nach dem Warum zu fragen. Und nun tue ich es selbst. Ich zürne den Göttern, weil sie mir dieses so ganz und gar unnötige Unheil sandten, das uns auf den Ausgangspunkt unserer Bemühungen zurückgeworfen hat.«

»Du hast gesehen, daß es nicht so einfach ist, aus einem armen Land etwas zu machen, was sich sehen lassen kann, und das hat dich reifer gemacht.«

»Und dafür mußten so viele Menschen sterben und Neuerbautes in Flammen aufgehen? Auch habe ich kaum je gedacht, es sei einfach – dies alles. Sollte ich es einst gedacht haben, so hat jedenfalls Antinos sich beeilt, mir ein Licht aufzustecken.« Nauteas brach ab. »Heimo«, fragte er dann fast heftig, »du hast es mir nie gesagt und bist immer meiner Frage ausgewichen. Warum hast du mir beigestanden und dich gegen Hara gewandt? Eines Zauberspruches wegen doch nicht? Als ich noch während des Zweikampfes ‚Horsena‘ rufen hörte, dachte ich: Nun kommt Heimo Horsena dem starken Seewolf zu Hilfe, nun ist alles verloren.«

Heimo blickte den vorüberfliegenden Möwen nach, seine seltsamen Augen blinzelten in das immer klarer werdende Licht. Er sagte nach einer Pause leise raunend: »Ich hatte drei Boten gesandt, die nacheinander eintrafen. Der erste sagte: ›Heimo Horsena ist auf dem Weg.‹ Das erfüllte die Dänen mit Hoffnung. Der zweite rief: ›Heimo Horsena kommt, den Sieger im Zweikampf zu grüßen‹, das ließ Hara den Kampf annehmen. Der dritte endlich verkündete: ›Heimo Horsena kommt, Wölfe zu jagen‹, und dem folgte ich mit meiner Schar auf dem Fuße nach.«

»Aber warum jagtest du nicht uns, sondern sie?«

Heimo hob den Finger. »Es kommt Wind auf. Laß das Segel setzen.«

»Du weichst mir wieder aus.«

»Was soll ich dir sagen? Soll ich sagen: Weil du bist, der du bist? Oder: Du hast mich ebenso besiegt wie Hara, denn durch dich lernte ich, daß Gutsein auch eine Waffe ist, die beißen kann? Oder soll ich sagen: Der einäugige Gott hat es mich geheißen? Eins ist so wahr wie das andere.«

Der Wind blies stärker. Er griff in Nauteas' Haare. Man hörte die Stimme Thoons: »Zieht die Riemen ein! Laßt das Segel herunter!« und das Kreischen der Ruderrollen und die Bewegungen der Männer.

Nauteas starrte schweigend vor sich hin. »Der einäugige Gott . . .« murmelte er dann. »Du zeigtest ihn mir in der Halle. Er war von Wölfen begleitet. Ist er nicht der Feind meines Gottes?«

»Wie könnte er das sein? Er ist der Vater, der Uralte, Posides Vater. Das Dunkel zeugte das Licht, weißt du das nicht?« Heimos Stimme raunte an Nauteas' Ohr. »Der Gott mit dem Speer, Allvater wird er genannt . . .«

»Ich hörte, mein Ahn Hyllos sei durch den goldenen Speer des ewigen Vaters zu Tode gekommen.«

»Und du sollst leben durch ihn. Deine Stärke ist, die Liebe nicht nur der Menschen, sondern auch der Götter zu wecken.«

Nauteas warf den Kopf zurück. Es brach aus ihm hervor, die Frage, die schon eine Weile in ihm brannte: »Heimo, kann ich dir und ihm vertrauen?«

Heimo Horsena stand hoch aufgerichtet und sah auf ihn herab, ein großer Schatten vor der hellen Weite. Wieder spürte Nauteas den Bann seines Blickes: »Wenn du es wagst – kannst du es.«

Nauteas wich dem Bann des gelben Blickes aus und sah auf die Schiffsplanken hinab. – Das Wagnis ist zu groß, dachte er.

Nach einer Weile sagte Heimo: »Wenn du dich schon

scheust, dem Gott der Wölfe zu vertrauen, so bedenke wenigstens eins: Er hat dir die Königstochter Arge zugeführt und dir damit ein Pfand seiner Liebe gegeben. Denn sie hat dein Leben beschützt. «

Nauteas blickte zu Arge hin, die klein und zusammengekauert am Bug saß. Neben ihr stand Herrad, die Wölbung ihres Leibes war jetzt deutlich zu erkennen, aber ihr Gesicht leuchtete frisch, vom Wind gerötet, wie sie so freudig und verlangend zugleich in die Ferne blickte.

Heimo sagte: »Du zürnst Arge, weil du dich lieber selbst beschützt hättest. Das ist nicht gerecht. Dir ziemt mehr Demut vor dem Willen der Götter, junger König.«

»Ich zürne dem tapferen Kind nicht, o nein. Eher mir selbst. Demut? Ich glaube, es ist Mut, der mir neuerdings fehlt.«

»Die Götter werden ihn dir zurückgeben. Sieh, hier taucht ihr heiliges Land wieder aus der Flut.«

Nauteas blickte auf. Weit, sehr weit im Südwesten war ein rötlicher Schimmer zu sehen, die verschwommenen Umrisse des großen Felsmassivs. Näher aber trat der grüne Hügel aus dem Dunst hervor. Es war Flut, kein Stückchen Wattland umgab ihn, er schwebte in dem zarten Licht der Morgensonne über der bewegten graugrünen Fläche des Meeres wie ein Traumbild.

Einen Augenblick lang fühlte Nauteas sich von Freude und Hoffnung durchströmt. Dann sah er den einzelnen schwärzlichen Pfahl vor dem lichten Horizont aufragen, der, wie es schien, allein noch von den zehn starken Säulen übriggeblieben war, die man in diesem Frühjahr hier aufgerichtet hatte und die das Dach des neuen Tempels hatten tragen sollen. Man hatte die Stämme mit großer Mühe vom Eisenwald bis hierher geschafft . . . Nauteas preßte die Lippen zusammen und wandte den Kopf ab.

Nach einer Weile fragte er: »Ist etwa der rauchgeschwärzte Rest dort ein Zeichen der göttlichen Liebe? Du, der du den Willen der Götter kennst, willst du mir das sagen?«

»Ich kenne ihn so wenig wie du«, antwortete Bauer Heimo ruhig. »Ich habe nur erfahren, daß sie mir hie und da ein Zeichen gaben. – Wenn du Mut hast, junger König, kann auch ein verkohlter Pfahl zum Zeichen werden«, setzte er dunkel hinzu.

Sie waren jetzt im alten Kanal. Der Hügel rückte näher, und nun sah man auf dem »Kyknos«, daß sich Menschen auf seiner Hochfläche bewegten. Herrad glaubte, weißgekleidete Frauen zu erkennen, Thoon bestätigte es.

Das Staunen der Heranfahrenden steigerte sich, als sie an der Lände ein Boot liegen sahen, ein richtiges Schiff, fast so groß wie der »Kyknos«, die Schwanenköpfe am Bug und Achtersteven wiesen es als ein Nordmännerboot alter Art aus.

Nauteas war aufgesprungen und hielt sich an der Reling fest, Hund bellte neben ihm »Ein Schiff, als ob es geradenwegs von der Reede in Naupactos käme«, rief Nauteas.

In dem Boot saßen etliche junge Männer. Zwei von ihnen eilten herbei, und als Nauteas, auf Heimo gestützt, den Strand betrat, begrüßten sie ihn mit höflichen Worten. Seltsam heimatlich berührte Nauteas der dorische Tonfall: »Sei willkommen, wenn du der König des Landes bist. Wir sind weit gefahren, dich zu grüßen, von Delos aus durch das ganze Innere Meer und den Rodanos aufwärts. Wende dich zur Kuppe des Hügels, o König, die Herrin erwartet dich.«

»Die Herrin?«

»Sie heißt Kaliope und ist eine Fürstentochter und Priesterin. Sie hierherzubringen war der vornehmste Zweck unserer großen Reise. Sie sagte uns, sie habe hier den König des Landes zu erwarten, der an diesem Tage anlegen werde.«

Mühsam erstieg Nauteas den Hügel. Die plötzlich in ihm aufsteigende Furcht, ihm solle hier – unter seltsamen und rätselhaften Umständen – noch eine weitere, eine dritte Gattin aufgedrängt werden, ließ ihn finster dreinblicken. Oben stand, ihn erwartend, eine Gruppe Menschen, vornean eine sehr große, sehr schmale Frau im weißen Gewand. Die Enden ihres Kopftuches fielen lang herab, das

weiß eingerahmte Gesicht war klar und hell. Der Gedanke, daß er hier vor den prüfenden Augen der Fremden so mühselig wie ein Greis den Abhang heraufhumpelte, auf fremde Hilfe angewiesen, erzürnte ihn noch mehr. Während Hund freundlich wedelte und keine Anstalten machte, die Fremde anzugreifen, fiel seine Begrüßung steif und unliebenswürdig aus. »Ich staune«, sagte er. »Was oder wen sucht ihr hier?«

»Dich, König, und das höchste Heiligtum unseres Gottes.« Die Stimme der Fremden war tief und warm, ihre Augen blickten heiter und verstehend. Wieder rührte der schöne dorische Tonfall Nauteas wohltuend an.

»Von dem letzteren allerdings wirst du wenig mehr finden«, sagte er.

»Ein Pfeiler steht noch. Die anderen wirst du wieder errichten«, antwortete die Fremde mit großer Bestimmtheit.

»Bist du so sicher?«

»Ich weiß es. Ich weiß vieles, König. Ich bin Kaliope, die Tochter des Herakliden Doreios und eine Verwandte von dir. Ich lebte als Seherin im Heiligtum des Gottes zu Delos. Doch wurde ich dann nach Delphi berufen, um einen Auftrag der Göttin der Tiefe entgegenzunehmen. Sie sandte mich hierher im Namen jenes Gottes, den ihr wie wir verehrt. Auch er wohnt jetzt in Delphi, wo er einst als Knabe den Drachen erschlug. Als seine Botin komme ich, euch sein Erscheinen anzusagen. Du weißt, König, daß nach zwei Wintern von jetzt an das große Jahr sich rundet. Zweimal neunzehn und einmal achtzehn Winter bilden zusammen das große heilige Jahr. Dann stehen die Gestirne wieder in ihren Heimstätten, von denen sie ausgezogen waren, ihren Weg über den Himmel zu wandern. Dann wird auch Poside-Apellon zu euch kommen an die Stätte seiner Geburt, um hier einen Sommer lang zu weilen und das Recht zu verkünden.« Die staunende Bewunderung, die sich aller, die ihn umgaben, bemächtigt hatte, ergriff auch Nauteas. Wider Willen bewegte ihn die Feierlichkeit, mit

der die Fremde sprach. »Ich hörte, daß der Gott früher alle neunzehn Jahre hierher gekommen sei«, sagte er.

»Er kam aus Albion, von den dortigen Weisen gesandt. Das aber war vor dem großen Unheil, das die Welt veränderte. Jetzt wohnt er nicht mehr im Westen, sondern in den Bergen des Südens. Von dort her wird er über Länder und Meere zu euch reisen. Singende Schwäne werden ihn begrüßen, sie werden das Heiligtum umkreisen, auserwählte Verstorbene, die gewürdigt wurden, ihm zu dienen. Er wird das wiedererrichtete Heiligtum neu weihen.«

»Und das Recht verkünden?« fragte Nauteas. »Das ist gut, denn ich verstehe zu wenig davon.«

»Man wird es dich lehren.«

Die fremde Frau winkte ihre Begleiter heran, fünf Jünglinge und zwei Mädchen, die weiße Kleider trugen wie sie. Sie stellte sie vor, und auch Nauteas mußte nun die Namen seiner Begleiter nennen. Er begann mit den Männern, aber das war offenbar falsch, denn Kaliope wandte sich sofort den Frauen zu. Herrad, die ihr strahlend entgegentrat, schloß sie in die Arme. »Du bist gesegnet, Herrad, Laodamas' Tochter«, sagte sie, »denn dein Schoß trägt den Königssohn, der später Berühmtheit im ganzen Norden erlangen wird.« Herrad errötete glücklich, und die Seherin zog auch Arge heran, die schüchtern beiseite stand. »Und auch du, tapfere Arge, wirst Königskinder gebären.«

Hat sie das wirklich ›gesehen?‹ fragte sich Nauteas. Noch konnte er seinen inneren Widerstand nicht ganz überwinden. Die fast überirdische Würde dieser Frau machte, daß er sich tölpelhaft und sehr jung fühlte.

Er merkte, daß Herrad ihn besorgt ansah. Sie sagte: »Mein Gemahl ist verwundet und noch nicht wiederhergestellt. Er muß sich setzen. Bringt einen Stuhl für den König«, rief sie den Freunden zu.

Nauteas errötete. »Ich will mich nicht setzen, bleibt«, rief er und dachte im gleichen Augenblick, daß er der Fremden wie ein trotziger kleiner Junge vorkommen müsse.

»Setzen wir uns doch alle«, bestimmte Kaliope freund-

lich. »Dort auf die Trümmer. Fürchten wir uns nicht vor ihnen, halten wir uns vor Augen, wie schön es hier wieder aussehen wird, wenn der Gott kommt. Breitet Decken aus, meine Freunde, die Jungen können sich ins Gras setzen.«

Es geschah, wie sie befahl. Da saßen sie denn auf den verkohlten Resten der hölzernen Pfeiler und auf dem Boden. Nauteas konnte sich nicht verhehlen, daß er froh war zu sitzen.

Zu seiner Erleichterung gab die Fremde jetzt einiges von ihrer Feierlichkeit auf. »Und was die Wunde des Königs betrifft«, sagte sie, Nauteas zulächelnd, »so werde ich sie pflegen und heilen. Darauf verstehe ich mich.«

Sie will hier bleiben, dachte Nauteas. Mit den Ihren. Eine Seherin des Volkes, das ist es, was uns hier fehlt, hatte der alte Weise gesagt. »Sie könnte dir eine Hilfe sein.« Wirklich eine Hilfe? Sie wird hierbleiben, ohne überhaupt zu fragen, ob ich das wünsche. Sie wird immer bestimmen, was geschehen soll . . . Sie wird wie Heimo sagen: Der Gott will es . . .

Er nahm sich zusammen und fragte gemessen nach dem Ergehen seiner Brüder und Neffen. »Du wirst davon wissen, da du meine Verwandte bist.«

»Gewiß. Dein Bruder Temenos sitzt in Frieden in Argos. Doch ist er nicht beliebt und oft leidend. Über Kresphontes' Hochzeit«, sie lächelte, »sprach der ganze Peloponnes, seine junge Frau ist sehr schön, glatt und grünäugig wie eine Katze, aber – Schweres wartet auf ihn.« Ihr Blick glitt zu Herrad und Arge. »Du hast besser gewählt, König. Die Zwillinge, deine Neffen, herrschen mit harter Hand in Sparta, sie stehen immer in Kampf und Streit . . .« Sie schwieg.

»Ich sehe also, daß sie alle ebenso viele Sorgen haben wie ich«, sagte Nauteas.

»Ebenso viele und schwerere«, sagte Kaliopé. »Deine werden sich lichten, wie nun der Nebel über Meer und Land sich geteilt hat . . .«

Tatsächlich hatten sich die letzten Dunstschleier über dem

Heiligen Land verzogen. Der Duft nach Gras und Wasser, den der Wind herbeitrug, erquickte Nauteas.

Herrad wollte mehr über die weite Reise der Fremden wissen. »Ich bewundere deine Kühnheit«, rief sie. »Ich wollte, ich könnte auch so weit fahren . . .«

»Es war eine glückhafte Fahrt«, erzählte Kaliope. »Selbst den Sturm vor einem halben Mond überstanden wir gut, denn unser Boot ist nach der alten Art gebaut und so, wie es seit langem in diesem Lande hier der Brauch war, leicht und schmiegsam und tanzte darum, ohne Schaden zu nehmen, über die höchsten Wellenkämme hin. Die Reise nach Norden ist gar nicht so weit und gefährlich wie die Leute im Achaierland meinen. Alle sagten: »Dorthin kann doch niemand mehr fahren, das liegt in grauer Nebelferne hinter dem Nordwind, ihr werdet im Schlamm steckenbleiben und umkommen!« Sie lachte.

»Das haben sie zu mir auch gesagt«, bemerkte Nauteas, unwillkürlich belustigt. »Ich werde solche Schiffe bauen«, setzte er ernst hinzu. »Ich lernte das Handwerk zu Naupactos. Vor dem großen Unheil fuhren die Schiffe aus dem Norden oft ins Innere Meer und zurück. Das soll wieder so werden.«

»Ja, es muß vieles geschehen.« Kaliope blickte sich lächelnd um. »Es ist schön hier, trotz der Trümmer. Ich liebe den wilden Okeanos. Ich freue mich, daß diese windüberwehte, werdende Welt von nun an meine Heimat sein soll. Mutiger junger König, erlaube mir, dir zur Seite zu stehen.« Sie sagte das vorgeneigt mit einem so herzlichen Lächeln, daß sie Nauteas damit auch ein gleiches abzwang. »Es soll wieder so werden wie einst«, fuhr sie fort: »Wahrsprüche, Götterwissen und Rechtslehre im Tempel, dazu neun heilige Jungfrauen, die, dem Gott geweiht, das ewige Feuer hüten, Lieder singen, Wunden heilen und für den Tempel spinnen und weben.«

»Ein alter Weiser, der jetzt tot ist, erzählte mir von diesem Brauch«, sagte Nauteas.

Die Gefährtinnen Arges, die sich ins Gras gelagert hatten,

wurden sehr aufmerksam und richteten sich neugierig auf.
»Wir hörten auch davon reden. Doch in Kleitros gibt es keine Seherin und kein heiliges Feuer mehr.«

»Hier wird es das alles wieder geben«, versprach Kaliope.
»Ich werde meinen beiden Mädchen hier Gefährtinnen aus der Schar der Landeskinder auswählen.«

Hulla sprang auf, die anmutige Kleine, die Nauteas auf Mimas' Hof genasführt hatte. Sie trat vor die Seherin hin.
»Wähle mich«, bat sie, »ich möchte so gern eine heilige Jungfrau werden.« Es klang, als sei es ihr Ernst.

Kaliope lächelte und neigte sich vor. »Wenn es dein sehnlicher Wunsch ist, Kind ...«

»Ja, es ist mein sehnlicher Wunsch«, sagte Hulla mit fast inbrünstiger Bitte in der Stimme.

Du müßtest aber, solange du dem Tempel gehörst, allem Spiel mit Männern entsagen.«

»Ach, Männer!« Hulla's kleine Hand winkte verächtlich ab. »Ich danke dir«, flüsterte sie. Ihre Augen strahlten, als sie sich umwandte. »Habt ihr's gehört?«

Nauteas schüttelte für sich den Kopf. Er hatte sagen hören, daß es nie einem Mann gelingen könne, die Frauen wirklich zu verstehen. – Das muß wahr sein, dachte er.

Die stolze, silberblonde Opis hatte sich erhoben. »Nimm auch mich«, rief sie. »Ich habe eine schöne Singstimme.«

»Nimm uns. Nimm uns alle!« flehten die Mädchen im Chor.

Kaliope lachte. »Die Königin Arge braucht euch. Wollt ihr sie alle verlassen?«

»Nein, das wollen wir nicht. Wir lieben Arge. Ach, was sollen wir tun?«

»Wir werden sehen. Wenn die Zeit kommt, wird sich das alles klären«, beruhigte Kaliope die Mädchen.

»Mein Mann ist durchaus nicht einverstanden«, sagte da Herrad. Ihre Augen funkelten Nauteas verschmitzt an. Fröhlich spielte der leichte Meerwind mit den Locken über ihrer gebräunten Stirn.

»Ach ja, er kann uns nicht leiden«, schmolte Hulla, zu

Kaliope gewandt. »Wir sind nicht so brav wie die Mädchen im Süden. Aber du, Seherin, wirst nicht auf ihn hören. Du weißt, daß wir sehr gute Tempeljungfrauen sein werden.«

»O ja, ich weiß es«, sagte Kaliope. Sie schob ihren Schleier zurück und blickte Nauteas an. Auch in ihrem klaren Gesicht stand ein neckendes Lachen.

Alle setzen sie ihre Schönheit ein, um mich wehrlos zu machen, dachte Nauteas beunruhigt.

»Dieser Mann aus dem Süden wird lernen müssen, daß im Norden immer die Frauen das letzte Wort haben«, rief ihm Herrad in sprühendem Übermut zu.

Ein dumpfes Murren kam aus den Reihen der Männer, aber die Seherin Kaliope warf den Kopf zurück und lachte so hell wie Hulla und Opis und Herrad zusammen.

Da aber stand plötzlich Arge von ihrem Sitz auf und hinkte zu Nauteas herüber. »Nein«, sagte sie. Sie zitterte, wie sie immer tat, wenn sie viele Augen auf sich gerichtet fühlte, aber sie redete tapfer fort: »Nein, meinem Herrn und Gebieter gebührt das letzte Wort, und wenn meine Freundinnen mich verlassen wollen, so ist er es und er allein, der zu sagen hat, ob das recht ist und geschehen soll oder nicht.«

Er umfaßte ihre Hand. »Ich danke dir, Retterin meines Lebens und jetzt auch meiner Würde.«

Dann stand er auf. Bauer Heimo und Antinos stützten ihn. »Vergebt mir, ihr Frauen. Plaudert weiter. Ich habe danach zu sehen, ob hier oben noch weitere Schäden entstanden sind.« So aufrecht gehend wie möglich, schritt er mit den beiden Männern und Hund bis zum Rand des Hügels.

Dort blieb er stehen. Hund richtete sich auf die Hinterbeine auf und legte die Pfoten auf die roh geschichteten Blöcke des alten halbzerstörten Steinwalles. So schien er aufs Meer hinauszublicken. Nauteas legte die Hand auf seinen Kopf, mit der anderen stützte auch er sich auf den Wall.

»Es stimmt, diese Frau hat uns gefehlt«, knurrte Antinos vor sich hin. »Jetzt ist die Weiberherrschaft vollkommen.«

»Sie hat Mut bewiesen, da sie diese weite und beschwerliche Fahrt wagte«, bemerkte Nauteas.

»Mut? Mir scheint, es ist leicht Mut haben, wenn man Seherin ist und im voraus weiß, daß alles gutgehen wird.«

Nauteas mußte lachen. Und mit diesem Lachen schien sich plötzlich auch der Nebel seiner Bedrückung zu lichten. – An meinem ganzen Unmut sind ja nur der Seewolf Hara und meine Wunde schuld, dachte er. Hier stand ich an jenem Mittsommertag vor einem Jahr mit Herrad, und alles war Sonne und Glück und Zukunft. Ist es jetzt anders? Sollte ich Herrads schönes Lachen nicht ertragen können, verstehe ich keinen Spaß mehr? Werde ich zu einem auf seine Würde bedachten Griesgram wie mein Bruder Temenos?

Der Wind wehte ihm frisch ins Gesicht. Das ruhig wogende Meer spiegelte den klaren Himmel. Die Möwen schossen wie Silberstreifen darüber hin. »Mutiger junger König . . .« Was zu geschehen hat, nur das allein ist wichtig, dachte er.

Er wandte sich an Antinos. »Diesen Wall müssen wir wieder errichten, damit uns die Sturmflut nicht eines Tages das neue Heiligtum wegschwemmt.«

»Samt der Seherin und ihren heiligen Jungfrauen. Das wäre noch nicht das Schlechteste«, knurrte Antinos.

Wieder lachte Nauteas. »Laß sie leben, Antinos. Sie wird unserem Ruhm dienen.«

»Und dieser Gott aus Delphi? Was wird da kommen? Ein Priester mit einer Lyra im Arm?«

»Ich denke wohl.«

»Brauchen wir den?« fragte Antinos.

Nauteas fiel ein Wort ein, das der alte Weise einmal gesagt hatte: Es kommt darauf an, was dein Volk glaubt . . . »Ja«, sagte er. »Sein Erscheinen wird die Hoffnungen und den Glauben vieler stärken.«

Hund blaffte kurz. »Was sagst du?« fragte ihn Nauteas. Er blickte in die Weite. Wie damals, als er zum ersten Mal hier auf dem Heiligen Hügel gestanden hatte, kam von der

Felseninsel her ein großer Vogel durchs Blau gezogen. Er glitt näher, kreiste auf bewegungslosen, weit ausgebreiteten Schwingen, stieß nieder, stieg auf . . .

Wie Nauteas ihm zusah, fielen ihm wieder die Schwäne ein, die er hier zusammen mit Herrad über sich hatte wegziehen sehen. Und plötzlich dachte er: Die Schwäne kommen im ersten Frühjahr. Dann fliegen sie weiter in den hohen Norden. Schwäne im Mittsommer? Ein leichter Schauer durchlief ihn. »Auserwählte Verstorbene, die gewürdigt sind, dem Gott zu dienen?« Hymon an der Spitze. Njördis am Ende des Zuges? Nein, möglich war das nicht. Und doch . . .

»Es gibt viel Rätselvolles«, sagte er, zu Bauer Heimo gewandt.

Der nickte, »Es ist unsere Aufgabe, uns dem Rätselvollen zu stellen und es in Kraft zu verwandeln«, raunte er dunkel.

Nauteas sah dem kreisenden Vogel zu, die Hand auf Hunds Kopf. Und je länger er schaute, desto mehr war es ihm, als höben ihn selbst starke Flügel in die winddurchwehte Weite hinaus. Immer höher schien er zu steigen, Freiheit war um ihn, Mut in seinem Herzen, Hoffnung in seinen Augen. Erst langsam kam er zur Erde zurück und fand sich wieder an der alten Mauer stehend, Heimo und Antinos an seiner Seite.

»Ich glaube, es ist wahr, daß die Götter uns manchmal Zeichen geben«, sagte er zu Bauer Heimo. Und dann nach einem Schweigen: »Ich habe jetzt wieder Mut und Vertrauen. Wird das genügen?«

»Es genügt, König«, antwortete Heimo.

NACHWORT

Der Roman »Rückkehr nach Atlantis« ist als Ergänzung meines Buches »Ein König in Atlantis« gedacht. Dort führte der Weg der Handlung unabwendbar abwärts zur weltweiten Naturkatastrophe, zur Überflutung der Heiligen Insel des Nordens wie zur tragischen Verwüstung der Länder am Mittelmeer und zum Tod des jungen Königs Hyllos im Zweikampf, der für ihn, den von Zweifeln gequälten Sohn einer Endzeit, die einzige Möglichkeit bot, sich im Opfer zu bewähren. Nun aber beginnt mit dem neuen Zeitalter auch ein neuer Aufstieg. Die Urenkel des Hyllos haben endlich den Peloponnes, den sie als ihr Vätererbe betrachteten, erobert und werden auf ihm sesshaft. Der Jüngste von ihnen aber wagt die Schifffahrt in die alte Heimat, den bereits sagenhaft gewordenen Norden, um dort König und Helfer der verarmten Restbevölkerung zu werden und dem wieder aus dem Meer getauchten »grünen Hügel« sein Heiligtum zurückzugeben.

Im Vorspiel des neuen Romans bin ich weithin der griechischen Heraklidensage gefolgt, wie sie Gustav Schwab in seinen »Sagen des klassischen Altertums« erzählt. Die Sage enthält vermutlich gerade in ihren späteren, den von mir benutzten Teilen viel Authentisches und ist hier fast mehr Historie als Sage. Die Urenkel des Hyllos, die Könige Temenos, Aristodemos und Kresphontes, wie auch die Zwillingssöhne des Aristodemos sind sicher geschichtliche Persönlichkeiten (Aristodemos war als Ahnherr der Spartanerkönige Vorfahr des berühmten Leonidas). Der vierte Bruder allerdings, Nauteas, der Seefahrer, wurde von mir hinzuerfunden, wie auch alle seine Erlebnisse im alten

Teuta-Land. Doch hätte er gelebt, so könnte seine Geschichte wohl so verlaufen sein, wie ich sie erzählt habe.

Die Darstellung der Verhältnisse im Norden Europas, hundert Jahre nach den großen Überschwemmungen von 1220 v. Zw. beruht auch hier auf langjährigen Studien, vor allem bilden die Forschungen Jürgen Spanuths wieder die Grundlage.

Was die Bodenforschung bis jetzt über die Zeit aussagen kann, in der sich in Südsandinavien und Norddeutschland das eigentliche Germanentum entwickelt hat, ist allerdings dürftig genug. Abgesehen davon, daß unbegreiflicherweise die Facharchäologie noch weithin daran festhält, die Katastrophen samt Klimaänderung und Folgen um 400 Jahre zu spät (also um 800 statt um 1200 v. Zw.) anzusetzen, sind die Grabfunde des betreffenden Zeitraums ausgesprochen unergiebig. Die großen Fundlücken der ersten Jahrhunderte nach dem Klimasturz erklären sich durch die vor 1200 erfolgte radikale Dezimierung der Bevölkerung. Aber auch die Brandgräberfriedhöfe der späteren Jahrhunderte ergeben, wie es bei Verbrennung der Toten nur natürlich ist, sehr wenig datierbare Beigaben. Neue Ausgrabungen haben aber wenigstens gezeigt, daß in Jütland größere Bauernhöfe weiterbestanden und daß hier wie auch auf den dänischen Inseln der Lebensstandard etwas höher war als zum Beispiel in der stark verarmten Teuta, dem heutigen Schleswig-Holstein und Südjütland.

Zum Glück können aber jetzt unsere Kenntnisse durch die schriftlichen Berichte früher griechischer Autoren ergänzt werden, die Spanuth für diese Werdezeit des Germanentums fruchtbar gemacht hat. Es handelt sich um die Nachrichten über das »Hyperboreerland«, das Land hinter dem Nordwind, die Apollonios von Rhodos, Herodot, Euripides und andere zum Teil aus älteren Schriftstellern zitiert haben: die Berichte über das Land der »frommen Hyperboreer« am nördlichen Okeanos mit seiner heiligen Insel »Elektris« (oder »Helixoia«), dem Fluß Eridanos (Eider), den im ersten Frühjahr die nordwärts ziehenden

Singschwäne bevölkern (was sie heute noch tun) und der die »Tränen des Gottes«, das Elektron, also den Bernstein, an die heiligen Gestade spült. Sie beruhen, auch wenn sie sagenhaft ausgeschmückt sind, ohne Zweifel auf wirklichen Tatsachen. Und sie können kein anderes Land meinen als eben das Land der Teutonen oder Teutanan an der Nordseeküste, denn nur dieses war das alte Bernsteinland der Antike (der Ostseebernstein gelangte erst seit der römischen Kaiserzeit in den Süden). Man hat gelegentlich geglaubt, das Hyperboreerland der Griechen im Norden von Thrakien suchen zu sollen, aber das ist verfehlt, denn dort – etwa in Ungarn – gibt es weder einen Ozean, noch Singschwäne und schon gar keinen Bernstein. Auch die Erzählungen vom Besuch Apollos in seiner alten Heimat, wohin er im Schwanenwagen von Delphi aus fährt, um dort das Recht zu künden, dürften nach meiner Meinung auf einem wirklich ausgeübten Brauch beruhen. Jedenfalls hat durch längere Zeit hindurch ein Austausch von Gesandtschaften zwischen den dorischen Heiligtümern Delphi und Delos und dem Inselheiligtum Poside-Apollo im Norden stattgefunden. Man hört von weisen »Hyperboreern« und »heiligen Jungfrauen«, deren Gräber heute noch in Delos gezeigt werden, die mit Opfern aus dem Norden kamen und dann als Tempelpriester oder Priesterinnen im Süden blieben. Später, so heißt es, konnten die Gesandten die weite Reise ihrer Gefährlichkeit wegen nicht mehr unternehmen, und die traditionellen Opfern wurden von Volk zu Volk weitergegeben, bis sie Griechenland erreichten. In der eigentlichen »klassischen« Zeit der Griechen, also nach 600 v. Zw., bestand die Verbindung mit dem Hyperboreerland nicht mehr, sie wurde zur Sage.

Immerhin, wir erfahren durch sie einiges aus der »dunklen Zeit« des Nordens, was ganz und gar nicht dunkel wirkt. Mögen bei diesen Erzählungen auch noch Erinnerungen an die »goldene Zeit« vor den Katastrophen mitschwingen, sie spielen doch eindeutig in jenen Jahrhunderten, als die Dorer bereits im Süden Fuß gefaßt und die hohen

Heiligtümer Delphi und Delos errichtet, beziehungsweise ausgebaut hatten – also nach 1100 v. Zw. Wir erfahren durch sie, daß die Heilige Insel – mindestens zum Teil – wieder aus dem Meer getaucht war, und auch, daß sie offenbar etliches von ihrem alten Glanz zurückgewonnen hatte. Tatsächlich hat sie bis ins frühe christliche Mittelalter hinein bestanden – später unter dem Namen »Fositesland« (der Göttername Poside wurde bei der ersten germanischen Lautverschiebung zu »Fosite«, wie überhaupt die indogermanische Sprache des bronzezeitlichen Nordens dem Alt-Griechischen noch ziemlich nahegestanden haben muß). Das Heiligtum Fosites wurde erst um 780 durch christliche Missionare zerstört, ebenso die berühmten Weltsäulen, die noch die Flotte des Römers Drusus in der Nordsee suchte, ohne sie zu finden. Die Insel war auch bis zuletzt Königssitz, 690 n. Zw. hielt auf ihr der Friesenkönig Radbod Gericht, und König Waldemar II. von Dänemark hatte dort noch im 13. Jahrhundert ein »Hus«, das immerhin so groß gewesen sein muß, daß er mit seinem ganzen Heer dort Hof halten konnte. Auch Bischofssitz ist die kleine Insel eine Zeitlang gewesen, ein Zeichen für ihre Bedeutung.

Erst die Sturmfluten des Mittelalters zerstörten sie Stück für Stück, bis nur noch die Felsen des heutigen Helgoland (Heiligland) blieben, aber Jahrhunderte lang vermochten noch die Fischer bei Niedrigwasser die Stellen zu zeigen, wo einst Königsburgen und »Heidentempel« gestanden hatten, und, wie sie sagten, »eine goldene Stadt versunken« war.

Für meine Annahme, das alte Geschlecht der Atlantiden, der Söhne der göttlichen Zwillinge (Platos Atlantis-Bericht erzählt von ihnen), habe nach dem Wiederauftauchen der Heiligen Insel auch wieder dort gelebt und geherrscht, gibt es nur ein einziges unsicheres, aber eindrucksvolles Zeugnis, nämlich die Verse 60–62 der »Völuspà«, der »Seherinnenrede« aus der in Island im 13. Jahrhundert n. Zw. aufgezichneten »Edda«. Ich habe sie meinem Roman als Prolog vorangestellt. Spanuth hat sicher recht, wenn er vermutet, daß in der »Völuspà« Erinnerungen aus der Katastrophen-

zeit um 1200 v. Zw. stecken. Die dort vorkommenden Namen weisen eindeutig nach Schleswig-Holstein. Und die genannten Verse klingen teilweise erstaunlich mit den Aussagen des Atlantisberichtes Platos zusammen. Hier wird nicht nur vom Wiederauftauchen versunkenen Landes gesprochen, sondern auch von der Rückkehr der Götter (wobei Balder sehr wohl für Poside stehen könnte) und davon, daß nun wieder »im weiten Windheim« die »Söhne der Zwillinge« wohnen werden.

Spanuth meint, auch den germanischen Götterkreis der »Asen« auf der Heiligen Insel der »goldenen Zeit« ansiedeln zu können. Hier treten nun Schwierigkeiten auf. Denn es ist absolut klar, daß der germanische Götterkreis in dieser Zusammensetzung in der Bronzezeit im Norden noch nicht bestanden hat. Vor allem fehlt sein beherrschender Mittelpunkt, Odin-Wodan, die geheimnisreichste und interessanteste Göttergestalt der indogermanischen Welt, der Herr der Ekstase, sowohl der dichterischen wie der kämpferischen, der Erreger wie Beschwichtiger der Stürme, der Wilde Jäger und Anführer des Totenheers, der einäugige Wanderer im blauen Himmelsmantel, der stets nach den letzten und tiefsten Geheimnissen des Daseins fragt und befragt wird.

Die nordeuropäische Bronzezeit kennt ihn nicht, das sagen die Funde wie die Überlieferungen mit aller Deutlichkeit. Im europäischen Norden herrscht in dieser Epoche nur der Lichtgott Posideos, der junge Sonnenwagenfahrer, Rechtsprecher und Schwanengott, der später vielleicht in Freyr und Balder, sicher in Fosite (oder Forseti) und im griechischen Apollo weiterlebt. Seine Weltsäulenbilder mit der den Himmel tragenden »Volute«, seine Sonnenscheiben und Sonnenzeichen, seine Pferde und Schwäne finden sich überall in der reichen Schmiedekunst der nordischen Bronzezeit, sie sind mit den auswandernden Nordleuten nach Griechenland, Italien und ins Philisterland Palästina gezogen, ebenso über den Balkan und Ungarn nach Osten und Südosten und schließlich mit der frühkeltischen Hallstattkunst fast um die ganze Erde gewandert. Aber nirgends in

diesen Bereichen finden sich Odins Wölfe oder Raben. Weder die Dorer noch die Philister, die doch in der Katastrophenzeit direkt aus dem Norden und von der »Heiligen Säuleninsel« kamen, wußten etwas von Odin-Wodan. Diese Gestalt und ihr mystischer Kult müssen erst im Lauf des letzten Jahrtausends v. Chr. in die Länder Nordeuropas eingedrungen sein, nicht später, denn die Römer sprechen, sobald sie anfangen, sich mit den Germanen zu beschäftigen, von ihm als von deren oberstem Gott, nur daß sie ihn nach ihrer Weise »Merkur« nennen.

Der »Wode« dürfte wohl aus dem Osten gekommen sein. Die noch aus der Zeit vor 1000 v. Zw. stammenden »Veden«, die heiligen Lieder der indischen Arier, kennen ihn unter dem Namen »Vāta«, und schon hier zeigt er alle die Eigenschaften des Sturm- und Ekstasegottes, die er später im germanischen Norden aufweist.

Ich habe mir erlaubt, die ersten Versuche der Odinsreligion, in den Norden Europas vorzustößen, bereits in die Zeit um 1100 v. Zw., in der mein Roman spielt, zu setzen. Mit ihr kommt die ebenso urtümliche wie tiefsinnige Mystik, die später die »Edda« beherrscht, und es kommt auch jene spezielle Art von »Zauberei«, deren Herr und Meister Odin-Wodan ist.

In einigen Besprechungen meines Buches »Ein König in Atlantis« wurde beanstandet, daß sich darin die Nordleute der Bronzezeit unter anderem mit »Magie« und »ekstatischem Hellsehen« befassen. Es wäre aber sehr seltsam, wenn sie das nicht getan hätten. In allen frühen Kulturen, wie auch noch bei den heutigen Naturvölkern waren und sind »Zauber« und »Wahrsagen« unabdingbare Teile des religiösen Lebens. Es handelt sich bei den magischen Praktiken einerseits um Einwirkungen psychologischer Art, andererseits um die Ausnutzung tatsächlich vorhandener magnetischer Kräfte. Jene Menschen, die der Natur näher standen als die heutigen, benutzten noch unbefangenen jene Möglichkeiten, die ihnen (wie vieles andere in der Natur) zwar geheimnisvoll und darum von jenseitigen Mächten verur-

sacht, aber dennoch wirklich wirksam vorkamen, während der heutige Mensch sie meist ableugnet, weil solche Möglichkeiten nicht in sein durchaus rational-physikalisch ausgerichtetes Weltbild zu passen scheinen. Auch das echte »Hellsehen«, wie die sogenannte »eidetische Veranlagung«, die Fähigkeit nur in der Vorstellung vorhandene Erscheinungen als wirklich zu sehen (ähnlich wie jeder Mensch es bei ausgeschaltetem Wachbewußtsein im Traum erlebt), war und ist bei Völkern mit jugendlichem Entwicklungsstand bedeutend verbreiteter als zum Beispiel im modernen Europa.

Nicht einzusehen aber ist, warum das Nordeuropa der Bronzezeit – die immerhin mehr als 3000 Jahre zurückliegt – hier eine Ausnahme von der Regel gebildet haben sollte. Ihre Religion ist, das zeigt sich deutlich, unmittelbar aus der der steinzeitlichen Megalith-Kultur erwachsen, die eine ausgeprägte Mysterienreligion besaß und sicher magische Praktiken verwendete. Auch das Heiligtum auf der Nordseeinsel ist ohne Zweifel bereits in der Steinzeit erbaut worden, und deren Kult wie deren Götter lebten hier in einer bruchlosen Tradition weiter. So dürfte auch der Norden der Bronzezeit seine »Mysterien« und seinen »Zauber« gehabt haben, und was in dieser Beziehung später mit der Odins-Religion eindrang, war vielleicht urtümlicher und »wilder«, aber aus der gleichen frühindogermanischen Wurzel gewachsen.

Wir müssen uns klar darüber sein, daß wir Heutigen uns kaum noch eine Vorstellung davon machen können, wie stark das Leben der damaligen Menschen von Religion durchsetzt und beherrscht war. Wir sehen es bei Homer: Die Götter waren allgegenwärtig, überall griffen sie persönlich in das Geschehen ein, ihre »Epiphanie«, ihre Erscheinung, wurde wirklich erlebt. Die Menschen empfanden jugendlicher, kindhafter, ihre Phantasie arbeitete stark und ungehemmt. Nicht von äußerlichen Reizen überflutet wie wir, waren sie beeindruckbarer, und religiöse Vorstellungen erregten, bewegten und leiteten sie weit mehr als uns. Die

vielen ungelösten Fragen, denen sie auf Schritt und Tritt begegneten, konfrontierten sie überall mit dem Geheimnis und zeigten ihnen rätselvolle lenkende Mächte hinter dem nie ganz zu begreifenden Geschehen in Natur und Menschenleben. Dieser Geisteshaltung konnten sich auch die im Grund eher nüchtern veranlagten Nordleute im entsprechenden Stand ihrer Entwicklung nicht entziehen (man sieht das noch in den späten Isländersagas).

So ist auch Nauteas, der »Held« dieser Erzählung, in doppeltem Sinne jung: jung an Jahren und, trotz eher nüchterner Veranlagung, Sohn einer jungen Zeit. Wie ein solcher Mensch mit den Aufgaben fertig zu werden versucht, die die Götter seiner Epoche ihm stellen, das erzählt dieser Roman.

Verhagen

—
Rückkehr
nach

ATLANTIS